Die symbolik der bienen und ihrer produkte in sage, dichtung, ...

Johann Philipp Glock, Virgil, Bernard ...





Preisgekrönt!

p. 134–144. [illegible]
p. 147. Simson – der Sonnemann.
Die p. 336. – Virgil.
p. 313–318. Honigthau.
Bienen des Kaisers [illegible] Chifflet [illegible] Tournay 1654.

Symbolik der Bienen

und ihrer Produkte.

p. 139–140. Apis, [illegible] Stier, ohne Begattung entstanden. Seine Mutter, die Kuh, ebenfalls jungfräulich geblieben. (Jo)

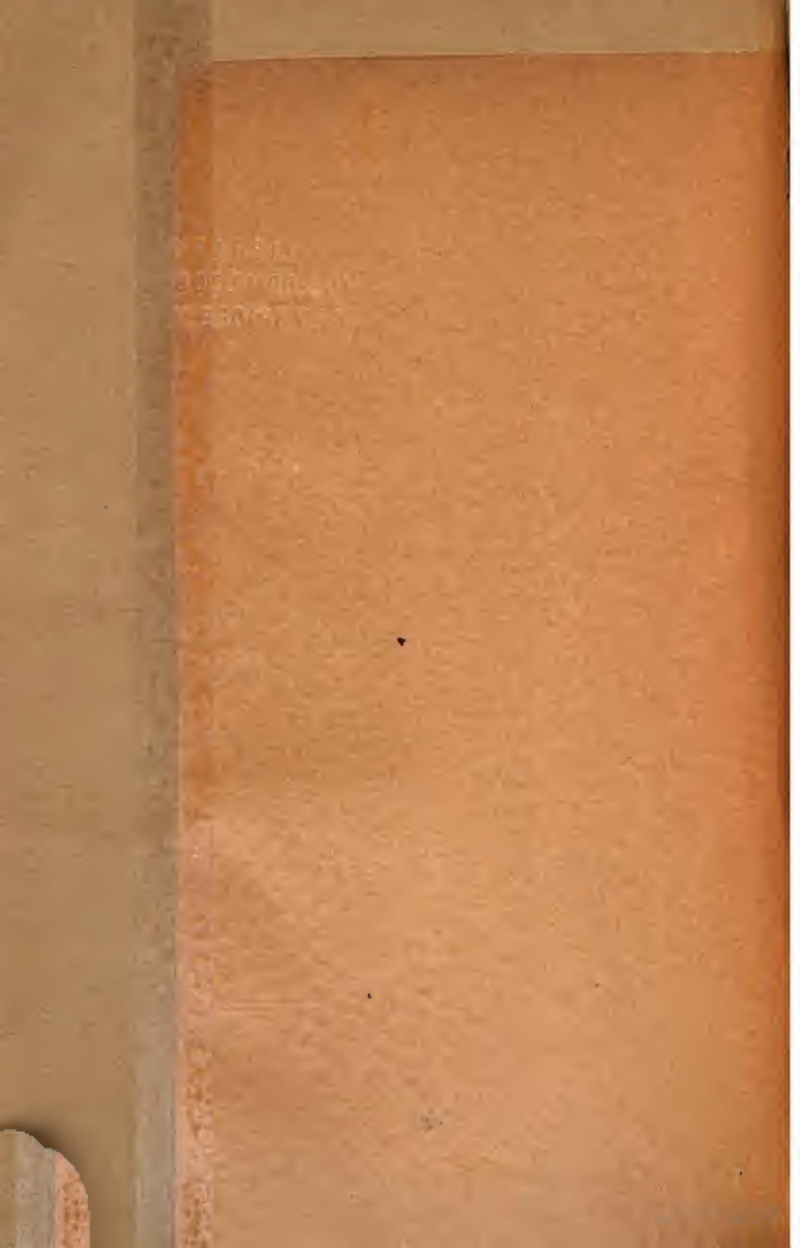
Von

Joh. Ph. Glock.

Zweite Ausgabe.

Die Vorrede ist datiert: Wolfenweier, bei Freiburg, Baden. Ostern 1897.

Heidelberg.
Verlag der vorm. Weiß'schen Universitäts-Buchhandlung
Theodor Groos.



Die

Symbolik der Bienen

und ihrer Produkte.

D. Hym

Pp. 321-411 missing.

Die Symbolik der Bienen und ihrer Produkte

in

Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen der Völker.

Eine kulturgeschichtliche Schilderung des Bienenvolkes auf ästhetischer Grundlage.

von

Joh. Ph. Glock.

Zweite Ausgabe.

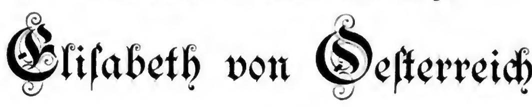


Heidelberg.
Verlag der vorm. Weiß'schen Universitäts-Buchhandlung
Theodor Groos.

Von dem

unter dem allerhöchsten Protektorate

Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin



stehenden

Wiener Bienenzüchter-Verein

mit dem I. Preise gekrönt.

Vorwort.

Unter den Bienenzüchtern gilt mit Recht das Sprichwort: „Wer Bienen halten will, muß die Bienen lieb haben.“ Vielleicht gilt dieses Wort auch von denen, welche über die Bienen schreiben. Es sollte wenigstens also sein. Da nun beides bei dem Verfasser dieser wissenschaftlichen Untersuchung zutrifft — denn bei demselben ist die Bienenzucht von des seligen Großvaters Zeiten her ein Stück Familientradition — so wäre derselbe a priori zur Abfassung einer Bienenschrift berechtigt. Ob er dazu befähigt war, ist freilich eine andere Sache. Darüber wolle der geneigte Leser entscheiden.

Nicht wollte der Verfasser mit der Veröffentlichung dieser Studie, der Frucht langjähriger Bienenarbeit des Suchens und Sammelns, die Zahl der naturwissenschaftlichen und technischen Bienenbücher vermehren. In diesem Gebiete, welches allerdings für die Praxis der Bienenzucht das Hauptgebiet der apistischen Litteratur bleiben wird, haben die Großmeister und Kleinmeister das Ihre gethan, jeder nach dem Maß seiner Erkenntnis und Erfahrung, so daß es nachgerade für die Prosa der Bienenkunde und Bienenzucht der Lehrbücher fast mehr als genug geben dürfte.

Dagegen ist die Poesie der Bienen und ihrer Produkte — und eine solche hat es bei allen bienenzuchttreibenden Völkern aller Zeiten und Zonen gegeben — viel zu wenig beachtet worden. Und doch ist es eine ganze Fülle des Guten, Wahren und Schönen, was der in das Leben und Weben der Bienen sich versenkende Menschengeist entdeckt, woran Herz und Gemüt sich erwärmt, begeistert und erbaut haben. Ja, es liegen in dieser poetischen Bienenlitteratur wahre Schätze und echte Kleinodien und Perlen verborgen, wie solche kein anderes Gebiet der Naturdichtung im gleichen Umfange aufzuweisen hat. Nur ergeht es diesen poetischen Schätzen in der Litteratur der Bienen wie allen Schätzen: sie sind nicht leicht zu heben. Einmal liegen diese Schätze nicht auf der Oberfläche des Tages, sondern müssen zumeist tief unten gesucht werden im Schoße der Geschichte und Litteratur der Völker, ja in dem allertiefsten Schacht des Volkslebens, über welchem das Dunkel der Sage geheimnisvoll gelagert ist; sodann werden sie nicht immer als eitel Gold und Silber am Fundort zu Tage gefördert, oft sind Schlacken und viel taubes Geröll dabei, welche dann erst säuberlich ausgeschieden werden müssen; endlich sollte man, um über die Bienen, diese „Lieblinge der Musen", zu schreiben, selber ein Liebhaber der Werke der Musen sein. Das alles leistet dem wissenschaftlichen Forscher die Symbolik. Aus diesem Grunde haben wir unserer Schrift, welche wir auch eine Anthologie der Bienenpoesie aller Zeiten hätten nennen können, den Namen Symbolik gegeben, um damit von vornherein die wissenschaftlichen Prinzipien, welche maßgebend waren, zu bezeichnen.

Die außerordentliche symbolische Natur unseres Insektes ist selbstredend für den, der sich mit ihm beschäftigt, auch unbestritten anerkannt. Uns liegt ob, auf Grund dieser symbolischen Natur, wie sich solche jedem Volke nach einer besonders wichtigen Seite offenbarte, die symbolische Bedeutung der Bienen für das religiöse, künstlerische und dichterische Leben jedes Volkes nach den Quellen zu untersuchen, im Zusammenhang mit dem jeweiligen Volkscharakter zu begreifen und die Hauptmomente, die Resultate unserer symbolischen Darstellung, in vergleichender Darstellung vorzuführen. Einzelne Bemerkungen, wie sie in dieser Richtung da und dort in apistischen Büchern und Zeitschriften, in Gestalt von gelegentlichen Citaten philologischer Kommentatoren auftauchen, können der Symbolik eines klassischen Kulturtieres nicht genügen. Auch handelt es sich auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaften nicht mehr blos um Griechen und Römer, wenn das große Reich des Symbolischen betreten wird. Die großen Kulturvölker des fernen Ostens, die uns geistig näher stehen als unseren Vätern, wollen beachtet sein.*) Es ist Pflicht und Bedürfnis zu wissen, wie sich derselbe Gegenstand oder dieselbe Idee in den verschiedenen Vorstellungsweisen der Völker von den ältesten Zeiten an abgespiegelt hat. Die möglichst vollständige Sammlung und Vergleichung aller einschlagenden Sagen, Dichtungen, kultischen Einrich-

*) Vgl. Lenz: „Zoologie der alten Griechen und Römer" S. 562 f.
Keller: „Die Tiere des klassischen Altertums in kulturgeschichtlicher Beziehung." (Gerade die Biene fehlt!)
Angelo de Gubernatis: „Die Tiere in der indogerman. Mythologie" (übers. von Hartmann), Kap. IV, S. 506 f.

tungen und künstlerischen Darstellungen eröffnet zum Schluß eine interessante Perspektive auf das trotz der lokal und historisch motivierten, individuellen Besonderheit der einzelnen Völker immerhin vorhandene Gemeinsame des Anschauens und Empfindens der Menschheit als solcher. Die Bienensymbolik dürfte somit in ihrem bescheidenen Teile dazu beitragen, das interessante kulturhistorische Prinzip, welches anerkanntermaßen die Tier-Mythologie und -Symbolik beherrscht, mitaufzuhellen und bereichern zu helfen. Hier gilt in Wahrheit: „maxima in minimis."

Wolfenweier,
bei Freiburg (Baden)
Ostern 1897.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Dritter Teil.

Klassische Beilagen zur Symbolik der Bienen aus dem Buche der Weltlitteratur.

Beilage I.

Virgils Landbau-Gedicht, IV. Buch.

Beilage II.

Bernard de Mandeville's „Bienenfabel“.

Beilage III.

Der Ämsen-Immenkrieg

von Ferdinand Bereslas.

Einleitung.

Die mythologische und ästhetische Bedeutung der Symbolik.

„Viel sind der Wunder fürwahr,
Und fesselnd mehr als der Wahrheit Wort
Täuscht der Sterblichen Seele die Dichtung
Mit vielfach verschlungenen bunten Sagen.
Der Anmut Zauber, der alles den Sterblichen
Süßer macht und mit Würde bekleidet,
Verlockt zum Glauben oft an Unglaubliches."
(Pindar.)

Die Mythologie, in deren weites Gebiet unsere symbolische Studie über die Biene und ihre Produkte einschlägt, ist mit Recht die Kindersprache des menschlichen Geschlechtes genannt worden. Die Phantasie des Kindes glaubt an die Beseelung der einzelnen Naturgegenstände. Alles Sichtbare, Gegenständliche, Objektive ist der Ausdruck und das Werk unsichtbarer Kraft und Wahrheit. Das ist die große Idee, welche auch im Glauben jedes Kindes schlummert, welche auch im Gemüte der kindlichen Menschheit, der Völker aller Zeiten und Zonen vorhanden war und noch ist.

Groß, unermeßlich wie die Erscheinungen der sinnlichen Welt selbst, ist das Reich, in dem die menschliche Phantasie diese ihre Objekte sucht. Himmel und Erde, Tag und Nacht, Blitz und Donner, Regen und Sonnenschein, das Größte wie das Kleinste in Tier- und Pflanzenwelt und nicht zuletzt der Mensch, der zur Herrschaft berufene König der sichtbaren Schöpfung, wird in dieses dichterische Schaffen der Phantasie hineingewoben. So unerschöpflich nun einerseits das Leben ist, das die Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Bildungen und

Erscheinungen entwickelt, so groß ist andererseits die Verschiedenheit, in welcher die jedesmalige Individualität eines Menschen und Volkes einen und denselben Naturgegenstand auffaßt. Daher die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Natursymbole untereinander und jedes einzelnen wieder für sich. Wie eigentümlich lokal ist z. B. für den Inder der Elefant, dieses heiligste Tier seiner Symbolik, für den Ägypter der Scarabäus, als Symbol der Zeugung und des Weltganzen, für den Araber das Kamel, das Schiff seiner Wüste, für den Germanen die Esche oder Eiche, diese Urbäume seiner Wälder! Wie verschieden gestaltet sich ein und dieselbe Naturerscheinung, wenn z. B. der Mond in seinem ersten zunehmenden Stadium dem Orientalen als ein silbernes Hufeisen erscheint, das der Rappe der Nacht auf dem Galoppe durch die gestirnten Räume des Himmels verloren hat, dem Ägypter als ein silberner Nachen, in welchem die Göttin des Mondes auf den dunkeln Wogen der Nacht sanft und still dahingleitet, dem Hellenen als die leuchtende Sichel, die den Uranos verstümmelt und der aus dem Schaume des Meeres auftauchenden Göttin der Schönheit und Liebe das Dasein gegeben. Anders symbolisiert ein Ackerbau treibendes Volk, anders ein Nomaden- und Jägergeschlecht, anders eine vorzugsweise kriegerische Nation: dem ersteren sind z. B. die weißen Wölkchen am Himmel ebensoviele Rinder und Kühe, die mit ihrer Milch die Erde tränken, dem zweiten eine Lämmerschar, die dahinflieht „wie wenn der Wolf die Herde scheucht", dem dritten ein Kriegszug schneller Rosse, deren Hufschlag am Firmament das Donnergetöse hervorbringt.

Daneben giebt es aber auch eine ganze Reihe Symbole — und das sind eben vorzugsweise Tiersymbole — welche bei allen Völkern eine fast gleichlautende Deutung erfahren. So symbolisiert der Löwe durchweg den heroischen Mut, der Adler die himmelanstrebende Kraft, der Fuchs oder die Schlange die verschlagene List, der Schmetterling die sich selbst erneuernde Lebenskraft — die Biene vorzugsweise das gesellige und gesetz-

mäßige Leben der staatlichen Ordnung, den rastlosen Fleiß, die männliche Wehrhaftigkeit und Treue des Volkes u. s. f.

Für die jugendliche Menschheit war diese Symbolik von unendlichem Wert. Ein glücklich gefundenes Symbol war für sie die im Geiste aufkeimende Idee selbst eine lebendige augenscheinliche Offenbarung, eine Inspiration des von der Phantasie erleuchteten Verstandes, welche auf das nachmals Begriffene hindeutet, es im voraus zur Ahnung und Anschauung bringt. Je genauer die jeweilige Naturerscheinung und die Vorstellung der Idee im Menschengemüt zusammentreffen, destomehr wird das Symbol naturwahr und dient mit Recht zum Pfande der Wahrheit und Gewißheit. Wir können in dieser Richtung nicht genug den wunderbaren, ich möchte sagen, instinktiven Takt des symbolisierenden Menschengeschlechtes bewundern.

Diese Symbolik war aber für die Völker in ihren Kindheitsjahren kein müßiges Spiel der Phantasie, sondern psychologische Notwendigkeit und feierlicher Ernst; sie allein konnte mit ihren dem Naturleben mit Kindesaugen abgesehenen Bildern und Gleichnissen die erwachenden religiösen Gefühle festhalten und zur Darstellung bringen. So ist die Symbolik der substantielle Kern aller Naturreligion und jeglichen Kultus; die Symbolik hat immer einen mythologischen Charakter; ihre Bilder und Zeichen haben eine hieratische Bedeutung im Kultus.

Nicht minder groß ist die ästhetische Bedeutung der Symbolik. Die mythologisierende Symbolik ist, auf ihre psychologische Entstehung angesehen, als ein unmittelbares Produkt der dichtenden Phantasie, Poesie. In der Mythologie konnte, wie Schelling (Einleitung zur Philosophie der Mythologie S. 54 f.) überzeugend nachgewiesen hat, nicht irgend eine Philosophie wirken, welche die Gestalten erst bei der Poesie zu suchen hat, sondern diese Philosophie war selbst wesentlich zugleich Poesie, ebenso umgekehrt: die Poesie, welche die Gestalten der Mythologie schuf, stand nicht im Dienste einer von ihr verschiedenen Philosophie, sondern sie selbst und wesentlich war

auch Wissen erzeugende Thätigkeit, Philosophie. Dies letzte bewirkt, daß in den mythologischen Vorstellungen Wahrheit, doch nicht bloß zufällig, sondern mit einer Art von Notwendigkeit sein wird; das erstere, daß das Poetische in der Mythologie nicht ein äußerlich Hinzugekommenes, sondern ein Innerliches, Wesentliches und mit dem Gedanken selbst Gegebenes ist. Muß man doch erkennen, daß von wahrhaft poetischen Gestalten nicht weniger Allgemeingiltigkeit und Notwendigkeit gefordert wird, als von philosophischen Begriffen. Freilich hat man die neuere Zeit vor Augen, so ist es nur wenigen und seltenen Meistern gelungen, den Gestalten, deren Stoff sie nur aus dem zufälligen und vorübergehenden Leben nehmen konnten, eine allgemeine und ewige Bedeutung einzuhauchen, sie mit einer Art von mythologischer Gewalt zu bekleiden; aber diese wenigen sind auch die wahren Dichter von Gottes Gnaden, die anderen werden doch eigentlich nur so genannt. Wo immer der Dichtergenius diesen Mutterboden der kindlichen, volkstümlichen Phantasie berührt, da wachsen ihm die besten Kräfte zu; wo die Sprache des Dichters über diese natürliche Symbolik verfügt, da haben seine Gedanken jedesmal zündende Gewalt. So ist die Poesie die berufene Begleiterin, der untrügliche Interpret des echten Volksgemütes; Mythus und Sage sind die heiligen Lieder des ursprünglichen Volksglaubens „im höheren Chor“.

Ja, bis in die Gegenwart herein ist der symbolisierende Trieb eine Macht im Volksleben geblieben; mag die Oberfläche des Volkslebens auch noch so prosaisch nüchtern und verstandesmäßig kalt geworden sein, in der Tiefe jedes gesunden Volkes sprudeln noch warme Quellen poetischer Schaffenskraft genug; es bedarf nur der Zauberrute wahrer Sympathie, um diese Quellen zu entdecken. Wir meinen das dem Volke und Kinde so in das Herz hineingewachsene Märchen, welches zu den Trümmern und Motiven der uralten Sagen und Legenden sich gesellt, als letztes verhallendes Echo des alten Volksglaubens. Der Reiz des Märchens beruht darin, daß es uns in die

Wunderwelt der Kindheit zurückversetzt und zur Frühjugend der Menschheit hingeleitet.

Endlich gehört auch das Sprichwort und der oft dunkle, mit dem Namen Aberglaube, Zauber u. dgl. verpönte Volksgebrauch als letztes Glied in der langen Kette symbolisch-mythologischer Bildungen hierher. Das Sprichwort, welches eine breite Gedankenreihe in eine scharfe, prägnante Gedankenspitze zuschleift, damit das Edelmetall der Wahrheit und Weisheit desto schärfer in Ohren und Herzen der Hörer eindringe und haften bleibe, sieht im besonderen Fall das Ideale oder Allgemeine verwirklicht. Es wird nicht gemacht, sondern thatsächlich erfunden; nur so wird es ein wahrhaftes Nationalgut. Selbst der lichtscheue Aberglaube mit seinen mancherlei groben und feinen Abstufungen, mit seinen absonderlichen Gebräuchen und Gewohnheiten erhält in diesem großen Zusammenhang eine historische und psychologische Berechtigung; er erscheint als der letzte unverstandene Niederschlag einer uralten Symbolik und Mythologie auf der taghellen Fläche des gegenwärtigen Lebens. „Nomen est mutatum, numen retentum."

Aus dem Gesagten erhellt das Recht, kraft dessen wir die Symbolik eines einzelnen symbolischen Tieres durch alle Stadien der mythologischen, kultischen und poetischen Entwicklung bei den einzelnen Kulturvölkern verfolgen und in zusammenhängender Darstellung vorführen zu dürfen glauben.

Vgl. Schelling: „Einleitung zur Philosophie der Mythologie."
Böttiger: „Ideen zur Kunstmythologie."
Baur: „Symbolik und Mythologie."
Nork: „Mythologie der Kunstsagen."
Creuzer: „Symbolik und Mythologie."
Friedreich: „Symbolik und Mythologie der Natur."
Menzel, Wolfgang: „Symbolik."
Carrière, Moritz: „Kunst und Ideale."

Erster Teil.

Die symbolische Natur der Bienen.

„Maxima in minimis."

Erstes Kapitel.

Zeugen aus allerlei Volk.

„Mancher von solchem Beweise geführt und solcherlei Beispiel
Lehrte, daß in den Bienen ein Teil des göttlichen Geistes
Wohn' und ätherischer Hauch."
(Virgil, Georg. IV., 219 f.)

Aber, so hören wir einwenden, hat denn das stille, unscheinbare und weltverborgene Bienenleben, haben Honig und Wachs, diese auf dem heutigen Weltmarkte so sehr entwerteten Bienenprodukte, überhaupt einen symbolischen Wert, wenigstens in dem ganzen Umfang, den wir im vorausgehenden Kapitel hierfür in Anspruch genommen haben? Was will denn dieses kleine Insekt, dieser winzige Hautflügler als Symbol bedeuten gegenüber den kolossalen Riesen der Tier- und Pflanzenwelt, vor deren majestätischer Kraft sich der Mensch gerne beugt? Gewiß die riesigen Dimensionen eines Walfisches und Elefanten oder eines fossilen Reptiles, etwa eines Ichthyosaurus oder Plesiosaurus aus der geologischen Vorzeit ziehen die allgemeine Aufmerksamkeit viel mehr auf sich. Den Löwen, den König der Tiere, und den Adler, den Herrscher der Lüfte, lassen wir bis auf den heutigen Tag als Symboltiere gelten. Fürsten und Völker führen beide mit berechtigtem Stolze auf Wappenschildern, Münzen und Standarten. Beide, ausgezeichnet durch heroische Kraft und diese wieder geadelt durch edlen Stolz und königliche Würde, sind die Lieblinge unserer Symbolik geworden. Eine Löwen- oder Adler-Symbolik ließe sich jeder gefallen und beide Tiere haben auch in der That schon ihre Spezial-Symboliker

gefunden. Aber kann man denn auch eine Bienensymbolik schreiben?

Es ist wahr, für die Nichtkenner — und deren sind mehr als der Kenner und Liebhaber — haben die Bienen durchaus nichts Wunderbares und Symbolisches an sich, überhaupt nichts Anziehendes und Sympathisches. Im Gegenteil, der Unverstand thörichter Menschen wirft unsere Honigbiene, diesen ältesten und wohlverdienten Adel der ganzen Insektenwelt immer noch gerne zusammen mit dem Geschmeiß der lästigen Fliegen oder gar mit dem schnöden Räubervolk der Hornisse und Wespen, dieser offenbaren Schädlinge für Tiere und Pflanzen. Die Unschuldigen müssen auch hier, wie so oft in der Welt, mit den Schuldigen leiden. Darum kommt es immer noch leider vor, daß man aus Unverstand, Bosheit oder übertriebener Furcht die lieben Bienen in Acht erklärt, verfolgt und gar tötet, oder in thörichter Verblendung, wie es noch jüngst in einem deutschen Staate vorgekommen sein soll, den Schutz des Gesetzes gegen sie verlangt, als ob sie die Blumen schädigen und die Früchte der Gärten fressen könnten, während unsere tüchtigsten Naturforscher einstimmig nachgewiesen haben, wie unter allen Insekten gerade die Bienen für eine erfolgreiche Befruchtung einer zahllosen Menge von Pflanzen, speziell auch Kulturpflanzen, die unentbehrlichsten Dienste leisten. Der schrecklichste der Schrecken ist eben der Mensch in seinem Wahn. Es gilt heute noch und zwar nicht nur den Theologen, sondern den Gelehrten wie den Ungelehrten, den Philosophen nicht minder als den Naturforschern, was der alte Friedrich Christian Lesser, weiland Pfarrherr in Nordhausen, in der Vorrede zu seiner im vorigen Jahrhundert Epoche machenden Insekto-Theologie*) zu klagen hatte:

*) D. i. vernunft- und schriftmäßiger Versuch, wie ein Mensch durch aufmerksame Betrachtung der sonst wenig geachteten Insekten zu lebendiger Erkenntnis und Bewunderung der Allmacht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit des großen Gottes gelangen könne. II. Auflage. Leipzig 1740. Lesser scheint in der ersten Hälfte des vorigen Jahr-

„Es ist bedauernswert, daß auch Theologi
— Denn Viele nehm' ich aus und spreche nicht von Allen —
Sich um des Schöpfers Werk' nicht die geringste Müh'
Zu nehmen angewöhnt. Wie kann dies Gott gefallen,
Daß seine Diener so von seinen Wundern schweigen,
Wenn sie von aller Herrlichkeit,
Macht, Majestät, Vollkommenheit
Des Schöpfers in den Kreaturen
Uns fast nicht die geringsten Spuren,
Weil sie sie selbst nicht kennen,
Auch nicht zeigen!"

Das ist's eben, „weil sie sie selbst nicht kennen!" Wer die lieben Bienen nicht kennt, nicht mit ihnen umgeht, und durch den vertrauten Umgang sie lieb gewonnen hat, der kann sie auch nicht bewundern; dem ist es unverständlich, wie sich an das wunderbare Leben dieser Insekten eine geradezu klassische Symbolik bei fast sämtlichen bekannten Kulturvölkern anschließen konnte. Darum müssen wir gewissermaßen zur empirischen Konstatierung der in dem Bienenleben implicite ruhenden symbolischen Hauptmomente die symbolische Natur der Bienen zunächst einer Würdigung unterziehen. Eine wirkliche Wunderwelt

hunderts überhaupt viele Nachfolger gefunden zu haben. Der Kuriosität halber erwähnen wir, daß Lesser selber noch eine Testuccav-Theologie (Leipzig 1744) herausgab. Ihm folgten Allwen mit einer Bronto-Theologie (1745), Rohr mit einer Pluto-Theologie (1740), Fabricius mit einer Pyro-Theologie (1732) und Hydro-Theologie (1734), Darham mit einer Physiko-Theologie und Astro-Theologie (1752). Lessers Insekto-Theologie erlebte mehrere Auflagen und wurde nach 1792 ins Französische übersetzt unter dem Titel: „Théologie des insectes ou demonstration des parfections de Dieu par W. Lesser" von P. Lyonnet (Le Haye).

Die von uns benutzte II. Ausgabe der heute sehr selten gewordenen aber um ihres urwüchsigen, gesunden Humors willen immer noch interessanten Lesserschen Insekto-Theologie befindet sich auf der Großh. Hofbibliothek in Darmstadt, deren hoher Verwaltung wir bei dieser Gelegenheit nicht versäumen unseren geziemenden Dank für die uns persönlich erwiesene Handreichung aus den seltenen Bücherschätzen gen. Bibliothek hochachtungsvoll auszusprechen.

wird sich vor unseren Augen aufthun. Wir werden staunend anerkennen, wie hier im scheinbar Kleinsten das Große und Größte, dessen wir Menschen uns rühmen, zu finden ist. Hier gilt: Maxima in minimis. Schon das ist ein Wunder und verdient aus der Wunderwelt der Bienen als erstes ausschlaggebendes Hauptmoment hervorgehoben zu werden, daß unsere Honigbiene (apis mellifica) bis auf diese Stunde der einzige Repräsentant aus dem großen Reiche der Insektenwelt ist, welcher seit den ältesten Zeiten der Menschheit domestiziert wurde und zwar nicht bei einem Volke der Menschheit allein, sondern bei allen Völkern und in allen Zonen, wo immer die Mutter Natur diesem Liebhaber der Blumen und Blüten die nektarischen Quellen freundlich erschlossen hat. Die Biene ist das einzige Insekt, welches den Kreislauf der Civilisation mitgemacht hat, so gut wie das edle Pferd, das nahrungspendende Rind, die genügsame Ziege, das geduldige Schaf und der treue Hund. Von der heißen Zone der Äquatorialländer mit ihrer paradiesischen Urwaldsflora bis an die Grenze des Polarkreises, in den noch mit Baumwuchs und Blumen geschmückten Fjorden Norwegens, oder auf unseren alpinen Hochgebirgen bis an die Grenze des ewigen Schnees und an die Ränder der Gletscher dehnt sich das Heimatland der Bienen. Wo immer Völker aus dem Urzustande der Roheit und Wildheit auch nur auf die unterste Stufe einer geordneten häuslichen, wirtschaftlichen und geselligen Lebensgestaltung sich erhoben, da gesellte sich zu den anderen bekannten Haustieren als guter Genius des Hauses die kleine Biene dazu. Sie folgte gerne dem Menschen, der auch ihr Herr und Gebieter ist, aus Bergesklüften und Waldesdunkel in den umfriedeten Garten und zum friedlichen, sicheren Hof und Heim. Sie übersteigt mit ihm die höchsten Gebirge und wandert mit ihm über die weitesten Meere. Sie hat den Auswanderer aus der alten Welt in die neuentdeckten Erdteile, nach dem amerikanischen Kontinent, der sie vorher noch nicht autochthonisch besaß, sowie nach der australischen

Inselwelt im großen Ozean begleitet, um dort, zumal in Amerika, unter der rationellen Pflege wirklicher Großzüchter in den Blumenparadiesen von Cuba, Kalifornien, Texas und Brasilien, wo früher nur das in tausend Farben schillernde Geschlecht der zierlichen aber nutzlosen Kolibris auf die Blumenweide auszog, Wunder zu thun und Hunderttausenden von Menschen einen von Jahr zu Jahr lukrativer werdenden Erwerb zu verschaffen. Der amerikanische Honig, man mag bei uns daran mäkeln soviel man will, beherrscht so gut wie der amerikanische Weizen und Mais bereits thatsächlich den Weltmarkt und die amerikanischen Großbienenzüchter, die sämtlich Berufsimker sind, haben in der Schule ihres Reverend Langstroth, dieses Dzierzon Amerikas, etwas gelernt, so daß sie den besten Meistern der europäischen Bienenzucht nicht nur ebenbürtig geworden sind, sondern in der Technik des Betriebes kraft des praktischen Erfindungsgeistes, der dem Amerikaner angeboren ist, uns längst überholt haben. Die Honigbiene ist in Amerika ein Kulturtier im eminentesten Sinne des Wortes geworden*). Nicht ohne

*) Nach einer uns vorliegenden statistischen Zusammenstellung eines für den Weltmarkt zuverlässigen Stockholmer Tageblattes (Dagens Nyheter) beschäftigte die Bienenzucht in den Vereinigten Staaten im Jahre 1890 ungefähr 300 000 Personen. Die jährliche Honigproduktion beläuft sich auf 100 Millionen Pfund im Durchschnittswerte von 15 Millionen Dollars (1 Dollar = 4 Mark). Die jährliche Wachsproduktion wird in runder Zahl auf 500 000 Pfund geschätzt, was einem Geldwerte von 100 000 Dollars entspricht. In County Noalde (Texas) hat die Bienenzucht neuerdings eine solche Ausdehnung erlangt, daß man diesen Distrikt das „Honigland“ von Texas nennt. Zwei dortige Farmer haben im letzten Jahre (1890) allein über 20 000 Pfund versandt. Ein dritter verkaufte 11 000 Pfund und ist noch im Besitze einer gleich großen Menge.

Dagegen schätzte ein Fachmann in der Luxemburger Zeitung den Honigertrag von Frankreich im Jahre 1887 nur auf 7086 Kilogramm im Werte von 9818 Frcs. (das Kilo zu Fr. 1,39) und den Wachsertrag zu 2,064 Kilogramm im Werte von 4574 Frcs. Wenn auch unsere deutsche Bienenzucht und die mit ihr auf gleicher Stufe der Ent-

Grund betrachten die Indianerstämme Nordamerikas die Bienen als Vorboten des weißen, den Büffel der Prärien als Begleiter des roten Mannes und behaupten nicht unzutreffend, daß in demselben Verhältnisse, wie die Bienen vorrücken, der Büffel und der Indianer zurückweichen müssen (Washington Irving, tour of the prairies c. 9).

Weiter ist die Honigbiene so gut wie unsere übrigen Haustiere durch eine jahrhunderte-, ja jahrtausendelange Zucht thatsächlich veredelt worden. Es bestehen für gewisse Gegenden und Länder ganz eigenartige, durch Farbe und Behaarung, noch mehr durch Vermehrungskraft und Leistungsfähigkeit sehr variierende Bienenrassen wie die Italienerbiene, die Krainerbiene und die Lüneburger Heidebiene, deren jede ihre besonderen Vorzüge besitzt. Inwieweit die von manchem unserer Bienengroßmeister empfohlene planmäßige Reinzucht die Qualität des Insektes vermehren wird, kann erst die Zukunft zeigen. Jedenfalls ist die Honigbiene als Kulturtier veredelungsfähig.

Auch insoferne ist die Biene im Kontakt mit der fortschreitenden Kultur der Menschheit geblieben, als ihre Zucht und Pflege Hand in Hand mit den Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete der Naturwissenschaften gegangen ist. Kein Zweig der Landwirtschaft, in deren Rahmen sie schon die Römer gestellt haben, hat in den letzten Jahrzehnten eine solche Umwälzung der gesamten Betriebsweise erfahren, als die Bienenzucht. Physik und Chemie wurden als Berater herbeigezogen, Männer der Wissenschaft mit Namen von erstem Rang, wie die Professoren Leuckart und Taschenberg, haben neben geborenen Bienengenies, wie Dr. Dzierzon, v. Berlepsch und vielen andern, deren Namen weithin bekannt sind, die Geheimnisse des Bienenlebens entschleiert und wissenschaftlich beschrieben. Über kein

wicklung stehende in Österreich-Ungarn bedeutendere Resultate aufweisen kann als diejenige Frankreichs, so können wir mit Amerika eben doch nicht konkurrieren.

Haustier giebt es eine solche Massenlitteratur wie über die Bienen. Bei uns Bienenzüchtern will nachgerade im buchstäblichen Sinne des Wortes alles „mobil“ machen. Und dennoch — trotz aller dieser offenkundigen Fortschritte der Bienenwissenschaft und trotz dieser bedeutenden Leistungen der Bienenzucht, wovon das nächste beste Bienenzucht-Lehrbuch Zeugnis giebt, ist das letzte große biologische Geheimnis der Bienen, das eigentliche Zentrum aller vom Bienenvolk vollbrachten Funktionen, die über das Durchschnittsmaß der gewöhnlichen tierischen Leistungen so unendlich weit hinausgehen, noch nicht enthüllt. Es giebt zur Stunde noch in Ansehung des Bienenlebens mehr als einen dunklen Punkt, über den wohl Mutmaßungen und Meinungen genug, aber noch lange keine wissenschaftlich gesicherten Beobachtungen vorhanden sind.

So ist die Biene für unser Geschlecht immer noch ein Wunder, an dem wir zu lernen haben. Gerade die Frage nach der Tierseele und den geistigen Fähigkeiten der Tiere im Vergleiche mit dem Seelenvermögen und der Geisteskraft des Menschen, die so nahe liegt und so alt ist als das menschliche Denken selbst, hat — das wolle wohl bemerkt werden — bei allen Völkern gerade durch die liebevolle Beobachtung der phänomenalen Lebensfunktionen unserer Bienen eine höchst interessante Beleuchtung erfahren, an der wir hier nicht vorübergehen können. „Den Vorzug vor allen Insekten“, schreibt schon Plinius (hist. nat. XI, 5, 4), „müssen wir den Bienen zugestehen. Wir müssen ihnen die meiste Bewunderung zollen; sie sind die einzigen bloß um der Menschen willen geschaffenen Insekten. Sie sammeln den süßen, feinen, der Gesundheit so zuträglichen Saft, welchen wir Honig nennen; sie sammeln das uns zu tausendfältigem Gebrauche so wichtige Wachs; sie arbeiten mit Ausdauer, führen Gebäude auf, bilden einen Staat, halten Ratsversammlungen ab, wählen Anführer, und haben, was das Merkwürdigste ist, bestimmte Sitten. Sie sind nur ein winziges Schattenbild der Tiere und dennoch sind sie unvergleichliche Meisterstücke der

Natur. Welche menschliche Kraft kann sich mit ihrer Wirksamkeit und ihrem Kunstsinn messen? Welcher Mann thut es ihnen an Klugheit gleich? Darin wenigstens übertreffen sie uns Menschen gewiß, daß sie alles und jedes nicht für sich, sondern nur für das allgemeine Beste thun." Und Celsus bemerkt mit berechtigter Ironie: „Wenn die Menschen sich von den Tieren unterscheiden, weil sie Städte bewohnen, Gesetze machen und eine Obrigkeit an ihre Spitze stellen, so will das nichts bedeuten; denn Bienen (und Ameisen) thun das nämliche. Die Bienen haben ihren König, welchen sie begleiten und ihm gehorchen; sie haben ihre Kriege, Siege und Metzeleien der Besiegten; sie haben Städte mit Vorstädten, regelmäßige Arbeitszeit, Strafen für die Faulen und Schlimmen.... Wenn jemand imstande wäre, vom Himmel herab auf die Erde zu blicken, welchen Unterschied könnte er entdecken zwischen den Arbeiten der Menschen und denjenigen der Bienen?" Unser Herder (Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit) nennt im Hinblick auf solche Leistungen die Tiere „die älteren Brüder des Menschen", „insofern im Tierreiche die Vorstufen zu den höheren geistigen und moralischen Fähigkeiten des Menschen, wie Vernunft, Sprache, Kunst, Staatenbildung und Gemeindeleben zu suchen sind." Huxley (natural history review 1861) meint, daß kein Unparteiischer daran zweifeln könne, „daß die Wurzeln aller jener großen Fähigkeiten, welche dem Menschen sein unermeßliches Übergewicht über alle anderen belebten Dinge verleihen, sich bis tief in die Tierwelt hinab verfolgen lassen." Der Tierseelenkunde müsse notwendig eine viel tiefere Bedeutung zuerkannt werden als früher, wo sie mehr oder weniger nur eine Spielerei von Anekdotenjägern zur müßigen Unterhaltung eines urteilsunfähigen Publikums abgegeben habe. Tito Vignoli (Über das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Tierreich S. 25) behauptet: „Das Studium der speziellen Seelenlehre des Menschen, welche die unentbehrliche Grundlage jeder allgemeinen Vernunftwissenschaft ist, entbehrt jedes Fundamentes,

wenn ihr nicht eine vergleichende Psychologie des Tierreiches zur Seite geht und dieselbe psychologische Potenz in dem Zusammenhang des intelligenten Lebens im ganzen Tierreiche betrachtet wird." „Das Tierreich bleibt sonst sozusagen ohne Kopf und der Mensch ohne Basis, auf die er sich stützen könnte." In treffender Weise macht F. M. Trögel („causeries sur la psychologie des animaux" 1856) darauf aufmerksam, daß die entwickelteren Repräsentanten der Tierwelt — und dazu rechnet er nächst den Ameisen unsere Bienen — ähnlich dem Menschen eine eigene Willens- und Empfindungskraft an den Tag legen. Er behauptet geradezu: „Wenn man von dem psychologischen Studium des Menschen zu dem Studium der Tierseelenkunde übergeht, so muß man staunen, bei den Tieren eine ganze Reihe von seelischen Erscheinungen wiederzufinden, die man eben erst in den geheimsten Falten des menschlichen Herzens und Geistes entdeckt hat. Bei jedem Schritte, den man auf diesem ungeheueren Gebiete macht, gelangt man von Überraschung zu Überraschung: Verstand und Dummheit, List und Einfältigkeit, guter und schlechter Geschmack, Herzensgüte und Bosheit, Milde und Strenge, Ungestüm und Phlegma, Ernst und Unbesonnenheit, Beständigkeit und Leichtfertigkeit, Tapferkeit und Feigheit, Mut und Prahlerei, Unerschrockenheit und Ängstlichkeit, Treue und Untreue, Zuneigung und Abneigung, Liebe und Haß, Offenheit und Hinterlist, Stolz und Bescheidenheit, Dankbarkeit und Undankbarkeit, Feinheit und Rohheit, Mitleid und Grausamkeit, Verschwendungssucht und Geiz, Mäßigkeit und Gefräßigkeit, Hoffen und Verzweifeln, Eigensinn und Nachgiebigkeit, Gehorsam und Widerspruch, Traurigkeit und Frohsinn, Zorn und Unempfindlichkeit, Faulheit und Fleiß — kurz, die Temperamente, die Leidenschaften, die guten und schlechten Eigenschaften des Menschen steigen eines nach dem andern aus dem weiten Meere des tierischen Lebens empor und überall zeigt sich dem erstaunten Beobachter das treue Abbild unseres ganzen gesellschaftlichen, industriellen, künstlerischen und politischen Lebens."

M. Carrière (Ästhetik I, S. 276) schreibt: „In der Stufenreihe der Entwicklung streben die Tiere der Menschheit zu und können wohl als deren auseinandergelegte und zerstreute Glieder bezeichnet werden, sowie die Entwicklungsgeschichte des Menschen die Stufen des Tierlebens durchschreitet. Bienen und Ameisen geben Vorspiele menschlicher Gemeinschaft und dies ihr Zusammensein macht geradezu einen ästhetischen Eindruck.“ Anakreon hat die Cicade wie eine Nachtigall der Insektenwelt begrüßt und Vischer (in seiner Ästhetik) bemerkt sinnig, wie das unendliche Summen, das die Insekten im Wohlgefühl des Lebens an schönen Frühlings- und Sommertagen anheben, wie eine allgemeine Stimme aus unsichtbarem Munde klingt, womit die Schöpfung sich selbst den Segen der Wärme erzählt.

Wer halbwegs in die Wunderwelt gerade der Kleinsten, vorab unserer lieben Bienen, eingedrungen ist, wem sie mehr sind als eine Insektenspecies, die ihn mit Honig versorgt, der wird den Lückenbüßer Instinkt längst aus seinem Bienen-Sprachgebrauch verbannt haben. Instinkt, dieses Allerwelts-Verlegenheitswort, unter dem sich jeder etwas denkt und keiner was Rechtes und Vernünftiges, ist doch nur ein leeres Wort, auf dessen Konto der Menschenverstand alles das zu schreiben gewohnt ist, das er selber nicht begreift. Nicht umsonst läßt Shakespeare seinen bacchantischen Bramarbas Falstaff, als er eben von Prinz Heinz in seiner erbärmlichen Feigheit überrascht worden ist, zur Entschuldigung die hohlen Worte vortragen:

„Instinkt ist eine große Sache!
Ich war eine Memme aus Instinkt.“

„Es giebt keinen Zufall, Zufall wäre Gotteslästerung!“ ruft unser Lessing in der Emilia Galotti aus tiefster Überzeugung, gleichsam plötzlich von der religiösen Wahrheit überwältigt. „Es giebt keinen Zufall!“ sagt Schillers Wallenstein und setzt hinzu:

„Denn was euch blindes Ohngefähr erscheint,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.“

Es giebt auch keinen Instinkt, Instinkt wäre nicht minder eine Gotteslästerung; oder wäre es keine Sünde wider unser besseres Wissen und Gewissen, wenn wir, weil es einmal so hergebracht ist, die wunderbaren Leistungen unserer Mitgeschöpfe nur als Automatenstücklein gelten lassen wollten. Unsere Menschenwürde erleidet durch dieses Zugeständnis keinerlei Einbuße und die Ehre Gottes, für die wir Menschen schon so oft in Thorheit geeifert haben, wird dadurch wahrhaftig nicht geschädigt. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündet seiner Hände Werk." Auch das Würmlein im Staub darf seinen Schöpfer ehren. Wer will es uns verwehren, wenn auch wir dem klassischen Dichter zum Lobe unserer Lieblinge nachbekennen:

„Daß in den Bienen ein Teil des göttlichen Geistes
Wohn', und ätherischer Hauch, denn die Gottheit gehe durch alle
Länder hin und Räume des Meers und Tiefen des Himmels.
Schafe daher und Rinder, der Mensch und des Wildes Geschlechter,
Jedes bei seiner Geburt entschöpf' ihr Hauche des Lebens.
Siehe, auch dorthin kehre dereinst, der Verwesung entronnen,
Alles zurück und nirgend sei Tod; es schwinge sich lebend
Unter die Zahl des Gestirns und leucht' am erhabenen Himmel."

(Virg. Georgic. IV, 220 ff.)

Doch genug der Zeugen aus allerlei Volk zum endgiltigen Beweis, daß der Menschengeist zu allen Zeiten dem Leben und Weben unserer Bienen sinnend gelauscht hat. Wer noch mehr Zeugnis verlangt, sei auf die unermeßliche Welt der Tierfabel und der Märchen hingewiesen, in die wir, soweit sie das Bienenleben berühren, in den nachfolgenden Kapiteln eintreten werden.

2*

Zweites Kapitel.

Die Wunder der Bienenstadt.

„Wie sie die Wohnung bauen
Von gold'nem Pergament,
Kann niemand je beschauen;
Kein Künstler von Talent
Kann so Bewund'rung wecken,
Die Zimmer all' sind gleich,
Gesondert mit sechs Ecken
Das Honigkönigreich."
Georg Philipp Harsdörfer,
Pegnesisches Schäfergedicht.

Aus der Vorhalle der Zeugen treten wir jetzt in das eigentliche Heiligtum des Bienenlebens selbst, wo es uns verstattet sein wird, an einzelnen besonders hervorragenden Manifestationen der unseren Bienen innewohnenden Intelligenz die symbolische Natur derselben von verschiedenen interessanten Seiten kennen zu lernen und zwar beginnen wir mit demjenigen Teil, der dem beobachtenden Menschen zunächst ins Auge fallen muß, mit dem Haus und Heim der geselligen Tiere, sagen wir gleich mit der Bienenstadt und dem Bienenstaat.

Wer heute durch die schönen breiten Straßen einer modernen Großstadt wandelt und rechts und links Haus an Haus, Palast an Palast, Villa an Villa, wetteifernd in Zweckmäßigkeit, Pracht und Gefälligkeit der mancherlei Baustile, vor seinen Augen aufsteigen sieht, wer beobachtet, wie der die Straßen füllende wirre Menschenknäuel von Großen und Kleinen, von Männlein und Weiblein, von Alten und Jungen jeden Standes und Ranges, anstatt in jedem Augenblick zusammenzustoßen und zu stocken, sich immer wieder freundlich entwirrt und friedlich weiterflutet vom Morgen des Tagewerks bis tief in die zum Tage gewordene

Nacht hinein, wer aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, wie in diesen fast unübersehbar scheinenden Riesenstädten mit ihren Hunderttausenden von Bewohnern durch die weise Ordnung der Magistrate für alle und jede Lebensbedingung im Leiblichen und Geistigen auf das Möglichste Vorsorge getroffen ist, für Licht, Luft und Wasser, diese Elemente unseres physischen Lebens, für gesunde und preiswerte Nahrungsmittel, für Unterricht und Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes, für Pflege der Kranken und Verunglückten, für Versorgung der Alten und Armen, für Erholung der Gesunden und Fröhlichen, für Bildung und Veredelung des Geistes und Gemütes in glänzend ausgestatteten Tempeln der Kunst und Wissenschaft und daß diese zahllosen Güter heute nicht mehr nur einer durch Reichtum oder gesellschaftlichen Rang privilegierten Klasse der Bevölkerung zugute kommen, sondern auf der breitesten, humansten Grundlage allen Bewohnern zur Benutzung angeboten werden, — der muß dem Genius des Guten, Wahren und Schönen, welcher über der Menschheit der Gegenwart die Fackel des Lichtes hält, den schuldigen Zoll der Bewunderung gern darbringen. Mit größerem Rechte als der gottbegnadete Dichter am Ende seines Jahrhunderts dürfen wir an der Neige des unsrigen frohlocken:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernst's, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg',
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!"

Aber, so ist's nicht immer gewesen auf Erden. Es hat viele und lange Jahrhunderte, ja Jahrtausende gebraucht, bis die Menschheit, der Fesseln ledig, im Lichte dieser Gesittung sich

bewegen und fühlen durfte. Der in das Dunkel der Sage verhüllte Urzustand des stolzen Menschengeschlechtes war alles eher als paradiesisch zu nennen. Es fehlte fehlte fast alles am Anfang seiner Geschichte

„Was den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.“
„Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich.
Mit dem Wurfspeer, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand.“

Und doch hat, lange bevor der Mensch das sittliche Bedürfnis fühlte, dem Menschen gesellig sich zu verbinden und die Segnungen der Gemeinschaft zu genießen, lange bevor die erste Volksgemeinde sich zusammengefunden und die erste Stadt auf Erden gegründet war, ein wirkliches Volk einmütig existiert, in unverbrüchlicher Ordnung und Gesetzmäßigkeit gelebt und gewirkt, Jahr um Jahr sich erneut und vermehrt, Städte gegründet und Kolonien entsendet, lange bevor Tyrus und Sidon ihre weltgeschichtlichen ersten Ansiedelungen begannen. Während nach biblischer Überlieferung das stolze Menschengeschlecht nur als bescheidene Familie aus den Thoren des Paradieses auszog, hat dieses Volk, ein Geschlecht von winzigen Zwergen, bereits als vieltausendköpfiges Volk seine Geschichte begonnen und dem Gebote des Schöpfers, „seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde“ sind sie ebenso gehorsam gewesen als die geborenen Herren der Schöpfung. Der geneigte Leser errät wohl, wen wir meinen. Es ist das Volk der Bienen, von dem wir reden, oft bedroht und schwer geschädigt im Kampf um das Dasein, den sie mit uns kämpfen, aber allen feindlichen Gewalten zum Trotz erhalten bis auf diesen Tag.

Das Volk der Bienen hat längst vor dem ersten mensch-

lichen Städtegründer seine Städte gebaut und ein wohlgeordnetes Staatswesen beobachtet, kleine Städte zwar gegenüber den Riesenstädten der Menschen, aber doch höchst bedeutend für ein so winziges Geschlecht, dabei geräumig und gefällig, kunstvoll und schön, und was die Hauptsache ist bei jedem Stadtbauplan, gerade passend für das Volk, das darin wohnt. Über jede richtige Bienenstadt könnte man füglich sagen, was jener italienische Dichterheros über sein kleines aber selbsterbautes und wohnliches Häuschen in dem einst stolzen Ferrara als Inschrift setzte:

„Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus“ *),

was in deutscher Übersetzung etwa lauten würde:

„Klein zwar, doch mir bequem, doch niemand zinsbar und auch nicht
Schmutzig, mein eigner Besitz, bleibt es doch immer mein Haus.“

Gleich den Menschenstädten haben auch die Bienenstädte ihre bequemen, schönen Straßen, breit genug, daß viele Tausende rastloser Bewohner darin sich bewegen können. Dem in den Tag hineinlebenden farbenprangenden Falter, der sonst bei den gemeinsamen Blumenbesuchen ziemlich despektierlich auf die unscheinbaren Bienen herabsieht, müßte die Bienen-Großstadt denselben großartigen Eindruck machen wie die Menschen-Großstadt auf den Städtebummler, wenn er zum erstenmale weltstädtisches Pflaster unter den Füßen spürt. Welch' Getümmel Straßen auf, Straßen ab! Welche Geschäftigkeit und Regsamkeit vom Morgen bis zum Abend! Welche Mannigfaltigkeit der Arbeit! Und dennoch keine Verwirrung, sondern überall im Kleinsten wie im Größten der Geist der Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Jede Bienenwabe ist sozusagen ein Stadtteil für sich; je stärker

*) Die von Ariosto selbst verfaßte Inschrift befindet sich auf dem Fries über dem Erdgeschoß. Das Dichterheim selbst, dem der Verfasser dieses bei Gelegenheit einer italienischen Reise im Jahre 1874 einen Besuch abstattete, befindet sich in der Via dell' Ariosto Nr. 67 und ist jetzt durch Vermittlung des Grafen Girolamo Cicognara Eigentum der Stadt Ferrara.

das Bienenvolk sich vermehrt desto mehr Stadtteile müssen angelegt werden. Zumal im Frühjahr tritt bei zunehmender Übervölkerung nicht selten eine wahre Bauwut ein, die aber dem Bienenvater ein höchst erfreuliches Zeichen der Volkskraft ist. Und in jedem Stadtteile ziehen sich in die Weite und Breite, in die Tiefe und Höhe viele Tausende von Wohnungsräumen und Vorratskammern hin. Wie viel Mühe haben wir Menschen, bis wir uns in einer großen Stadt trotz Straßennamen, Littera und Hausnummern zurechtgefunden haben; das Volk der klugen Bienen hat und bedarf das alles nicht und doch findet jedes Bienlein zu jeder Zeit, bei Tag wie bei Nacht den Stadtteil und das Häuslein, in dem es seine ihm zugefallene Arbeit verrichten muß. Der Ortssinn unseres Insektes ist ja geradezu wunderbar, nicht nur zu Hause in der Bienenstadt, sondern noch mehr außerhalb derselben, wo dasselbe auf seinen Blumenfahrten nicht selten eine ganze Stunde weit und darüber über Berg und Thal und Wald hinfliegend, sich von der heimatlichen Wohnung entfernt und doch wieder den Rückweg sicher findet.

Nun möchte aber der geneigte Leser gewiß auch erfahren, wie diese Wunderstadt der Bienen gebaut, welcherlei Baumaterial das Volk verwendet, nach welchem Bauplan angelegt und erweitert wird und zu welchen verschiedenen Zwecken die zahllosen Wohnungsräume eigentlich dienen. „Betrachtet man“, schreibt A. W. Grube (in seinen trefflichen Biographien aus der Naturkunde in ästhetischer Form I, 160f.) „die unteren Schuppen des Bienenleibes, indem man sie mit einer Nadel emporhebt, so sieht man auf den vier mittleren an jeder Seite ein länglich rundes glänzendes Fleckchen, von gelber Farbe, genau so groß als die Wachsblättchen, welche die Bienen im Stocke fallen lassen. Haben sie ihren Magen, der „Honigblase“ heißt, mit Honig angefüllt, und sind noch keine Vorratskammern da, wohin sie denselben ausschütten können: so wird zwar ein Teil verdaut und ausgeschieden, ein anderer Teil aber geht in den Lebenssaft der Bienen über und durch diesen übermäßigen Zu-

fluß bildet sich ein Fett, das auf den erwähnten acht gelben Fleckchen als eine flüssige Masse hervorquillt, an der Luft aber bald als Wachsblättchen sich verhärtet. Diese Blättchen werden zu kleinen Küglein zusammengeballt in einer Form, welche den Bienen am Kopfe sitzt. Sie besteht aus zwei hornigen mit ganz feinen Haaren besetzten Kiefern, die an der Mundspitze zusammenstoßen, und da sie hohl sind, einer Form gleichen, in der man Bleikugeln gießen kann. Hat nun eine Biene ihr Wachskügelchen fertig geformt, so übergiebt sie es einer andern, die es an den rechten Platz klebt und die Zunge als Maurerkelle gebraucht, um dem Baumaterial die gerade passende Gestalt zu geben. Alle bauen nach einem und demselben Risse, der so genau ist, weil ihn der liebe Gott selber gezeichnet hat. Mit großer Sorgfalt wird erst der Grund gelegt, und es dauert gar nicht lange, so ist schon die sechsseitige Grundmauer zu sehen, die immer höher und höher wird, bis das Häuslein die vorgeschriebene Größe erreicht hat. Immer wird eine Seite so groß als die andere und stößt mit ihr jederzeit unter einem stumpfen Winkel von 120 Grad zusammen. Weil sich die Arbeiter nur wenig Nachtruhe gönnen, ist der Bauplatz bald mit Hunderten und Tausenden sechseckiger Wohnungen bedeckt.*)

*) In Bezug auf diese mathematische Kunstfertigkeit der Bienen läßt sich Dr. med. Daniel Wilhelm Triller in seinen poetischen Betrachtungen (Teil I, S. 28) also vernehmen:

„Was sagst Du nun, verstockter Atheist,
Der Du des Schöpfers Sein und Macht in Zweifel ziehst,
Wenn Du die Polizei der Bienen siehst?
Du sagst: Was ist es mehr, es steckt ja dieses nur
Notwendig so in der Natur.
Die Bienen wissen nichts; sie sind nur wie Maschinen.
Dies mag an seinem Orte sein.
Alleine laß Dir dienen,
Und sage mir, wer gab den ersten Bienen
Die wunderbare Baukunst ein?
Hat es ein Mensch gethan? Ich weiß, Du selbst sprichst, nein!
Wer hat es also denn gethan,

Du mußt aber nicht glauben, daß alle Bienen immer zugleich mit einer und derselben Arbeit beschäftigt sind; es arbeitet vielmehr, wie in einer Fabrik, einer dem andern in die Hand, und darum geht alles so schnell und genau. Wenn hundert Uhrmacher beisammen sitzen und jeder wollte für sich allein eine Uhr fertig machen, so würde das lange dauern und die Uhr wäre doch nicht genau; wenn aber alle Hundert an einer Uhr arbeiten, so daß der eine bloß die Gehäuse macht, der andere bloß die Zifferblätter, der dritte bloß die Zeiger, der vierte dieses Rad, der fünfte jenes: dann wird eine große Anzahl von Uhren nicht bloß schneller, sondern auch besser gefertigt werden können. So thut auch jede Biene immer nur eines; die, welche Blumenstaub trägt, geht nicht dem Honig nach, sondern denkt nur darauf, sich recht dicke Höschen zu

---

Wenn es ein Mensch nicht leisten kann?
Wer ist sonst außer Gott, dem alles zuzuschreiben,
Du magst Dich noch so sehr dawider sträuben."

Der alte Mathematikus Pappus (in Collect. Mathem. V) schreibt: „cum igitur tres figurae sint, quae per se ipsas locum circa idem punctum consistentem replere possunt, Triangulum scilicet, Quadratum et Hexagonum: apes illam, quae ex pluribus angulis constat, sapienter delegerunt, utpote suspicantes, eam plus nullis capere quam utramvis reliquarum" (vgl. Aelian V, 13 und Vitruv, de architectura VII, 1).

In der That ist das Sechseck gerade diejenige geometrische Form, welche am geeignetsten ist, kleinere Körper untereinander ohne Lücken oder Zwischenräume zu vereinigen. Wenn wir z. B. in einer geschlossenen Flasche fest zusammengepreßte Erbsen durch Zuthun von Wasser zum Quellen bringen, können wir die interessante Beobachtung machen, daß sich die einzelnen Erbsen stets hexagonal in den engen Raum teilen. Darwin und nach ihm Häckel weisen betreffs der allmählichen Vervollkommnung des Zellenbaues der Bienen auf die ebenfalls interessante Bauart der mexikanischen Melipona domestica hin, welche einen fast regelmäßigen wächsernen Zellenkuchen mit walzenförmigen Zellen für die Brut anlegt, während sie die Honigzellen von fast gleicher Tiefe kreisförmig aufbaut, deren Ränder so nahe aneinander gerückt sind, daß an den aneinander stoßenden Stellen die Kugelabschnitte fast fehlen.

sammeln, aber die Honigsammlerin kehrt ohne Höschen heim. Ebenso lassen die Bienen, welche Honig haben, keine Wachsblättchen fallen, sondern es thun dies nur diejenigen, welche zu Haus im Stock aneinander hängend das Wachs ausschwitzen. Sobald nämlich das Wachs zum Abfallen reif ist, zieht sich die Biene in den Stock zurück und pflegt der Ruhe, ebenso wie die Raupen es thun, wenn sie sich häuten wollen. Bei einem Schwarme, welcher stark baut, sieht man Tausende von Bienen, aneinander hängen*), welche nichts thun, als Wachs ausschwitzen. Ist dies geschehen, so erwacht wieder die Thätigkeit dieser Bienen und sie fliegen wieder nach Honig und Blumenstaub aus, aber ihre Stelle wird sogleich von anderen eingenommen, wie eine Wache die andere ablöst.

Sieht man das Völkchen so bauen und arbeiten, so glaubt man anfangs, es wolle sich alles verwirren und alles rennt in größter Unordnung durcheinander. Aber je mehr und aufmerksamer man zuschaut, desto mehr gewahrt man den weisen Plan und die herrlichste Ordnung. Und wunderbar ist es, mit

*) Die Kraft unserer Insekten ist geradezu erstaunlich. Genauere Beobachtungen über diese alle Kraftproben der menschlichen Athleten in Schatten stellenden Leistungen derselben verdanken wir dem französischen Naturforscher Plateau, der zur wissenschaftlich genauen Bestimmung dieser Kräfte eine Reihe sinnreicher Vorrichtungen wie Miniaturwagen und dergleichen erfand. Bei den damit vorgenommenen Versuchen stellte es sich heraus, daß die Insekten, obwohl die kleinsten und unscheinbarsten unter den Tieren, verhältnismäßig die stärksten sind. Besonders niedlich ist Plateaus Miniaturgeschirr für Maikäfer. Das Tier wird mittels desselben an einen als Zugstrang dienenden Faden gespannt und hebt damit eine Schale, die mit kleinen Grammgewichten beschwert ist. Auf diese Weise hat Plateau festgestellt, daß ein armseliger Maikäfer im Verhältnis **21** mal mehr zu ziehen vermag, als ein kräftiges Pferd, während unsere Biene **30** mal mehr zieht. Das Roß schleppt durchschnittlich $^6/_7$ seines Körpergewichts, der Maikäfer das **14** fache, die Biene gar das **20** fache. Mit andern Worten: Eine Biene schleppt mit Leichtigkeit **20** Freundinnen und entwickelt somit im Verhältnis dieselbe Kraft wie eine mittlere Lokomotive.

welcher Geschicklichkeit und Behendigkeit eine Biene der anderen ausweicht und keine die andere stört. Denn die Bienen sind außerordentlich ökonomisch und benutzen das kleinste Räumchen. Die großen Zellentafeln, unter dem Namen „Waben“ bekannt, sind auf beiden Seiten so dicht mit Zellen besetzt, daß nirgends ein Zwischenraum bleibt, und hängen so eng aneinder, daß die Verkehrsstraße, die je zwei und zwei bilden, nicht weiter ist, als daß eben zwei Bienen bequem nebeneinander vorbeigehen können, gleich manchen Städten im Morgenlande, die so enge Straßen haben, daß kaum zwei beladene Kamele einander ausweichen können. Einen Teil ihrer Wabensäle bestimmen die Bienen zu Wintermagazinen, worin sie für den Fall der Not ihre Vorräte aufspeichern, nämlich Honig und Bienenbrot. Den Honig, welcher als Nektar in kleinen glänzenden Tropfen aus den Nektarien der Blumen hervorquillt, lecken sie mittelst ihrer spitzigen Zunge auf, und ist der Honigmagen gefüllt, so kehren sie in ihre Wohnung zurück. Hier angekommen, setzen sie sich auf eine Honigzelle, stecken den Kopf hinein und schütten den zu Honig gewordenen (invertierten) Nektar tropfenweis aus. Hat die eine sich ihres Vorrates entledigt, so kommt gleich die andere und macht es ebenso, bis die Zelle gefüllt ist. Dann wird diese auch noch mit einem Wachsdeckel versehen, damit nichts Unreines hineinfällt und der edle Honig sich den Winter hindurch frisch erhält*). Außer dem flüssigen trinkbaren Honig

*) Mit seinen luftdicht verschlossenen Honigzellen, in die nach der Annahme einiger Beobachter sogar noch ein Tröpflein Ameisensäure eingeflößt wird, hat das Bienenvolk thatsächlich die erste Konservenfabrik der Welt gegründet. Der luftdichte Verschluß unserer mit Recht so beliebten Konserven von Früchten und Gemüsen aller Art, der meist sehr nach dem in Salzsäure getauchten Lötkolben des Blechners schmeckt und seinen üblen Geschmack den Konserven selbst mitteilt, hält mit dem duftenden, ätherisch-wohlriechenden Wachsverschluß der Bienenkonservierung keinen Vergleich aus. Der Wabenhonig hat deshalb bei allen, die absolut reinen Honig genießen wollen, vor dem auf mechanischem Wege gewonnenen Schleuderhonig, bis auf diesen Tag immer noch einen Vorzug.

speichern sie auch noch Bienenbrot (Pollen) in einzelnen Zellen auf. Dies ist eine festere Masse. Sie besteht aus Blütenstaub mit Honig angefeuchtet. Hat die eine den Blütenstaub aus ihrem Körbchen aus- und die andere in die Vorratskammern eingepackt, so kommt eine dritte und läßt einige Tropfen Honig hineinfallen, was so fort geht, bis die Zelle voll ist. So füllen sie Zelle an Zelle mit Vorräten an. Hätte der gütige Sommer nicht so reichen Segen in seine Blüten ausgeschüttet, der strenge Winter ließe unsere Bienen unbarmherzig verhungern. Aber des Himmels Segen ist im Sommer so viel gewesen, daß die Bienen nach ihrer langen Gefangenschaft noch Wachs und Honig im Frühjahr für den Menschen übrig behalten. Siehe da die Blume des Feldes! Sie erfreut dich durch ihren Geruch und ihre Farbenpracht; sie liefert dir aber auch die Wachskerzen an deinen Christbaum und den süßen Honigkuchen dazu.

In der Bienenresidenz giebt es aber nicht bloß Magazine, sondern auch lange Reihen von Kinderstuben, deren Zahl in die Tausende geht. Da werden die Arbeitsbienen geboren und aufgezogen. Geringer an Zahl aber etwas größer im Bau sind die Kinderstuben für die männlichen Bienen, die Drohnen. Auch Paläste für Prinzessinnen giebt es, wenige zwar, aber ausgezeichnet durch ihre Bauart. Diese sind nämlich nicht eckig, sondern rund und ragen weit über die anderen Häuser hervor, wie es sich für die Wohnungen der königlichen Familie geziemt. Die Königinnen sind ja auch ausgezeichnet durch ihre hervorragende Größe und Schwere, und müssen wohl größer und stärker sein als alle andern, da sie für den ganzen Bienenstaat die Eier legen.

Die Königin ist im wahren Sinne des Wortes die Landesmutter. Sind die Kinderstuben zugerichtet, so geht sie von Zelle zu Zelle und legt in jede ein Ei von milchweißer Farbe. Sie ist so emsig in diesem wichtigen Geschäfte, daß sie in ein paar Monaten viele Tausend Eier legt, also so viel, als sämt-

liche Arbeitsbienen zusammengenommen zählen*). Es dauert nur wenige Tage, da hat sich das Ei schon in eine weiße, im Halbkreis zusammengekrümmte Made verwandelt. Da diese nicht, wie die Raupe der Schmetterlinge, ihrer Nahrung selber nachgehen kann, sondern ruhig in ihrer Wiege liegen bleibt, so bekommen die Bienen eine neue Arbeit. Sie haben jetzt nicht allein Baumaterial zu bereiten, Häuser zu zimmern und Wintervorräte einzusammeln, sondern auch noch Ammen- und Kindermädchendienste zu thun. Die Königin kümmert sich nämlich nach mancher — nicht aller — vornehmerer Leute Art gar nicht um ihre Kinder, sondern überläßt diese der Pflege des Bürgerstandes, der Arbeitsbienen. Diese nehmen sich dann der neugeborenen Kinder auch treulich an, bringen ihnen, ohne daß sie nötig hätten zu schreien, den süßen, nahrhaften Kinderbrei tropfenweise bei und wissen dabei so vortreffliche Diät zu halten, als hätte es ihnen ein Arzt gelehrt. Von der allerleichtesten Speise steigen sie allmählich auf zu immer derberer, um das Wiegenkind nicht zu überfüttern. Die allererste Fütterung ist ein weißlicher Brei, dem Mehlkleister gleichend; nach einigen Tagen wird dieser Brei schon etwas durchsichtiger und spielt ins Gelbliche oder Grünliche, aber an den eigentlichen Honig ist noch immer nicht zu denken. Hat die Made ihre halbe Größe erreicht, so ist der Brei schon merklich gelb und schmeckt etwas nach Honig. Zuletzt bekommt er einen säuerlichen Zucker-

*) Es ist durch Versuche festgestellt worden, daß das Gewicht der von der Bienenkönigin auf der Höhe der Brutentwicklung an einem Tage abgesetzten Eier ihr Körpergewicht fast zweimal (1.7) überragt. Eine mittlere Bienenkönigin wiegt circa $^{23}/_{100}$ Gramm, die circa 3000 Eier aber, welche sie täglich ansetzen kann, wiegen nahezu $^{40}/_{100}$ Gramm. Bei einer Lebensdauer von 3—4 Jahren ergäbe sich für ein einziges Individuum die imposante Zahl von gegen zwei Millionen Eier. Bei solcher außerordentlichen Leistungskraft, die eben doch auch eine rasche Absorption der physischen Lebenskraft im Gefolge hat, ist der unter uns Imkern giltige Grundsatz, nur junge, d. h. ein- bis zweijährige Königinnen als Zuchtmütter zu gebrauchen, wohl begründet.

geschmack — derjenige Brei aber, mit welchem die königliche Made gefüttert wird, hat mehr Honigteile, schmeckt viel mehr nach Zucker und ist auch viel pikanter. Die Bienen bringen den Prinzessinnen diese Nahrung im Überfluß, damit sie desto größer und stärker werden als alle andern. Nach acht Tagen, gerade als ob sie die Tage in einem Kalender nachgezählt hätten, verschließen die Erzieherinnen jede Kinderstube mit einer Wachsthüre, denn das Füttern hört nun auf, die Made ist ausgewachsen und bedarf nicht mehr der Fütterung. Die Made macht sich's nun in ihrer Klosterzelle bequem und legt sich so, daß ihr Köpfchen gerade an die Öffnung der Zelle kommt, um zu seiner Zeit das Pförtlein desto sicherer aufstoßen zu können; auch ist sie nicht träge und faul, sondern, wie es rechte Bienenkinder sein müssen, rege und rührig, darum spinnt sie sich in ihrer Einzelhaft ein feines, seidenes Gewand von braunrötlicher Farbe. Die zarten Fäden zieht sie aus dem eigenen Munde und dreht dabei das Köpfchen immer im Kreise herum. Doch mag sie nicht zu lange im finstern Kämmerlein verborgen liegen. Sie sehnt sich mit aller Macht aus ihrem Puppenstande heraus und wieder nach einigen Tagen durchbricht sie ihr Puppenhäutchen, zerreißt das seidene Gespinnst, nagt die Wachsthüre weg, steckt erst den Kopf neugierig heraus, sodann die Vorderfüße und kommt endlich als junges hoffnungsvolles Bienchen mit zwei großen und zwei kleinen Äuglein — denn so viele bringen diese Kinder des Lichtes und der Wärme mit auf die Welt — aus der Wiege hervor. Fröhlich umringen die Alten den neuen Ankömmling, liebkosen, betasten und lecken ihn, als wollten sie ihn als willkommenen Arbeiter und Mithelfer in ihrem Gemeinwesen begrüßen; er selber sieht sich zuerst die Bienenstadt von innen gründlich an, durchwandert staunend Stadtteil um Stadtteil und fängt an sich auf mancherlei Weise seinem Volke nützlich zu machen. Sind aber wieder ein paar Tage um, dann ist die zarte, feine Bienenjungfer schon zur tüchtigen Arbeiterin, ja zur streitbaren Amazone erstarkt. Nun

mögen andere das Haus hüten, sie selber duldet's nicht länger daheim; der helle Sonnenschein, der so freundlich zum Thor der Bienenstadt hereinfiel, hat ihr's angethan; so stürmt sie, dem Vorbild der fleißigen Schwestern nachfolgend, hinaus ins helle Sonnenlicht, denn

„Sonnenlicht, Sonnenschein
Fällt ihm ins Herz hinein!"

und

„Draußen auf grüner Au
Blühen viel Blümchen blau!"

Kommt es am Abend, zum erstenmal, mit süßer Honigbeute beladen, in die heimatliche Stadt und Burg zurück, so schallt ihm aus dem hellen Summen der Schwestern der gerechte Beifall des Lobes für sein fleißiges Verhalten herzerhebend entgegen und ehe es zur Ruhe geht, kann es noch an demselben Abend daheim zusehen, wie seine Ammen es sich sauer werden lassen, um sein Stübchen zu reinigen und für ein neues Schwesterchen wieder alles hübsch in Ordnung zu bringen. Die eine trägt das abgestreifte Puppenkleidchen, die andere das Madenhäutchen und was sonst noch darin sein sollte, pünktlich weg; alles ist blank und aufgeräumt; vielleicht führt heute nacht noch die Frau Königin ihr Weg zu diesem Kämmerlein, damit sie ihres mütterlichen Amtes warte und der leeren Zelle mit einem neuen Ei neues Leben schenke.

Der Mikrokosmos des Bienenstaates ist ein Bild des Makrokosmos der Menschenwelt, wie diese ihrerseits ein Gleichnis in dem unendlichen Organismus des Universums ist. Wer wollte leugnen, wie auch hier im kleinsten

. . Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen!"

Drittes Kapitel.

Die Haupt-Grundgesetze des Bienenstaates.

„Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet!"
Schiller, Lied von der Glocke.

Die Frage nach dem besten Staat beschäftigt den Menschengeist seit unvordenklichen Zeiten. Sie ist so alt als die Menschheit selber, nachdem dieselbe einmal ihre Bestimmung zum staatlichen Leben als eine kategorische Forderung ihres Schicksals erkannt hatte. Poeten haben davon gesungen, Philosophen haben darüber nachgedacht, Staatsmänner darnach Gesetze gegegeben und Verfassungen aufgebaut, gottbegnadigte Herrscher mächtige Völker gelenkt, Volkstribunen sind dafür in kritischen Zeiten auf die Rednerbühne gestiegen, Märtyrer ohne Zahl haben dafür ihr Leben gelassen, Blut und Thränen ohne Maß sind um dieses Ideals willen durch die Menschheit vergossen worden, aber auch herrliche Fortschritte, wirkliche Errungenschaften, wahre Triumphe, des Schweißes und Blutes der Edelsten wert, sind als Preis dieses endlosen Ringens und Kämpfens um das Ideal des besten Staates zu nennen. Noch ist der absolut beste Staat freilich nicht verwirklicht, er wird es, wie tiefer Blickende behaupten, überhaupt nie werden, am allerwenigsten würde der brutale Umsturzplan unseres modernen Sozialismus, der weder Vaterland noch Gottesfurcht kennt, weder Thron noch Altar ehrt, und die ganze schöne Welt, diesen Ertrag einer jahrtausende alten Kultur, wie einen wertlosen Scherben in Stücke zerschmettern möchte, uns diesem Ziele des besten Staates näher bringen. Und doch giebt es einen

in seiner Weise bestorganisierten und bestverwalteten Staat urältester Art.

Lange bevor der Genius eines Plato dem athenischen Volke und der Menschheit das Idealbild eines vollkommenen Staates divinatorisch erstehen ließ, hat ein Staatswesen existiert, welches die drei Kardinal-Staatstugenden der Weisheit, des Mutes und der Mäßigung harmonisch in sich vereinigte und in den einzelnen Ständen ihrer Träger naturgemäß zur Darstellung brachte. Es ist der Bienenstaat. In ihm ist thatsächlich alles Individuelle in echt platonischer Weise aufgehoben. Hier müssen alle Einzelwesen dem Ganzen dienen und dazu mithelfen, dafür leben und selbst sterben, daß die Idee des Ganzen verwirklicht werde. Kein Bürger des Bienenstaates lebt sich selbst; er kann es schon gar nicht, selbst wenn er wollte. In der Ordnung des Ganzen allein ist Gesundheit und Wachstum, Glück und Gedeihen des Einzelnen möglich. Eigentum und Erziehung des jungen Geschlechtes sind öffentliche und gemeinsame Angelegenheiten. Selbst die Liebe, diese stärkste und individuellste Macht aller lebenden Wesen, wird im Bienenstaate dem Staatswohl geopfert, denn die große Mehrzahl des Volkes, die fleißigen Arbeiterbienen, sind geschlechtlich unentwickelt und in dem normalen Volk auch durchaus indifferent. Selbst der Verkehr der beiden Geschlechter untereinander, wie er zwischen der Königin und den Drohnen als den Repräsentanten des männlichen Geschlechtes besteht, erleidet durch das Bedürfnis des Staatszweckes eine sonst im ganzen Tierreich nicht mehr vorkommende Beschränkung.

Die Kardinal-Staatstugend der Weisheit tritt uns in der wunderbaren Verfassung des Bienenvolkes überraschend entgegen. Das große republikanische Gemeinwesen hat eine durchaus monarchische Spitze, als hätten die Bienen den althomerischen Grundsatz als erstes Staatsgesetz adoptiert: *οὐκ ἀγαθον πολυκοιρανια, ἑις κοιρανος ἐστω.* Vielleicht hat es bei ihnen, wenn sie sich doch, wie Darwin meint, aus niederen zu höheren

Stufen entwickelt haben, auch einmal eine Vielherrschaft gegeben. Aber sie werden dabei dieselbe Erfahrung gemacht haben, welche die Menschenstaaten ohne geborene Herrscher machen müssen: „οὐκ ἀγαθόν“. Es lebt sich nicht gut dabei. Darum haben die klugen Bienen, so groß auch die Volksrechte sind, welche sie sich vorbehalten haben und an denen nicht gerüttelt werden darf, dennoch der Monarchie den Vorzug gegeben*). In ihrem praktischen Sinn dachten sie aber: Wozu einen König und ein ganzes Hoflager, wenn es eine Königin auch thut. So führt unter dem Bienenvolk eine Königin das Regiment und dieses Regiment ist weise. Der Zweck der Bienenkönigin ist nämlich durchaus nicht bloß der, als Landesmutter für die Fortpflanzung des Volkes unermüdlich zu sorgen, obwohl darin, wie wir oben erzählten, die Hauptaufgabe der Herrscherin ruht, vielmehr ist dieselbe recht eigentlich eine Regentin, aus deren königlichem Herzen der Masse des Volkes erst der rechte Geist zu den Entschlüssen und Thaten, wie sie auch im Bienenstaate vorkommen, zuströmt. Die Probe darauf kann jeder Bienenzüchter selbst machen. Sobald man die Königin durch die bekannten künstlichen Absperrgitter oder -Käfige an dem freien Zusammenleben mit ihrem Volke behindert, hört nicht nur das Eierlegen selbstverständlich auf, sondern das ganze Volk wird je länger je mehr desorganisiert und demoralisiert. Zuletzt geht dem königinlosen Volke alle Schneid', d. h. alle Spannkraft, Thatenlust und Energie zur Arbeit verloren. Das Volk wird wie matt und lahm und geht anstatt vorwärts, rückwärts. Vernünftige Bienenzüchter wollen daher von dieser künstlichen Absperrerei, die im Grunde genommen eine Tierquälerei ist, längst nichts mehr

*) „Ihr Regiment ist nicht eine Demokratie, nicht eine Aristokratie, sondern eine Monarchie; sie haben nur einen König, gleichermaßen ein großes Heer, darunter sind etlich' Trommeter, welche die anderen des Morgens mit einem Getöne aufwecken; etliche stehen Schildwach'.“ (Aus der berühmten Oeconomia ruralis et domestica des Johannes Colerus, XIII. Buch, Kap. 137 Frankfurter Ausgabe von 1692.

wissen. Die Königin gehört in das Volk, so gut wie das Herz zum Körper. Sie ist der geheimnisvolle Mittelpunkt der wunderbaren Biologie der Bienen. Das fühlen die kleinen Bürger und Unterthanen auf ihre Weise selbst. Ein Bienenvolk, aus dem Ihre Majestät zum Hochzeitsflug eben ausgezogen ist, verhehlt sich den Ernst der Stunde nicht; auch die letzte Biene weiß und verrät durch ein seltsam aufgeregtes Gebahren, daß von dem glücklichen oder unglücklichen Ausgang dieses Ausfluges Sein oder Nichtsein des ganzen Volkes abhängt. Zahlreicher als sonst sind in dieser Stunde an dem Eingangsthor der Bienenstadt die Wachen aufgestellt und alle präsentieren um die Wette zum Zeichen treuer Pflichterfüllung die Waffen, indem sie unter vibrierendem Flügelschlag aus dem emporgereckten Hinterleib den scharfen Stachel sehen lassen. Andere umschwärmen den Stock in engeren und weiteren Kreisen, wobei sie aber den Kopf stets gegen den Stock gerichtet haben. Das ist die äußerste Vorpostenkette, absichtlich so weit hinausgeschoben und so durchaus mobil, um die hoffnungsvoll heimkehrende Herrscherin schon vor dem Weichbild der festlich bewegten Bienenstadt geziemend in Empfang zu nehmen und feierlich das Geleite zu geben. Welche helle Freude aber, wenn die Königin, die Stammmutter so vieler Geschlechter und die weise Herrscherin des großen Volkes, endlich heimkehrt, welcher Volksjubel seltener Art durchbraust die Hallen und Straßen der beglückten Bienenstadt!

Dagegen, welche tiefe Trauer, wenn die Heißgeliebte ausbleibt und nimmer wiederkehrt! Dann ertönen dumpfe, langgezogene Klagetöne. Alles ist in größter Unruhe und Verzweiflung. Es ist als ob sie die verloren gegangene Herrin in allen Winkeln und Gassen der Stadt suchen wollten. Selbst in der stillen Nacht, wenn die weiselrichtigen Völker längst zur Ruhe gekommen sind, laufen die Untröstlichen noch außerhalb des Flugloches umher. Aber keine Klage, kein Schmerz kann die Verlorengegangene zurückrufen; denn

„schwer und tief ist der Schlummer der Toten.“

Fern von ihrem treuen Volk ist sie eine Beute geworden eines grausamen Feindes oder von plötzlichem Gewittersturm erfaßt ist ihr edler Leib aus sonniger Höhe auf die kalte, nasse Erde geschleudert worden.

„Da liegt sie entseelt,
Hingestreckt in der Blüte der Tage,
Schwer umfangen von Todesnacht,
An der Schwelle der bräutlichen Kammer!
Aber über der Stummen erwacht
Lauter unermeßlicher Jammer!“

Das Bienenvolk ist weisellos — ein schreckliches Wort für die Immen wie für den Imker.

Dieses zarte, fast möchten wir sagen seelische Verhältnis zwischen den Bienen und ihrer Königin war auch den Alten nicht unbekannt. „Wunderbar ist“, sagt Plinius, „des Volkes Gehorsam gegen den König. Wenn er auszieht, so begleitet ihn der ganze Schwarm, drängt sich um ihn her, umschließt, beschirmt, deckt ihn. Arbeitet das Volk, so umgeht er drinnen das Werk, die einen ermunternd, die andern scheltend und strafend, er selber geschäftlos. Um ihn sind Trabanten und Schergen, beständige Hüter seines Ansehens. Im Zuge strebt jeder ihm nahe zu sein und freut sich, dem Könige dienstbar zu erscheinen. Ist er müde, so stützen sie ihn mit den Schultern; ist er entkräftet, so tragen sie ihn ganz. Verliert er sich aber, so folgen sie ihm kraft des Geruches. Wo der König sich setzt, da ist das Lager des Heeres.“ Virgil rühmt:

Nie hat den König so hoch Ägyptus, die große
Lydia, noch der Parther Geschlecht, noch der Meder Hydaspes
Nie verehrt.“

Lesser aber in seiner humoristischen Weise (Insekten-Theologie §. 138) meint: „Betrachtet man insonderheit die Weiber-Monarchie der Bienen, so muß man sich über derselben kluge Verfassung ihres Regiments so sehr verwundern, als man sich ehemals über das Regiment der Königin Christine in Schweden, der Königin Anna in England und der jetzigen Groß-Czarin von

Rußland gleiches Namens verwundert. Die Macht dieser Königin anlangend, ist der Groß-Sultan der Türken mit allen seinen um sich habenden Janitscharen, welche Kerls auch dem allerverwegensten Kommando parieren, nicht so absolut als unsere Bienenkönigin. Sie kommandiert in höchsteigener Person alles nach ihrem Gefallen: Arbeiten, Fechten und Schwärmen dependiert gänzlich von ihr.“.

Bei solchem zugleich kräftigen und weisen Regiment muß die Wohlfahrt unseres Bienenvolkes gedeihen und blühen. Der Geist der Eintracht und Einigkeit ist der Schutzgeist des richtigen Bienenvolkes. Von den Parteikniffen und Fraktionsbestrebungen unserer menschlichen Kulturstaaten ist das Bienenvolk zu seinem Vorteil verschont. Hier gilt der Spruch: Alle für eine und eine für alle. Sollte je eine Nebenbuhlerin um Thron und Würden von außen in das Volk dringen, oder sollte die überschüssige Volkskraft gefährliche Thronkandidaten erzeugen, so wissen die Bienen als kluge Tiere und treue Unterthanen Rat. Im ersteren Falle wird der Eindringling unschädlich gemacht, die Königin selbst tritt der Nebenbuhlerin fertig zum Streit kühn entgegen und versetzt ihr mit eigener Waffe den gerechten Todesstoß; im letzteren Falle aber wird nach dem Grundsatz „friedlich-schiedlich“ verfahren und eine organisierte Auswanderung des einen Volksteiles im sogenannten Schwarmakt in Scene gesetzt. Selbstverständlich läßt die alte Königin die ihr treuen Unterthanen dabei nicht im Stich. Jetzt zeigt sie als eine brave Regentin Treue um Treue und übernimmt ohne Bedenken die neuen, schweren Regentenpflichten in dem neuzugründenden Staat.

Nicht die Weisheit des Regimentes allein verdient unsere Bewunderung. Unsere Bienen entfalten nicht minder schön die zweite platonische Staats- und Bürgertugend, den tapferen Mut in der Stunde der Gefahr. Es sind dies aber nicht etwa einzelne, durch Körperkraft, Gewandtheit und Adel der Gesinnung zum Kriegerstand Berufene wie bei dem Menschengeschlecht in

früheren Zeiten es war. Auch sind es nicht feile Söldnerscharen, die um schnöden Geldes und Ruhmes willen der Fahne folgen. Solche Miliz mögen die sonst ebenfalls sehr tüchtigen und streitbaren Ameisenvölker sich halten. Der Bienenstaat verlangt bessere Streiter als Söldlinge; er hat ein wirkliches Volksheer; jeder waffenfähige Bürger des Staates mit Ausnahme der faulenzenden Drohnen, die auch in anderer Beziehung keine richtigen Vollbürger sind, sondern nur für eine gewisse Zeit Gastrecht genießen, ist geborenes Glied dieses schlagfertigen und wohlorganisierten Heeres. Als blanke Waffe hat ihnen der Schöpfer, damit sie ihren zahllosen Feinden gegenüber, zu denen auch der Mensch gehört, nicht wehrlos seien, den scharfen, giftgetränkten Stachel gegeben. Wer ihn auch nur einmal gefühlt hat, wie er mit Blitzesschnelle dem gezückten Dolche gleich in den Leib sich bohrt und zum Zeichen, daß er wirklich sitzt, auch stecken bleibt und „schwellende Schmerzen“ bereitet, der wird ihn nicht verachten. Die räuberische Wespe, welche frech das Flugloch des Stockes umschwirrt, um ein Bienlein zu erhaschen und dann mit Blitzesschnelle gleich dem Habicht mit der Taube sich in die Lüfte davon macht, die lichtscheue Wachsmotte, welche die reinliche, wabengebaute Bienenstadt als bequemes Nest für die eigene, unheilsinnende Brut besetzen möchte, der honiglüsterne Totenkopfschwärmer*) und das zudringliche Mäuschen, welche

*) Der Totenkopf (Sphinx atropos), einer unserer größten Nachtfalter, dringt bekanntlich gern in die Bienenstöcke ein, um Honig zu stehlen. In manchen Gegenden und in gewissen Jahren tritt er in den Bienenständen sehr zahlreich auf. Der berühmte Naturforscher Huber († 1831) machte dabei eine nicht unwichtige Beobachtung. Die Totenköpfe hatten mehrere Jahre lang einen bestimmten Stock zur Belagerung ausersehen. Die Bienen dieses Stockes setzten sich aber durch den Querbau einer Wachswabe vor das Flugloch erfolgreich zur Wehr. Im Jahre 1805 zerstörten die Bienen selbst diese Mauer, und siehe da, weder 1805 noch 1806 kamen irgendwelche Totenköpfe zum Vorschein. 1807 dagegen baute das Bienenvolk plötzlich wieder seinen Wachsbau neu auf und

den leckeren Honig verschmeckt haben und als ungebetene Gäste Einlaß begehren, Meister Braun, der Bär mit seinem Honigmaul, wenn er sich einmal einen süßen Tag bereiten möchte und last not least der Mensch, zumal wenn er recht ungeschickt an dem von Natur so zarten und feinfühligen Völklein herumhantiert, — sie alle haben schon mit dem schmerzbereitenden Stachel des wehrfähigen Bienenvolkes Bekanntschaft gemacht und haben auch alle Ursache, ihn zu fürchten. Im gereizten Zustande entwickeln unsere kleinen Krieger einen geradezu erstaunlichen Mut. Mann auf Mann rücken sie schlagfertig aus dem Thore der Stadt dem Feinde auf den Leib; mit einer wahren Berserkerwut fallen sie über alle verwundbaren Stellen desselben her; jeder Schlag des Feindes zur Gegenwehr verdoppelt ihre Wut; schon haben sie mit seltener Taktik das schuldige Opfer ihres Grimmes von allen Seiten eingeschlossen. Jetzt wendet sich der Feind zur Flucht und verläßt mit Seufzen und Jammergeschrei den Kampfplatz, da heften sie sich dem Fliehenden an die Sohlen; selbst der Angstschweiß, der dem armen Gemarterten aus allen Poren zu rinnen beginnt, ist den ergrimmten Kriegern verhaßt und reizt sie, anstatt sie zum Mitleid zu stimmen, nur desto schrecklicher auf. Doch, tragisches Schicksal dieses tapferen Mutes — jeder Dolch, der auf den Feind gezückt wurde und das Ziel traf, kostet dem braven Krieger selber Leib und Leben. Wahrlich, wie jene spartanische Mutter dem ins Feld ziehenden Jüngling zum Abschied in lakonischer Kürze zurief: „Entweder mit dem Schilde oder auf dem Schilde, aber nicht ohne ihn!“ so könnte auch die edle Königinmutter ihre streitbaren Amazonen in den Kampf entlassen und bedeuten: „Entweder mit dem Stachel oder auf dem Stachel, aber nicht ohne ihn!“ Welches wackere Volk könnte sich braverer Söhne, heldenhafterer Verteidiger der heimatlichen Herde, todesmutigerer

---

richtig tauchten auch die Räuber wieder auf. Ist solches Verhalten der klug vorbeugenden Tierchen nicht wunderbar?

Sieger rühmen als das unscheinbare Bienenvolk? Doch kämpfen die Bienen, vielleicht im dunklen Vorgefühl des hohen persönlichen Kampfpreises des eigenen Leibes und Lebens, nie ohne Not. Ihr Leben ist ja ein Tagewerk des reinsten Friedens und weisester Ausnützung aller Kräfte; wie sollten sie in eitlem Übermut und frevelndem Sinn die Rolle des mutigen Angreifers spielen! Die Biene sticht nur, wenn sie muß; das Leben der einzelnen fleißigen Genossen ist zu kostbar, als daß es für einen tollkühnen Strauß vergeudet werden dürfte. So, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb", schreiten die Bienen gleich den edlen gesitteten Völkern zur ultima ratio der irdischen Dinge, dem Kriege. Wie viel edler und sozusagen gesitteter erscheinen sie eben um dieser Art willen uns Menschen als ihre alten, gleichberühmten Kampf- und Kunstgenossen, die Ameisen. Die fortgesetzten Angriffskriege dieser streitbaren Myrmidonen unter den Insekten, welche förmliche Sklavenjagden veranstalten, Raubzüge organisieren, Überfälle und Plünderungen vornehmen, an Wehr- und Schuldlosen Mord und Totschlag ausüben, kennt das Bienenvolk nicht. Solches herzlose Treiben verabscheut die Biene mit Recht; das sei ihr zum Ruhme angerechnet. Wenn sie ihre Blumenfahrten antritt, thut sie keiner Blume etwas zu leid, vielmehr beschenkt sie viele Blumen mit der kostbaren Gegengabe der von ihr unwillkürlich besorgten Befruchtung, und den anderen Blumenfreunden aus dem Insektenreiche, die mit ihr auf die Nektarschätze angewiesen sind, läßt sie ohne Neid und Streit gern ihr Anteil. Nicht so die Ameise. Ihr Erscheinen bringt den lieben Blumen nicht Freude und Segen, sondern Fluch und Verderben. Wo Ameisen an einer Pflanze erscheinen, da zehren sie durch das Schmarotzergeschlecht der gefräßigen Blattläuse, welche man ihre Milchkühe zu nennen pflegt, indirekt an dem Lebenssaft derselben; die Blätter schrumpfen saftlos zusammen, die duftige Blüte verkümmert und verkrüppelt aus Mangel an Säften, ehe sie zur Entfaltung kommt und Blüte und Frucht ist dahin. Für die kleine, harmlose Tierwelt

bedeutet eine Ameisenkolonie ringsum Schrecken und Verderben. Wer diesen Barbarismus und Vandalismus des Ameisenvolkes noch nicht kennt, der hebe, wie Forell (Über die Ameisen der Schweiz, 1874) vorschlägt, ein Nest der gewöhnlichen Wiesenameise gründlich aus, verbringe die ganze krabbelnde Gesellschaft in einen dicht schließenden Sack und schütte dann den ganzen Inhalt auf eine frischgemähte Wiesenfläche hin. Sofort, nachdem die Ameisen von dem neuen Territorium Besitz genommen haben, entsteht unter den kleinen Bewohnern desselben eine allgemeine Panik: Alle Grillen entfliehen im Nu, indem sie ihre Erdlöcher preisgeben; die Heuschrecken, die Zirpen, die Erdflöhe suchen sich nach allen Seiten zu retten; die Spinnen, die Käfer, die Staphylinen verlassen ihre Beute, um nicht selbst zu einer solchen zu werden; die ungeschickteren Tiere oder diejenigen, welche im Kampfe mit Gegnern ihre Beine verloren haben, oder solche, welche eben erst ausschlüpfen, werden von den ausschwärmenden Ameisen massenweise aufgespürt, hingemordet und zerrissen. Ich habe, bemerkt der genannte Entomologe, einen Trupp Wiesenameisen mit einem Wespennest (vespa germanica) zusammentreffen sehen, welches in die Erde hineingebaut war. Sie blockierten sofort die Öffnung des Nestes und jagten die zahlreichen Insassen heraus, allerdings nicht ohne bei dieser Blockade viele ihrer eigenen Leute zu verlieren. Wenn die Maikäfer im Frühjahr sich anschicken, aus der Erde zu kriechen, sieht man häufig, wie die Wiesenameise in das kleine Loch, welches noch nicht groß genug ist, um den Maikäfer passieren zu lassen, eindringt und den nichts Böses ahnenden wie einen Schläfer im Bette mordet. Die Raupen, die Regenwürmer, die Cicaden, die Larven jeder Art und Größe werden in gleicher Weise die Beute der verschiedenen Arten der Gattungen Formica und Myrmica, Lasius und Tetramorium, Tapinoma u. s. f. Sogar die geflügelten Insekten sind vor diesen schlimmen Totschlägern alles Lebendigen nicht sicher. Der Verfasser dieses hat schon wiederholt auf seinen Spaziergängen Schmetterlinge,

Schnecken und Fliegen, welche durch irgend einen Zufall in den Rasen herabgefallen waren und nicht gleich aufkamen, von den in der Nähe lauernden Ameisen angefressen gesehen. Sogar an die zarte Brut junger Vögel, welche auf dem Boden oder in niederem Gebüsche nisten, wagt sich das Räubervolk heran und martert die hilflosen Wesen langsam zu Tode.*) Wer angesichts dieser Thatsachen, wofür die Beispiele sich leicht vermehren ließen, die Ameisen als die Koryphäen der Insektenwelt bezeichnen und einem Räubervolk den Primat über alle Anverwandten zuerkennen will, mag es immerhin thun. Sympathisch sind uns die Ameisen in ihrem Thun und Treiben jedenfalls nicht. Wir bewundern zwar mit Leuret, ihrem verdienstvollen Biographen, ihre Baukunst, vermittelst welcher sie ihre Hügelburgen mit Zimmern und Vorzimmern, Versammlungssälen und Vorratskammern, Säulen, Zwischenwänden, ja sogar mit wirklichen Tragbalken en miniature, ausstatten, wir respektieren ihr Talent für Land- und Milchwirtschaft, wir staunen über ihre Zeichensprache, aber wir verabscheuen ihre barbarische Kampfeswut, ihre Räubereien und Mordbrennereien. Dem ästhetischen Beobachter — und ein solcher ist nicht blos der Gelehrte

*) Noch gefährlicher und gefürchteter als unsere einheimischen Ameisenarten sind diejenigen der tropischen Gegenden. Wenn die westafrikanische Jagd- oder Treiberameise (Annoma arcens) in ein Haus einzieht, dann verlassen die Neger sofort ihre Wohnung, weil sie wissen, daß gegen diese Einquartierung aller Widerstand umsonst ist. Nicht nur alles Ungeziefer, welches im Hause verborgen ist, wie Ratten, Mäuse, Schwaben, Spinnen und Wanzen, sondern auch Schlangen und Eidechsen machen sich aus dem Staube; sogar eingepferchte Schweine und Hühner fallen ihnen zur Beute. Die Termiten, deren Bautalent das der Bienen und Ameisen noch um ein Bedeutendes übertrifft, sind übrigens keine Ameisenart, wie man sie oft zusammenreiht, sondern gehören in die Ordnung der Netzflügler. Sofern dieselben die Helle des Sonnenlichtes scheuen und nur unterirdisch im Dunkeln arbeiten, sind sie gewissermaßen die Antipoden der lichtfrohen Bienen, eine Art „Dunkelmänner“ unter den Insekten.

und Forscher, sondern das Volk mit seinem unverdorbenen Gemüt und das Kind mit seinem reinen Herzen ebenso gut — kann allein die friedliche und doch wehrhafte Art des Bienenvolkes gefallen. Die Biene ist, auf den kriegerischen Mut angesehen, entschieden das edlere Tier und dieser Ruhm soll nicht von ihr genommen werden.

Weisheit, Mut, Mäßigung, lautet die Tugend-Trias des platonischen Idealstaates. Die in vieler Hinsicht schwierigste Staatstugend, an der selbst wir Menschen in unserem Staatsleben noch sehr viel zu lernen haben, ist die Mäßigung, eine echt hellenische, klassische Tugend, welche den Alten für Götter und Menschen der letzte, untrügliche Maßstab der Vollkommenheit war. Das Bienenleben und sein Staat sind reich genug, um auch hierzu auffallende Parallelen aufweisen zu können. Eine gewisse Vorstufe zu dieser höchsten Staatstugend hat unser Bienenstaat schon in der wunderbaren Leistung seiner Baukunst, von der wir oben ausführlich sprachen, erreicht. Das Ebenmaß der aufs genaueste aneinander gereihten und harmonisch aufgebauten, sechseckigen Zellen, die auch bei der denkbar größten Verlängerung doch nie den Grundriß verleugnen und die Symmetrie der ganzen Wabe stören, zeugt von einem Prinzip des Maßhaltens in Beziehung auf die Form. Ebenso wissen die Bienen aber auch mit der Ausdehnung ihrer Bauwerke genau Maß zu halten. Sie bauen nicht über Bedürfnis; Zeit und Umstände, gute oder schlechte Trachtverhältnisse sind der untrügliche Regulator hierfür. Das Volk weiß sehr wohl aus dem jeweiligen Zustand der Entwickelung, in dem es gerade steht, ob Arbeiterzellen, oder Drohnenzellen oder Weisel- d. h. Königinnenzellen anzulegen sind. Selbst der durch künstlich gereichte Mittelwände irregeleitete Bautrieb des Volkes hält im kritischen Moment nicht lange vor. Jeder Imker von halbwegs reicher Erfahrung weiß, daß die Bienen, wenn sie einmal absolut Drohnenbau aufführen wollen und müssen, auch die saubersten und reinsten Arbeiterzellen zu Drohnenzellen umwandeln. Eine Bauepidemie,

auf gut deutsch Bauschwindel auf Spekulation, worin unsere modernen Großstädte zu ihrem empfindlichen Schaden sich zeitweise gefallen, kennt das solide Bienenvolk nicht.

Besonders großartig tritt uns aber die Tugend des Maßhaltens bei dem Bienenstaat in Beziehung auf alles, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört, entgegen. Mag der Honig draußen in der Natur als Nektar in Strömen fließen, die Bienen verzehren darum kein Lot mehr als sie eben zur Erhaltung ihres Lebens bedürfen. Andererseits macht sie aber der zeitweilige Überfluß auch nicht üppig oder leichtsinnig wie die Menschen. Ihr oberster Lebensgrundsatz heißt: „Weise, benutze die Zeit!“ und „Spare in der Zeit, dann hast du in der Not!“ Gerade das Sparen verstehen sie vortrefflich. Ihr ganzer Haushalt ist eine Musterökonomie ersten Ranges; es giebt für den Menschen keine bessere Haushaltungsschule als der Bienenstaat. Lange bevor Joseph, den Traum des Pharao richtig deutend, in Ägyptenland umherzog und für die bevorstehenden sieben unfruchtbaren Jahre Getreide sammelte, hat das kluge Bienenvolk Jahr um Jahr seine Vorratskammern gebaut und gefüllt. Ob die Bienen Träume und Gesichte haben, wissen wir nicht, ob das erste Bienenvolk, das Urvolk, den von ihm abstammenden Geschlechtern die Tugend der Mäßigung, des Sammelns und Aufsparens als oberste Staatsraison mitgegeben hat, meldet kein Lied und kein Heldenbuch; aber selbst wenn die Bienen im Kampf um das Dasein, wie Darwin und seine Schule lehrt, sich diese Tugend erst allmählich angeeignet und sie von Geschlecht zu Geschlecht vervollkommnet haben sollen, unbegreiflich bleibt doch, wie das erste Ur- und Stammvolk zu dieser Idee kam, ebenso wunderbar als der wissenschaftliche Nachweis, wer der ersten Schwalbe den Weg über die himmelhohen Alpen und die endlose Meeresfläche gezeigt hat. Genug, das Bienenvolk weiß, daß nach den wenigen sonnigen Monaten der schönen Sommerszeit viele lange und kalte Wintermonate kommen, wo alle Honigbrünnlein versiegen und alle Blümlein

auf der Heide sterben, wo ein Bienenvolk im Schnee und Eis vergraben werden und elend verhungern müßte, wenn nicht zeitig Vorsorge für ein warmes Häuslein und das tägliche Brot getroffen worden ist. Darum ruhen und rasten die Bienen nicht, bis daß die Zukunft des Volkes, das so viele tüchtige Ahnen zählt, durchaus sicher gestellt ist. Ist das Jahr nicht zu ungünstig, so kommen die klugen Ökonomen auch richtig zum Ziel. Bis der Sommer Abschied nimmt und mit dem fallenden Laube die Säfte der Bäume rückwärts gehen, haben die fleißigen Sammler so viel edlen Honig und so viel köstliches Bienenbrot in ihren praktischen Vorratskammern aufgespeichert und verwahrt, daß sie jetzt getrosten Herzens dem Einzug des harten Winters entgegensehen können. Zuvor werden noch alle schadhaft gewordenen Stellen ihres Hauses genau besichtigt und ausgebessert; dazu hat das Volk unter seinen Gliedern tüchtige Maurerpoliere, die mit einem ganz besonders guten und zähen Cement, Propolis nennt ihn der Imker, alle Ritzen und Sprünge ausstreichen, sowie das Stadtthor bis auf ein ganz kleines Pförtlein ausmauern, damit der kalte Nord nicht so scharf hereinblase und die Schneegestöber und Regenschauer etwas abgehalten werden. Gleich am ersten frostigen Wintertage läßt die Königin zum Sammeln blasen. Mann für Mann treten die treuen Bürger an, einer reicht dem andern die Hand und nun schlägt das Volk, die Herrscherin in der Mitte, in den schönsten und wärmsten Straßen, im Centrum der Bienenstadt, sein Winterlager auf. Die aus ihren aneinander und aufeinander ruhenden, festverschlungenen Leibern ausströmende Wärme ist ihr Lagerfeuer und die Honigtröpflein, die sie von Zeit zu Zeit, aber nur mäßig und sparsam zu sich nehmen, sind das edle Brennmaterial. Wunderbarer Kreislauf der Natur! Die Wärme des Sonnenstrahls hat in der saftschwellenden Blüte der Pflanze den kleinen, süßen Nektartropfen erzeugt; die Biene hat den Nektartropfen in Honig verwandelt und nun muß der in den Leib der Biene zurückkehrende Honig wieder eine Quelle der

Wärme und des Lebens werden. „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“ Auch das Kleinste darf in dem Haushalt deiner Schöpfung nicht verloren gehen. Nunmehr ist das Bienenvolk im Kreislauf des Jahres in sein letztes und langes Stadium eingetreten: es hält seinen Winterschlaf. Es hat ein Recht dazu. Wer im Sommer Tag und Nacht sich abgearbeitet hat, der darf im Winter, um sich völlig auszuruhen, auch den Tag zur Nacht machen. Die fleißigen Bienen haben die lange Winterruhe wohl verdient. Im Winterschlafe sammeln sie auch wieder ihre Kräfte für das kommende neue Arbeitsjahr. Wenn sie sprechen könnten wie wir Menschen, würden sie sich am Lagerfeuer in der langen Winternacht ihre Abenteuer auf den schönen Blumenfahrten des verflossenen Sommers erzählen, die Macht, Weisheit und alle übrigen Regententugenden ihrer Königin in Liedern preisen und von ihres Volkes Heldenthaten singen; wenn sie im Schlafe ihren Gedanken Audienz geben könnten, wie wir, so würden sie gewiß nur süße Träume haben voll Blumenglück und Blütenpracht. Jedenfalls „harren auch sie“, wie ein Großer im Reiche des Geistes, der Apostel Paulus im Briefe an die Römer (VIII, 19) das Consortium alles Geschaffenen und Vergänglichen ebenso wahr als schön gedeutet hat, einer „herrlichen Freiheit“ mit uns, den Erstgeborenen der Kreaturen. Wenn die Sonne am Himmelszelt wieder höher steigt und unter der wachsenden Kraft des Lichtes und der Wärme in der Pflanzenwelt die Säfte sich regen und bewegen, dann geht auch durch die Reihen des zum Schlafe gelagerten Bienenvolkes der Morgenruf der Tagwache hindurch und auch ihre Losung heißt dann:

„Es muß doch Frühling werden.“

Gern hätten wir diesen Abschnitt aus dem Bienenleben hiermit geschlossen, doch als ehrliche und aufrichtige Freunde dürfen wir nicht bloß die Lichtseiten unserer Lieblinge hervorheben, sondern müssen auch eine Schattenseite ihres Charakters zur Sprache bringen. Es ist gottlob nur eine einzige Untugend,

die wir der Biene in das Schuldbuch schreiben müssen, allerdings eine recht häßliche und bei allen guten Menschen schwer verpönte — die Unbarmherzigkeit und Pietätlosigkeit gegen die Angehörigen des eigenen Geschlechtes. Verursacht kann diese abscheuliche Gewohnheit bei uns Menschenkindern auf eine doppelte Weise sein: entweder ist natürliche Roheit, sittliche Stumpfheit und tierische Verwilderung die Ursache, wie bei gewissen kannibalischen Völkern, die ihre alten, gebrechlichen Stammesgenossen, darunter ihre leiblichen Eltern, als unbrauchbare Individuen in der Wüste aussetzen; oder es liegt eine durch gewisse soziale Mißverhältnisse, speziell durch Übervölkerung nahegelegte gemeinsame Gewohnheit zu Grunde, wie bei den Chinesen, welche bekanntlich dem Kindermorde, besonders der Kinder weiblichen Geschlechtes, durch Aussetzen huldigen. Ganz in demselben Falle befindet sich das volkreiche Bienengeschlecht. Die Bienen werden gleichfalls unbarmherzige, grausame Mörder an ihrem eigenen Geschlecht, nicht gegen ihre Kinder, die sie ja mit mütterlicher Pflege über alles lieben, wohl aber gegen das männliche Geschlecht ihres Staates, die sog. Drohnen, und gegen diese nicht solange sie sich im Kindheitszustande befinden, sondern wenn sie in gewissem Sinne zu altern anfangen. Sobald nämlich der Natur- und Staatszweck der Drohnen in Hinsicht auf die von ihnen zu leistende Begattung der Königin erfüllt ist, haben die Drohnen auch ihr Lebens- und Staatsrecht verwirkt. Während man ihnen vorher das Beste an Speise und Trank in Hülle und Fülle zukommen ließ, ohne daß sie selbst zur Mitarbeit beigezogen worden wären, gönnt man ihnen nach erfüllter Pflicht keinen Bissen mehr. Ihr müßiges Herumlungern und „dröhnendes"*) Ausschwärmen ist den fleißigen Arbeitern schon längst ein Ärgernis gewesen. Lange hat man sie mit Nachsicht gewähren lassen, dafür bricht jetzt der verhaltene Zorn mit bestialischer Wut los. Wehe den armen Freiern, die in dem Palaste

*) Daher das onomatopoetische Wort „Drohne".

ihrer Penelope, der Königin, ohne Maß und Ziel immer noch fortschmausen und zechen möchten! Ihre Todesstunde hat geschlagen. Unerbittlich treibt man sie wie Schafe zur Schlachtbank hin, und zahllos werden ihre Leichname zur Stadt hinausgeschleift. Das ist die Drohnenschlacht der Bienen. Zu Tausenden umringen die wehrhaften Arbeiterinnen die dicken, faulen und wehrlosen Gesellen, die anfangs den blutigen Ernst ihrer Dränger gar nicht verstehen können, jagen sie in einem unbarmherzigen Kesseltreiben von einem Ecke der Bienenstadt in das andere; scheu und zitternd vor Todesangst drängen sich die unaufhörlich Gehetzten in einen Haufen zusammen. Das ist der Moment des anhebenden Massenmordes. Auch nicht Eine Drohne wird verschont; wer nicht im Mordgewühl im Innern der Stadt den Todesstoß erhält, wird nach tagelanger Verfolgung halbverhungert zum Stadtthor hinausgeschleift und, wie der Verbrecher im alten Rom vom tarpejischen Felsen, vom Flugloch hinabgestürzt, wo er dann in der Nacht auf dem kalten Boden vollends sein jammervolles Leben beschließen mag, wenn nicht lauernde Ameisen, diese Raben der Drohnenschlachtfelder, ihn bei lebendigem Leibe aufzehren. Wahrlich, eine barbarische Metzelei, gegenüber welcher die Greuel einer sizilianischen Vesper oder der Pariser Kommune fast Kinderspiele sind.

Doch nicht bei jedem Bienenvolk kommt es zu solchem blutigen Tagewerk. Wenn die Königin auf dem Begattungsausfluge verunglückte und nicht wiederkehrte, oder wenn sonst die Staatsverhältnisse mit den Grundgesetzen nicht ganz stimmen, dann erhalten die Freier, so ungern man sie sieht, eine Gnadenfrist. Manchmal wird dieselbe bis in den Herbst, ja bis in den Winter hinein verlängert. Dann aber weiß der sorgsame Bienenzüchter, in diesem Volke ist etwas nicht in Ordnung; es ist dann etwas „faul im Staate Dänemark", und jetzt heißt es selber eingreifen, je früher desto besser, bevor der Schaden unheilbar wird.

Übrigens wollen wir nicht übersehen, daß diese von uns

konstatierte Unbarmherzigkeit und schnöde Pietätlosigkeit des Bienenvolkes gegen die Drohnen eigentlich nur die Kehrseite der von ihm bis in das Extrem durchgeführten Staatstugend der Mäßigkeit ist. Die ökonomischen Bienen sind so überaus maßvoll und im großen wie im kleinen so ausschließlich nur auf das bedacht, was wirklich im Organismus ihres Staates selbst wieder Maß und Ziel hat, daß sie jede Nichtachtung dieser Kardinaltugend sofort als Staatsverbrechen auffassen und ohne weitere Gerichtsverhandlungen einfach durch Lynchjustiz ahnden. Wer wollte verbürgen, ob die Menschheit, wenn sie in ihrem sozialen Gebahren sich gleich dem Bienenvolk nur durch doktrinäre und radikale Zweckmäßigkeitsgründe leiten ließe und alle autoritative Pietät und religiöse Scheu verlieren würde, unter ähnlichen Verhältnissen humaner handeln würde?

Die Bestie in Tier- oder Menschengestalt bleibt sich gleich. Immerhin verdient der kleine Bienenstaat um seiner an Platos Idealstaat erinnernden Grundgesetze willen unsere volle Bewunderung. Im ganzen Tierreiche giebt es kein passenderes und kein edleres Prototyp menschlicher Staatsordnung als den Bienenstaat. Sie sind

„einig zur Arbeit, einig zur Wehr,
Ein Haus, Ein Volk, Ein Heer!"

Viertes Kapitel.

Der Bienen Blumenfahrt.

„Ein Blumenglöckchen vom Boden hervor
War früh gesprosset in lieblichem Flor.
Da kam ein Bienchen und naschte fein —
Die müssen wohl beide für einander sein.“
(Goethe.)

Auch das kalte Schneekleid ist schön, welches der Winter über die Erde breitet, prächtig sogar und der Bewunderung wert, wenn die Wintersonne es mit tausend funkelnden Juwelen schmückt, wenn die Berge wie Feenpaläste einer entschwundenen Märchenwelt erglänzen und jeder Baum des Waldes, allen voran die immergrüne Fichte, als ein echter deutscher Weihnachtsbaum prangt.

Aber es giebt einen Schnee, der ist doch noch viel tausendmal schöner. Das weiße Kleid, mit welchem dieser Schnee Bäume und Blumen überzieht, ist das allerschönste Festgewand, das je ein beglückter Bräutigam der holden Braut zum Hochzeitstage geschenkt hat. Die Braut, die ich meine, ist die liebe gute Mutter Erde, wenn sie im Lenze unter den feurigen Küssen ihres Bräutigams, der himmelumwandelnden Sonne, wie Schneewittchen aus dem verschlossenen Grabe des Winters erwacht, und ihr köstliches Brautkleid ist der duftige Blütenschnee, welchen der junge Frühling wie ein Zauberer ausstreut. O, wie freuen wir Menschenkinder uns mit der bräutlichen Erde, die unser aller nährende Mutter ist, des wiedererschienenen Lebens, in

dem wir neuen Lebensodem und neue Lebenshoffnung schöpfen dürfen! Seid gegrüßt ihr ersten Boten des kommenden Frühlings! Du, Schneeglöckchen zart, das dem harten Wintersmann zu Grabe läutet; du, Veilchen am sonnigen Rain, mit dem blauen Äuglein und dem balsamischen Dufte; du holde Anemone, die du als Morgenstern im grünen Moosteppich des Waldes strahlst; auch du, liebliche Primel, du Botin des Frühlings, mit dem goldnen Blütenköpfchen! Seid allzumal gegrüßt, ihr duftigen, zarten Blumen in Wald und Feld und Garten!

Und siehe, von Tag zu Tag wird der Reigen der Blumenschwestern größer und schöner. Wie glänzen die Saaten und Matten von frischem Grün! Schon schwellen die Knospen der Bäume und Sträucher. Noch ein paar sonnige Tage, und der Lenz ist da.

„Nun mit einemmal
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit."

Welch ein neues Leben auf einmal jetzt auch in unserem lieben Bienenvolk? Noch vor wenigen Wochen herrschte hier tiefste Grabesstille, ein ewiger Schlaf schien Immenheims Bewohner gefesselt zu haben. Und heute? Wie summt es und brummt es in schwirrender Luft im goldnen Sonnenschein, wie leicht und munter tummelt sich alt und jung vor den Thoren der Stadt! Hoch und immer höher ziehen sie ihre Kreise, bis sie in blauer Ferne ganz verschwinden. Und weißt du auch, wohin sie so eilig ziehen, warum sie so lustig singen und tanzen und springen? Die Zeit der Blumenfahrt ist da, der Bienen und der Blumen goldne und selige Zeit. Die Blumen und Blüten nämlich wollen ihre Jugend und Schönheit nicht einsam vertrauern und dabei am Ende selber versauern, sie möchten vielmehr gesehen und bewundert sein wie die Schönen unseres Geschlechtes, die ihr holdes Angesicht auch gerne sehen lassen und denen man nicht erst mit Mirza Schaffy zuzurufen braucht:

„Schlag' die Tschadra zurück! Was verhüllst du dich?
Verhüllt auch die Blume des Gartens sich?
Und hat dich nicht Gott, wie der Blume Pracht,
Der Erde zur Zierde, zur Schönheit gemacht?
Schuf er all diesen Glanz, diese Herrlichkeit,
Zu verblüh'n in dumpfer Verborgenheit?"

Daher sehen die Blumenschönen so gerne frohe Gäste, liebe Genossen und schwärmende Verehrer um sich. Darum haben sie nicht nur im Morgentau sich so säuberlich gebadet und gewaschen und ihre schönsten Kleider angelegt, sondern sie haben auch als sorgsame Gastfreunde für die lieben Verwandten, die heute zum erstenmal angesagt sind, das Beste, was ihre Vorratskammern vermögen, aufgestellt: schön gezierte Blumenkelche von wundervoller Arbeit sind mit köstlichem Nektar gefüllt, und auf goldenen und silbernen Schüsselchen duftet daneben als Ambrosia frischgebackenes, würziges Bienenbrot. Kommt, rufen jetzt die guten Blumen den Bienen zu, kehrt bei uns ein, ihr alten Freunde unseres Geschlechtes vom Paradiese her; es ist alles für euch bereit; die Tischlein sind alle gedeckt; greift zu, es wird euch nicht gereuen. Und die Gäste kommen. Wo die Schönheit mit der Herzensgüte im Bunde das gastliche Haus öffnet, da will niemand zu Hause bleiben. Ein Bienlein nach dem andern fliegt jetzt herbei, spitzt den kleinen süßen Mund und giebt, wie das unter so nahen Verwandten und alten Freunden wohl erlaubt ist, der lieben Blumenschwester einen frischen Willkommkuß in ihr hold errötendes Antlitz. Dann aber trinken und kosten sie nach Herzenslust an der reich besetzten Blumentafel. Sie werden alle satt, keines geht leer nach Haus, sondern bekommt überdies noch alle Taschen mit Süßigkeiten für die Lieben zu Haus, besonders für die Kleinen, die noch nicht mitkonnten, vollgesteckt. Denn „Geben ist Sache des Reichen". Daheim aber sagt jedes zurückgekehrte Bienlein es sofort in der uns Menschen unverständlichen Bienensprache dem Schwesterlein, wieviel Schönes es heute gesehen und wie gut es bewirtet worden sei. Und die Schwestern machen sich

sofort auch reisefertig zur süßen Blumenfahrt. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.“ Wie ein brausendes Meer rauscht das Bienenvolk durch die Lüfte hin; wie in gewissen Jahreszeiten die Sterne am nächtlichen Himmel dahinschießen, so mit fast überirdischer Gewalt und Urkraft werden die kleinen Blumenfahrer durch die Lüfte hingetragen, und alle finden ihre süße Beute. Die Tischlein der gastfreundlichen Blumen werden alle voll. „Sum, sum, sum“, tönt's zum Dank von den Lippen der gesättigten Gäste. Und gar über dem blühenden Kirschbaume welch ein frohes Gelage wackerer Zecher! Hörst du, wie es da oben heute singt und klingt, wie sie jubilieren und musizieren? Brummt nicht Schwester Hummel den Baß dazu? Und dort, auf dem Ackerfeld des fleißigen Landmannes, welch unermeßliches goldnes Blütenmeer, vom Hauche der Frühlingsluft sanft auf und ab bewegt und auf Flügeln des Windes weithin balsamische Düfte entsendend! Ist das nicht ein blühendes Rapsfeld? Eben schwingt sich das erste Bienlein zur Kostprobe auf eine prächtige, vom eigenen Gewichte sich beugende, saftige Rapsblüte hinab. Flugs streckt es die pinselförmige Zunge aus und leckt auf dem Grunde des goldenen Kelches den Nektartropfen auf. Die zarte, jungfräuliche Blume erzittert unter dem Ungestüm des so plötzlich in ihr Brautgemach eingetretenen Freundes. Als wollte sie sich gegen die Umarmung mit Händen und Füßen wehren, so prallen die kleinen Staubgefäße an dem Körper der Biene an und entleeren sich. Wo die Pollenbeutelchen noch geschlossen sind, beißt sie die Kleine, ohne lange um Erlaubnis zu fragen, kurzerhand auf. Ha, wie ihr das schmeckt! Jetzt bürsten die kleinen Füße emsig über den mit Blütenmehl bepuderten Leib und sammeln alles, was auf dem Haarkleidchen hängen geblieben ist, fein säuberlich zusammen, auf daß ja nichts von dem kostbaren Stoffe umkomme; das Gesammelte selbst bringen sie dann als schön gerolltes Päckchen in einer passenden Vertiefung ihrer Hinterbeine zum weiteren Transport unter, und wenn sie jetzt zum Thore ihrer Stadt

einziehen, dann sieht es aus, als wären sie mit weitbauschigen goldenen Höschen bekleidet worden.

Glaube aber nicht, daß die Bienen auf ihrer poetischen Blumenfahrt bloß Schätze sammeln und selber keinen höheren Genuß dabei hätten. So prosaisch sind weder die Blumen noch die Bienen. Vielmehr dürfen wir annehmen, daß jede einzelne Blüte, die um des Nektars willen besucht wird, ihren Gästen zugleich eine ganz eigenartige, an Farbe, Geruch und Baustil ganz unnachahmliche Wunderwelt erschließt.

Das will der oberflächliche kalte Menschenverstand freilich nicht recht gelten lassen. Und doch ist es so. Wir Menschen dürfen die kleine Welt der Blumen und Bienen eben nicht bloß, sozusagen, von dem Gipfel unserer Menschengröße anschauen; wir müssen selber klein werden, müssen uns zu dieser kleinen Welt recht bescheiden und liebevoll herablassen, sie in der kleinsten Entfernung, Auge in Auge, zu schauen suchen, um sie recht zu erkennen. Und selbst dann sehen unsere Menschenaugen noch lange nicht das, was diese kleinen, aber doppelten Bienen-Augenpaare zu sehen vermögen.*) Diese Augen sind an Leistungskraft unseren feinsten Instrumenten überlegen; denn diese zeigen uns auch bei der genauesten Sorgfalt und größten Anstrengung eben doch nur die Gegenstände, die wir in ihren sog. Brennpunkt verbringen, nämlich in den verschwindend kleinen Abstand einiger Millimeter, wenn es gut geht, während die wunderbar organisierten Doppelaugen der Bienen zufolge eines hier nicht näher zu beschreibenden Mechanismus auch die Objekte mit in ihr Sehfeld hereinziehen, die himmelweit von ihnen entfernt sind und ebensoweit auseinander liegen. Die Bienen sehen in die Nähe und Ferne zugleich; ihre Augen sind beides, Mikroskope und Teleskope. Sie überblicken mit ihren, kreisförmig

---

*) Zu beiden Seiten des Kopfes befinden sich die sog. Nebenaugen und wulstförmig unter der Stirne drei Stirn- oder Hauptaugen. Jedes Nebenauge enthält ungefähr 3000 kleine Augen, die wie Zellen einer Wabe nebeneinander stehen.

um den Kopf herumgelagerten, Augen zu gleicher Zeit das ganze Himmelsgewölbe, während auch die künstlich geschärften Augen unserer Astronomen höchstens die Hälfte desselben zu umspannen vermögen. Unsere Bienen und viele, betreffs ihrer Augen ähnlich organisierte, Insekten verwirklichen in der That das schöne Epigramm Platos:

„Du blickest zu den Sternen, Lieb',
Wäre ich der Himmel selbst,
Mit tausend Augen blickte ich
Auf dich, mein' Lieb', herab."

Auf ihren Blumenfahrten sind also die Bienen buchstäblich ganz „Auge", wie wir Menschen beim vollen Genuß eines klassischen Musikstückes für die unsere Gehörnerven treffenden, harmonischen Schallwellen ganz „Ohr" sein können. Sobald eine Biene einer Pflanze sich im Fluge nähert, sieht sie nicht nur die ganze Pflanze als ein Gesamtbild, sondern nimmt auch die einzelnen sichtbaren Teile nach ihrer Anordnung und ihrem Zusammenhang gleichzeitig in ihr Gesichtsfeld auf, welch' letzteres wir Menschen nur einzeln, getrennt und nacheinander unter Zuhilfenahme des Mikroskopes vermögen. Wie unendlich großartig muß darum den Bienen die kleinste Blume, bei der sie ankehren, erscheinen! Jedes Blütenteilchen muß ihnen ein Schauspiel geben, wovon wir keine Vorstellung haben. Die gelben Staubbeutel auf den zarten Staubfäden stellen sich ihrem Sinn als doppelte Balken aus purem Golde dar, die selbst wieder auf hohen schlanken Säulen vom weißesten Elfenbein im Gleichgewicht schweben; die bunten Blumenblätter wie unermeßliche Schatzkammern eines Königspalastes voll von Diamanten, Rubinen, Smaragden und Topasen; die süßen Nektarien (Honiggefäße) wie unerschöpfliche Riesenströme von Zuckersaft, und die übrigen Teile der Blüte wie ungeheure Urnen, Zelte und Dome, deren Baustil noch keine menschliche Kunstgeschichte beschrieben hat. Du glaubst es nicht, lieber Leser? Untersuche eine honigduftende Thymianblüte unter dem Mikroskope, und dein Auge

erblickt die herrlichsten antiken Amphoren mit langem Halse, wie der Geschmack der Alten sie liebte, aus einem amethyst-ähnlichen Stoffe geformt, und gefüllt bis zum Rande mit dem edelsten Naß, gleich dem flüssigen Golde.

Aber auch im Haushalte der Natur selbst hat die Blumenfahrt der Bienen eine äußerst wichtige Bedeutung durch die dabei unwillkürlich stattfindende Übertragung des Blütenstaubes, dieses Hauptfaktors einer erfolgreichen Befruchtung der Pflanzenwelt. Was hier die Bienen und deren zahlreiche Verwandte, die Apiden*), leisten, hat erst die neuere Botanik entdeckt. Sämtliche getrennt-geschlechtigen Pflanzen bedürfen eines äußeren Agens, damit die Pollenkörner von der männlichen auf die weibliche Blüte übergeführt werden. Dieses Agens sind die blütenbesuchenden Insekten, vor allen die Bienen.**) Was der

*) Daß alle Nicht-Bienen unter den Hymenopteren für die Blütenbefruchtung nur von untergeordneter Bedeutung sind, hat durch genaueste Beobachtungen H. Müller („Die Befruchtung der Blumen durch Insekten und die gegenseitigen Anpassungen beider", Verhandlungen des naturhistorischen Vereins für preuß. Rheinl. und Westf. 1873; sowie „Die Alpenblumen, deren Befruchtung durch Insekten", 1881) festgestellt. Nach demselben ziehen merkwürdigerweise die Bienen die dunkelfarbigen Blüten (rot, violett, blau) den hellfarbigen (weiß, gelb, grünlich) beim Besuche vor. Warum aber lieben die Bienen unter den gleichsüßen Blumenschönheiten die Brünetten mehr als die Blondinen? Diese Frage steht noch offen; auch bei uns Menschenkindern bildet dieselbe ein noch zu lösendes psychologisches Problem.

**) Wenn die Ameisen in alle oder auch nur die meisten nektarischen Blüten Zutritt hätten, so würden sie den Bienen den Besuch sicher verleiden. Man braucht nur eine Ameise sanft mit einer Nadel oder Borste zu berühren und man kann sicher sein, daß dieselbe sofort herumfährt und den ihr feindlich erscheinenden Gegenstand mit ihren Kiefern packt. Wären Bienen beim Besuche der Blüten ähnlichen Zwischenfällen öfter ausgesetzt, so daß die zarte Spitze ihrer Zunge von den Hornkiefern einer Ameise gepackt würde, so würde die betreffende Blüte von den Bienen bald nicht mehr beflogen, also auch nicht befruchtet werden. Nun haben merkwürdigerweise viele Blüten gewisse Vorrichtungen, welche verhindern, daß nutzlose, d. h. bestäubungsuntüchtige, Insekten zu ihren

immerhin nur zufällig eintretende starke Lufthauch des Windes hier vollzieht, kommt nicht in Betracht gegenüber der naturnotwendigen und systematischen Befruchtung der Blumenbesucher. Wie manche Blüte müßte zwecklos verblühen ohne die Blumenfahrt der Bienen. Darwin, der bekanntlich gerade auf diesem Gebiete seine epochemachenden Beobachtungen anstellte, überzog zur Probe den Teil eines Kleefeldes mit Gaze und machte ihn so den Honig und Blütenstaub sammelnden Insekten unzugänglich. Die Folge war, daß keine einzige dieser Blüten ein Körnlein Samen hervorbrachte. Als die Engländer Obstbäume nach den Chatam-Inseln verpflanzten, blühten dieselben zwar bald sehr reichlich, trugen aber erst Früchte, nachdem auch Bienen und Hummeln dort eingebürgert waren. Und wie erhält der Kunstgärtner die hübschen Blumen-Spielarten? Hier blühen z. B. Balsaminen von verschiedener Farbe und Größe. Die Bienen befliegen sie und befruchten mit dem Blütenstaub der einen die andere ohne das Zuthun des Menschen. Wenn unsere Landwirte wüßten, wie viele Mäßlein Samen und wie viele Säcke Obst sie den unscheinbaren Bienen verdanken, sie würden denken:

Nektarien gelangen. Die gemeine Kardendistel (Dipsacus sylvestris) ist vor dem Ameisenbesuch durch eine wässerige Flüssigkeit geschützt, welche unberufene Gäste nicht überschreiten können. Das Alpenveilchen und das Schneeglöckchen haben in der herabhängenden Lage ihrer Blüten und durch den glatten zurückgebogenen Rand der Blütenblätter einen natürlichen Schutz. Das Löwenmaul (Antirrhinum) ist in seiner Blüte so dicht geschlossen und mit dichten Härchen besetzt, daß keine Ameise den Engpaß durchschreiten kann. Durch ähnliche Engpässe verteidigen sich die weiße Taubnessel und mehrere Arten von Narcissus, Primula und Pedicularis, der Klee, Lotus und viele Leguminosen. Eine andere Art der Abwehr von den Blüten besteht in einer zähflüssigen Absonderung, mit welcher die Stengel und Blätter der Pflanzen getränkt sind, daher der ständige Beiname vieler Species „viscosa“ oder „glutinosa“. An dem Blütenstande einer einzigen Lychnis viscosa zählte Kerner 64 angeklebte kleinere Insekten, darunter die meisten Ameisen waren; vgl. A. Kerner „Die Schutzmittel der Blüten gegen unberufene Gäste“ und Th. Belt „The naturalist in Nicaragua“, S. 131 ff.

Hut ab vor jeder Biene! Die Ritter der romantischen Blumenfahrten sind zugleich fleißige Pioniere der Kultur. Wie schön verbindet sich in ihrem Treiben das Angenehme mit dem Nützlichen, das ästhetisch Schöne zugleich mit dem praktisch Wertvollen! Wahrlich,

„Willst du die größten Wunder sehen,
Bleib' vor dem Bienenvolk erst stehen
Und gehe dann durch Feld und Flur
Und preis' den Schöpfer der Natur!"

Fünftes Kapitel.

Viel Feind' — viel Ehr'.

„Feindlich ist die Welt
Und falsch gesinnt! Es liebt ein jeder nur
Sich selbst."
(Schiller, Die Braut von Messina.)

Von den Freunden unserer Bienen, den sanften Blumen, kommen wir zu ihren Feinden.

Wer in der Welt hat keinen Feind? Auch unser Liebling, die harmlose Biene, welche wir soeben an dem großen Freitisch der duftenden Blütenwelt ihr süßes Teil Nektar und Ambrosia sammeln sahen, die aber dabei keinem zur Last fällt oder Konkurrenz macht, weder dem im bunten Flitterkleide sich gefallenden Kokettengeschlechte der nur an den Augenblick denkenden Falter, noch dem vornehmen Bummlervolk der golbglänzenden Käfer, und niemandem wehe thut, am allerwenigsten ihrer keuschen Gastfreundin, der Blume, der sie ja als willkommenes Gegengeschenk die dankenswerte Gabe der Befruchtung zurückläßt — auch die Biene hat ihre Feinde und deren nicht wenige.

Teils sind es geborene und geschworene Widersacher, welche dem Bienenvolk Urfehde geschworen haben und voll Tücke und Mordgier auf die Bienen Jagd machen, teils nur gelegentliche Gegner, welche sich mehr aus Not als aus Lust an einer Biene vergreifen. Mehr oder weniger sind in allen drei Reichen solche Schädlinge zu finden. Ihre Zahl ist weit größer, als der sorgsame Bienenvater auf Grund seines Lehrbuches, in dem zum Schluß ein recht kurzes und meist auch recht dürftiges und mattes Kapitel über die Bienenfeinde steht, sich einbildet. Ihre

Zahl ist Legion. Und der größte, unbarmherzigste und, Gott sei's geklagt, undankbarste Bienenfeind ist noch immer der Mensch „in seinem Wahn", wenn er, der von Gott berufene König und Herr der sichtbaren Schöpfung, anstatt die Gesetze der Natur zu befolgen, nach eigenem Gutdünken schaltet und waltet, ohne Einsicht und Plan hantiert und probiert und ruiniert, oder mit der höllischen Mordwaffe des qualmenden Schwefelfadens in der Hand im Herbste seinen fleißigen Arbeitern den Rest giebt.

Andererseits darf der Bienenfreund die Zahl und Macht der Bienenfeinde auch nicht überschätzen. Manch gutmütiges Geschöpf, dem vielleicht noch nie oder doch nur selten ein Bienlein zur Beute fiel, dessen Schnäblein und Mäglein für den, in Anbetracht des darin geborgenen Honigs, zwar süßen, aber immerhin hartgepanzerten und borstigen Bienenkörper zu zart und fein organisiert ist, wird mit Unrecht unter die Bienenfeinde gezählt und von übereifrigen Bienenvätern mit Kirchenbann und Reichsacht belegt. Hier gilt: „Man muß leben und leben lassen" und „Wer nicht wider uns ist, ist für uns".

Indessen trotz alledem hat unsere Biene Feinde mehr als genug, Feinde ringsum, Feinde im eigenen Geschlecht der Hautflügler, Feinde unter den vierfüßigen, den kriechenden, den gefiederten Tieren, Feinde daheim im eigenen Hause, wo die lichtscheue Motte die wächsernen Wände und Pfosten durchgräbt, Feinde draußen im sturmgepeitschten Luftmeere, nach dem es das Bienlein als ein Kind des Lichtes immer aufs neue hinauszieht. Von der eklen Kröte, die unter dem Bienenstock regungslos mit stierem Auge kauert, bis ein pollenbeladenes, reisemüdes Bienlein vor dem Flugbrett herunterfällt, um es sofort mit der langen klebrigen Zunge aufzuspießen und zu verschlingen, bis zu dem gravitätisch einherschreitenden Dorfpascha, dem im Volksglauben als Ostara-Vogel geheiligten Papa Storch, mit Familie, der auf seinen Wiesenpromenaden nicht nur dem aristophanischen Chor der Frösche mit ihrem Rakada-kax-quax-quax sehr bedenk-

liche Kunstpausen bereitet, sondern auch zur Abwechselung die in den Wiesenblumen emsig sammelnden Bienen mit dem roten Klapperschnabel seinerseits selbst sammelt; von der bissigen, räuberischen Hornisse, welche über die am Flugloche harmlos ein- und ausfliegenden Bienen, dem Habicht und Geier gleich, unversehens herstürzt und das zappelnde Opfer als willkommenen Imbiß der nimmersatten Brut in ihrem verborgenen Raubritterneste zuschleppt, bis zur gemütlichen Hausschwalbe, der „fleckigen Prokne“ der alten Sage, welche aber bei anhaltendem Regenwetter, wo ihr die sonstigen Insekten rar werden, den Bienenständen sehr ungemütlich werden kann. Dazu die Scharen der zudringlichen Rotschwänzchen, der gewandten Fliegenschnapper, der kecken Meisenarten, welche Bienleins Winterschlaf stören, indem sie mit dem derben Schnabel an seine Hausthür klopfen, der bunte Waldzimmermann und Kletterer Specht, der Bêowulf (d. h. Bienenwolf) unserer Vorfahren, endlich der Allerwelts-Schädling, der freche Spatz, mit seinem zahllosen Geschlecht. Und vollends das Zigeunervolk der langgeschwänzten Ratten und Mäuse, gegen deren Zudringlichkeit und Dieberei Thüren und Thore, Pförtlein und Fensterlein der Bienenwohnungen und Bienenhäuser nicht sorgsam genug verwahrt werden können. Würden wir unser Bienenhaus anstatt am grünen Rhein oder an der blauen Donau in Polens oder Rußlands wilden Forsten aufgeschlagen haben, dann könnten wir in mancher kalten Winternacht auch Meister Braun, den Bären, zum Besuche bekommen und dessen breite Tatze im Schnee vor dem Stande bewundern. Bis auf den heutigen Tag soll der Bär für den Honig ein Leckermaul haben, wie er denn schon in der alten Tierfabel dem arglistigen Vetter Reineke Fuchs gegenüber das offene Geständnis ablegt:

„Ei! was hab' ich gehört, versetzte der Braune, Herr Oheim!
Ei! verschmäht ihr so den Honig, den mancher begehret?
Honig, muß ich euch sagen, geht über alle Gerichte,
Wenigstens mir; o schafft mir davon, es soll euch nicht reuen!“

Wahrlich nicht wenige Feinde, welche Leben und Existenz der armen Bienen bedrohen. Nun wundern wir uns nicht mehr, warum die fruchtbare Bienenkönigin so unermüdlich auf die Vermehrung ihres Volkes bedacht ist; wir begreifen auch, warum der einen königlichen Braut eine so zahlreiche Schar willfähriger Freier in den Drohnen auf ihre Hochzeitsreise mitgegeben wird. Unter so vielen Gefahren von übermächtigen Feinden wäre ein einziger Bräutigam in der That zu wenig, wenn die Hochzeitsgesellschaft in das Meer des azurnen Lichtes und der goldenen Liebe hinausfährt. Weniger bekannt dürfte sein, daß auch in der sonst so harmlosen Pflanzenwelt einige Bienenfeinde auf unsere Lieblinge lauern. Wenigstens steht unseres Wissens in den bis jetzt erschienenen Bienenlehrbüchern nichts davon, und doch verdienen auch diese Feinde mit Namen genannt zu werden, so gut wie die anderen, von denen wir oben sprachen.

Jeder Pflanzenkundige weiß, daß eine ganze Reihe von Pflanzen höchst merkwürdige Anpassungen, Accommodationen nennt sie der Botaniker, aufzuweisen hat, welche in der neuerdings mit Recht hervorgehobenen Symbiose*), d. h. der Lebensgemeinschaft mit den Tieren, erworben worden sind und die in unserem speziellen Falle nichts Geringeres als den listigen Fang lebender Tiere zum Endzweck haben. Es giebt tierfangende und fleischfressende Pflanzen, eine Art Mittelglied und Übergangsstufe zwischen dem Tier- und Pflanzenreiche. Die berührten Anpassungen sind aber doppelter Art: einmal sind es Vorrichtungen, durch welche Tiere vorübergehend festgehalten werden sollen, um für den Genuß, den ihnen die Pflanze durch ihren Nektar bietet, einen Gegendienst zu leisten, oder es sind Schutzmittel gegen unberufene Gäste; das anderemal sind es wirkliche Fallen,

---

*) Vgl.: Die Symbiose, Vortrag in der ersten öffentlichen Sitzung der 56. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Freiburg i. B. am 18. Sept. 1883 von Prof. Oscar Hertwig. Jena 1883.

aus denen die armen Gefangenen nie wieder entrinnen sollen, also Fallen wirklich fleischfressender Pflanzen. Zu ihnen gehören die höchst entwickelten Blüteneinrichtungen, durch welche bestimmte Insektenkreise angelockt und zum unfreiwilligen, aber erfolgreichen Transport des Blütenstaubes von Pflanze zu Pflanze herangezogen werden. Zum Glück der Bienen sind dieser Blumen, die nach Art der homerischen Kalypso*) den liebeumworbenen Fremdling, dem das Heimweh das Herz verzehrt, nicht mehr ziehen lassen wollen, nur wenige, und die gefährlichsten wachsen nur in fernen, ausländischen Zonen. Am bekanntesten sind die sogenannten Kesselfallenblumen und die Klemmfallenblumen. Zu ersteren gehören beispielsweise die Blumen der Osterluzei (Aristolochia Sippho), des Frauenschuhes (Cypripedium calceolus) und des Aronstabes (Arum maculatum), der Verwandten unserer beliebten Zimmer-Calla (Calla aethiopica). Hier werden die bestäubungstüchtigen Insekten, welche den Blütenstaub vermitteln sollen, durch süßlichen Nektar und schmutzigrötliche oder gelbliche Farben und Strichelungen in einen tiefen Blütenkessel gelockt, in dem sie durch eine Art Haarreusen oder durch eine glatte Wand des Kessels zurückgehalten werden, bis eine unter ihnen die Narbe mit dem mitgebrachten Blütenstaube bedeckt und somit die Befruchtung vollzieht. Ist dies geschehen, so werden die den Ausgang verschließenden Haare welk, oder die bis jetzt glatte Kesselwand wird runzelig, und jetzt erst dürfen die Gefangenen ihre unfreiwillige Haft verlassen; sie fliegen nach einer zweiten Blüte, um hier wiederum Nektar zu saugen, wo sie die süße Beute wiederum mit zeitweisem Gefängnis entgelten müssen. Offenbar muß der Genuß des Nektars gerade bei diesen Blumen ein sehr verlockender sein, was auch unsere

*) „Denn ihm ward nicht bestimmt, hier fern von den Seinen zu sterben,
Sondern sein Schicksal ist, die Freunde wiederzuschauen
Und sein prächtiges Haus und seiner Väter Gefilde."
(Homer, Odyss. V, 113 f.)

weniger entwickelten Geruchsnerven an der bedeutenden Intensivität des Duftes dieser Blumen wahrnehmen, sonst würden die kleinen Blumengäste bei diesen üblen Erfahrungen ihre Besuche nicht so unverdrossen fortsetzen. Man trifft in den Kesseln der genannten Blumen oft 10—20 gefangene Insekten, darunter auch unsere Biene, welche jedoch vermöge ihrer kräftigen Körperkonstitution meist aus eigener Kraft die Fesseln sprengt und die Freiheit gewinnt, während die Fliegenleichname beweisen, daß für die schwächer gebauten Insekten die zeitweilige Gefangenschaft auch den Tod herbeiführte. Zu den Klemmfallblumen gehört die ganze Familie der Apocyneen, bei denen, wie sich der geneigte Leser, wenn er etwas Botaniker ist, leicht selbst überzeugen kann, alle Grade der Ausbildung der eigentlichen Klemmfalle, von dem einfachen Sinngrün (Vinca minor) bis zur Oleanderblüte, vertreten sind. Die Staubgefäße bilden hier einen Hohlkegel, welcher das Pistill einschließt und zwar so, daß ein oberer freier Hohlraum über dem rundlichen Kopfe desselben entsteht, die sogenannte Pollenkammer, in welcher der Blütenstaub entleert wird, und ein unterer, die sogenannte Narbenkammer, wo der Narbenkopf die der Bestäubung zugängliche Narbenfläche auf der unteren Seite trägt. Die Rückseite dieser meist auf Fäden stehenden Staubgefäße bilden holzige Platten, welche mit ihren Rändern fast aneinander stoßen und den nektarschlürfenden Insektenrüssel bei dem Nektargenuß einklemmen, daher der botanische Namen Klemmfallen. Bei dem Versuche der Insekten, sich aus der Klemme zu befreien, führen dieselben mit einem kräftigen Ruck den Rüssel von der Narbenkammer in die Pollenkammer, dort den von einer anderen Blüte mitgebrachten Pollen absetzend, hier neuen Blütenstaub mitnehmend. Bei dem Oleander sind die genannten Holzplatten oben mit je einem langen federartigen Fortsatze versehen. Diese Fortsätze sind oben zusammengedreht und bilden einen gestielten regelmäßigen Wollpfropfen, der die Mitte des Blüteneinganges verschließt und dem Rüssel der bestäubenden Insekten die rechte Führung zum

Nektar, und dann zur Narben- und Pollenkammer giebt. Kräftige vorsichtige Insekten lassen sich durch die Anstrengung, welche zur Befreiung aus der Klemme gemacht werden muß, nicht abschrecken. Dagegen zappeln sich ungeübte, schwächere Insekten darin leicht zu Tode.

Besonders in die Augen fallend ist dieser Vorgang bei der großen Fliegenfalle (Apocynum androsaemi folium), wo die Blüten von Insektenleichen oft ganz gefüllt erscheinen. Ich traf hier bei meinen Beobachtungen am häufigsten die Fliegenarten Spilogastor carbonella, Scatophaga merdaria, Anthomyia pluvialis, Syritta pipiens, zuweilen auch kleinere Hymenopteren und Schmetterlinge gefangen und verendet, daneben zahlreiche Beine, Rüssel und Flügelreste, welche zurückgelassen waren. Dagegen trugen die größeren Fliegen wie Eristalis tenax, E. arbustorum, E. nigritarsis, Platycheirus peltatus u. a., sowie Wespen und Bienen die Pollenmassen meist ungehindert von Blüte zu Blüte. Schumann hat bei Syonsia, A. Tomes bei Whrigthia coccinea in Ostindien ähnliche Klemmfalleinrichtungen mit vielen toten Fliegen, Schmetterlingen und Bienen gefunden.

Merkwürdiger noch als diese Einrichtung der Apocyneen ist diejenige der Asklepiadeen, die bei den einheimischen Repräsentanten, der Schwalbenwurz (Cynanchium vincetoxicum) leicht mittelst der Lupe zu studieren sind. Die Pollenmassen zweier benachbarter Antherenfächer, die sogenannten Pollinien, sind hier durch Stiele mit einem kleinen schwarzen, hornigen Klemmkörper verbunden, in welchem die nektarholenden Insekten mit ihrem Rüssel, bei den Arten der Gattung Asclepias mit ihren Beinen, Härchen der Taster oder Krallen, bei Acerates mit der Haarmasse der Brustunterseite festgehalten werden. Die armen Insekten geraten hier buchstäblich ins Pech. Die Klemmkörper mit den beiden Pollinien werden beim Davonfliegen herausgerissen und der aufmerksame Beobachter begegnet nicht selten Insekten, welche wie Bombus scutellaris bei Acerates longifolia ganze Bündelchen klebriger Klemmkörper mit sich fortschleppen

müssen, deren Pollen dann in anderen Blüten an die Narbenkammern verbracht wird. Bei Gynanchium findet man außer einer Unmasse toter Fliegen nicht selten auch kleinere Wespen und Bienen.

Wenn die bisher erwähnten Befruchtungsvorrichtungen für die stärkeren Insekten, speziell für die Bienen, mehr oder weniger nur Vexierfallen waren, die denselben zwar die kostbare Zeit rauben und viel Verdruß bereiten, aber im großen und ganzen doch einen Ausweg zur Freiheit offen lassen, so lernen wir in den amerikanischen Asklepiasarten wirkliche Bienenfeinde, ja geradezu Bienenmörder kennen. Chr. Robertson hat diese amerikanischen Asklepiasarten neuerdings genauer untersucht, deren kleinere Repräsentanten durch Fliegen, deren größere durch Hummeln, Falter und Bienen bestäubt werden. Er fand, daß die kleinere, einem gemischten Bestäuberkreis angepaßte Asclepias verticillata keine Insekten töte, auch bei Asclepias incarnata waren nur wenige Insekten, meist Pelopaeus cemeterius und Colletes, totgeklemmt, dagegen war bei den größeren Arten, welche einem beschränkteren Bestäuberkreis angepaßt und den anderen Insekten unzugänglich gemacht sind, besonders bei Asclepias Cornuti und Asclepias Sullivantii die Zahl der getöteten Insekten eine ganz bedeutende. Bei Asclepias Cornuti fand Robertson außer vier Spezies von Fliegen und vier Spezies von Motten zahlreiche Honigbienen, die der einheimischen nordamerikanischen Fauna bekanntlich nicht angehören, tot in den Blüten vor. Bei Asclepias Sullivantii konnte Robertson allein auf dem kleinen Areal seines Hausgärtchens in wenigen Tagen 617 tote Honigbienen, sage 617 Bienenleichen von den Blüten ablesen; in einzelnen Dolden klebten deren über ein halbes Dutzend. Im Staate Illinois sollen die Bienen so häufig durch diese Blüte gefangen werden, daß infolge des üblen Geruches der massenhaften Bienenleichen der Bestäuberkreis der Asclepias Sullivantii eine sehr wesentliche Veränderung erfahren habe. Robertson macht dabei darauf aufmerksam, wie

5*

ein Geschöpf sich die Kalamität des anderen alsbald zu nutze mache, indem zahlreiche Spinnen, Ameisen und Podisus spinosus sich während der Blütezeit der Asklepias unter deren Blättern und Blüten versteckt halten, um über die noch zappelnden Bienen ihrerseits herzufallen. Auch die Kniphofia ist eine Bienenfalle und es dürfte außer den Apocyneen und Asklepiadeen gewiß noch andere Pflanzenarten geben, bei denen durch gleiche oder ähnliche Vorrichtungen Bienen, überhaupt Insekten, zum Pollentransport gezwungen oder als ungebetene Gäste ferngehalten und unschädlich gemacht werden. Die in unseren Tagen immer weiter vordringende Durchforschung fremder Kontinente, mit welcher die wissenschaftliche Bereicherung der Tier- und Pflanzenkunde Hand in Hand geht, wird dem bis jetzt Bekannten früher oder später sicher neue Entdeckungen hinzufügen.

Uns genügt, an dieser Stelle zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Bienenfreunde darauf gerichtet zu haben, wie im heißen Kampf um das Dasein, diesem Kampfe aller gegen alle, auch die Bienen ihr Teil mitkämpfen und mitleiden müssen gegenüber zahlreichen Feinden — sogar im Pflanzenreich.

„Es ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß neben Rosen gleich die Dornen stehn!“

Unseren Bienen dürfte für ihre Blumenfahrten der Rat mit auf den Weg gegeben werden:

„Trau, schau wem!“

Sechstes Kapitel.

Das „Schwärmen“ ist des Imkers Lust.

„Was summt dort im Garten im Sonnenschein,
Was häuft sich am Äste der Linde?
Ein Schwarm ist's von tausend Bienelein,
Eil', Imker, und faß ihn geschwinde!“

Berlepsch, nächst Vater Dzierzon einer der verdientesten Großmeister unserer Zunft, hat die Bienenzucht ebenso schön als wahr die Poesie der Landwirtschaft genannt. Jeder Imker, der nicht nur mit Kopf und Hand, sondern auch mit Herz und Gemüt Bienenzucht treibt, wird gerne in dieses Lob einstimmen. Ist aber die Bienenzucht als Ganzes schon in allen seinen Teilen Poesie, dann ist der Schwarmakt, kurzweg das „Schwärmen“ der Bienen, der Höhepunkt dieser Poesie selbst wieder. Der Schwarmakt ist die phänomenale Kraftentfaltung des Bienenvolkes zum Zweck der notwendig gewordenen Gründung einer Kolonie. Volksarme, kraftlose Bienenvölker denken ebensowenig an das Schwärmen, als menschenarme Völker und Staaten an die Versorgung der nicht vorhandenen überschüssigen Volkskräfte durch Auswanderungsgelegenheit und Kolonialpolitik zu denken brauchen. Nur denjenigen Völkern, welche „die stärksten Lenden haben“, wie ein deutscher Geschichtschreiber*) unserer Tage sich einmal ausdrückt, gehört das Erdreich und die Zukunft. Übrigens ist der Schwarmakt der Bienen nur das letzte in die Sichtbarkeit tretende Moment einer langen Reihe vorausgehender Entwicklungsstufen der Volkskraft selber. Die Fruchtbarkeit der

*) Heinrich von Treitschke in seinen historisch-politischen Aufsätzen.

Königin und die damit zusammenhängende fortgesetzte Brutvermehrung, das Anlegen sogenannter Weiselzellen, in denen königliche Thronfolger erzogen werden, sowie das Vorhandensein begattungstüchtiger Drohnen sind die Hauptfaktoren, welche das Schwärmen herbeiführen. Fehlen dieselben ganz oder auch nur zum Teil, dann kommt es eben nicht dazu, oder doch erst viel später, dann aber auch zu spät. Sind aber diese Vorbedingungen erfüllt und kommt die Natur durch vermehrte Licht- und Wärmequellen, durch eine Nektar und Pollen reichlich spendende Vegetation dem Naturtrieb des Bienenvolkes entgegen, dann wird das Schwärmen zur Notwendigkeit. Die übersprudelnde Volkskraft verlangt eine Teilung und Vermehrung. Jetzt kann die Kolonie als lebensfähiges Volkstum gegründet werden. Doch sind unsere Bienen viel zu kluge und vorsichtige Tiere, als daß sie diesen Haupt-Staatsakt nur so ins Blaue hinein unternehmen würden. Darum werden schon lange vor dem großen Entscheidungstage wiederholt Kundschafter ausgesandt, so wie einst das Volk Israel in der Wüste nach dem verheißenen Lande Kanaan seine Kundschafter vorausgeschickt hat. Erst wenn diese mit guter Botschaft zurückkommen und melden, daß sie in der Fremde einen passenden Platz zur Anlage einer neuen Bienenstadt gefunden haben und nachdem die Volksversammlung unter dem Vorsitze der Herrscherin und dem Beirat ihrer Ältesten den einstimmigen Beschluß gefaßt hat — erst dann machen sich die Auswanderer, mit der angestammten Königin in der Mitte, marschbereit. So leicht mag es denselben nicht werden, die alte liebgewordene Heimatstadt, welche die Vorfahren gegründet haben und in der ihre Wiege stand, wo sie so viele frohe Stunden verlebten, auf Nimmerwiedersehen zu verlassen. Denn „jedem ist die Heimat teuer, jeder liebt sein Vaterland“. Aber die Not gebietet, das von den Vätern überkommene Staatsgesetz schreibt es so vor, die Königin geht den Unterthanen selbstverleugnend mit hehrem Beispiel voran — macht sie doch der jüngeren Thronerbin gerne Platz —, da darf niemand sich

bedenken und zurückbleiben wollen. Es ist die letzte Nacht, die man in der Heimat zubringt. Das Volk denkt nicht an Ruhe oder Schlaf. Mächtig braust es wie ein siedendes Meer durch die stille Nacht hin; ein Teil der übervölkerten Stadt hat ein Notlager vor dem Thore im Freien aufschlagen müssen. Da — an einem schönen, warmen Sommermorgen,

„wo lau die Lüfte wehn,
die Wälder lustig grünen,
die Gärten blühend stehn“,

da will keine meiner Bienen mehr abfliegen, als würde etwas Besonderes heute vorbereitet. Nur da und dort tauchen einzelne hervor, umkreisen die Parteigenossen, bringen ihre Bulletins aus dem Innern und deuten durch Schüttelwehen die nahende Entbindung an. Noch einen Moment und mein Ohr vernimmt den lieblichen Schwarmton, eine Musik, dem Imkerohre köstlicher denn alle kunstreichen Konzerte der Welt. Jetzt wird im Lager Generalmarsch geschlagen und die auswanderungslustigen Kolonisten, jeder mit einem Tröpflein Honig als Wegzehrung versehen, strömen Mann an Mann gedrängt im Eilmarsch aus der Pforte der alten Heimat und erheben sich im Zickzackfluge in das Reich der Lüfte; immer frische Völker entströmen dem Stocke, wie Meereswogen sich unaufhaltsam und unabsehbar heranwälzen, so drängt es sich — eine einzige große Naturkraft, die auch den Letzten und Schwächsten mit sich fortreißt — hervor. Nicht selten mag es passieren, daß ein Haufe in der Überstürzung zur Erde herunterfällt, doch mit Blitzesschnelligkeit erheben sie sich wieder, um sich in den fröhlichen Kontretanz der Auswanderungslustigen zu mischen. Siehe da! Auf einmal wird es ruhig und leer um das Flugloch, ein paar Nachzügler noch oder ein paar Fahnenflüchtige und Heimwehkranke vielleicht, welche die vollen Honigtöpfe der alten Heimat gegen die ungewisse Zukunft nicht eintauschen wollen — und Mutterstock und Schwarm sind zwei getrennte, selbständige Lebewesen geworden. In den Lüften aber ist Leben, der helle

goldene Sonnenstrahl wird durch die kleine Wolke der schwärmenden Genossen gebrochen. Hierhin und dorthin schwenkt der Zug; noch hat er sich keine bleibende Stätte erwählt. Unausgesetzt folgt ihm mein Auge; fast bange schlägt mein freudig erregtes Herz; wie gerne wollte ich die fahrenden Gesellen bannen! Da zieht eben am Himmel eine schwarze Gewitterwolke herauf, die Sonne erlischt, ein heftiger Windstoß bläst mit vollen Backen auf die Schwarmgesellschaft herein und Königin samt Volk fällt auf den alten Stock zurück. Der kleine Haufen, der am Aste des nahen Baumes dort sich schon gesammelt hat, löst sich plötzlich wieder auf. Schwarz deckt sich die Pforte der alten Heimatstadt mit den Zurückgekehrten, welche vor dem drohenden Elemente des ausbrechenden Gewitters ein schützendes Obdach suchen. Unerwünscher Anblick für den mit klopfendem Herzen dabei stehenden Bienenvater! „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche baut!“ Für heute ist's mit dem Schwärmen vorbei und einige Pfund Honig sind unnütz verflogen. Trübsinnig wandert der Hausherr an seinen Stöcken vorüber, dem eigenen schützenden Hause zu. Doch nicht zu lange braucht er hier zu warten. Siehe,

„Milder schon fallen die silbernen Tropfen,
Munter schon zwitschert ein Sperling vom Dach,
Frisch in der Werkstatt vernimmt man das Klopfen,
All' das verschüchterte Leben wird wach.
Fern am Gebirge, dahin er gezogen,
Murrt noch der Donner, ein fliehender Leu,
Aber am Himmel der leuchtende Bogen
Kündet's der Erde: der Herr ist getreu!“

Wie weht's und duftet's jetzt durch die Welt! Wie glänzt die Luft, wie perlt die Flur, wie golden strahlt der Sonne Angesicht über der verjüngten und gesegneten Erde! Da zieht neue Hoffnung in mein Herz hinein; flugs geht's wieder zu meinem Bienenstand, bin doch begierig, was die heimgekehrten Auswanderer jetzt treiben, ob ihnen nicht das Auswanderungs-

fieber im Gewittersturme gründlich abgekühlt wurde. — — — Horch, da trifft ein seltener Klang mein lauschendes Ohr! „Tüt, tüt, tüt!“ singt's da drinnen im Stock mit feiner Sopranstimme und „quack, quack, quack“ antwortet eine zweite Sängerin im schönsten Alt. Was bedeutet dieses Duett? Sind meine Bienen denn auf einmal musikalisch geworden und ihre Königinnen gewillt, als Primadonnen aufzutreten? Nein, das waren keine Freudentöne, das klang doch mehr nur wie schrille Eifersucht erzürnter Nachbarinnen, die sich zum Fenster oder zur Thür hinaus Komplimente sagen und ihrem übervollen Herzen schreiend Luft machen. Ach, das zurückgekehrte Volk mag und darf nicht mehr bleiben. Schon stürzen die erregten Auswanderer zum zweitenmal hervor. Wieder beginnt das Vorspiel. Immer brausender und lauter spielen die Musici auf, noch feuriger und hinreißender als die Czarda beim Tanz der Pußtasöhne. Der Schwarm zieht mit noch größerer Energie als das erstemal aus; denn bei diesem Auszug handelte es sich ja um ein Haar um Thron und Leben der Königin, welcher die eifersüchtige junge Erbin nach dem Leben stand. Und diesmal schreckt keine finstere Wolke den Zug unserer Auswanderer; höher und immer höher zieht sie das goldne Sonnenlicht zu sich empor. Siehst du, wie sie dort hoch oben am blühenden Birnbaum sich dichter zusammenziehen! Noch ein paar Augenblicke und der Traube gleich am edlen Weinstock hängt das Volk am Aste des Baumes schwer herab.

Nun, Imker, wohlauf zur That! Jetzt heißt es entschlossen sein und rasch und weise handeln; nun mußt auch du gerüstet und vorbereitet sein, wenn du Herr deines Eigentums bleiben willst. Die Zauberrute, durch welche du die Söhne der Freiheit in deinen Dienst und Gehorsam zurückführen kannst, solltest du kennen. Sie heißt Ruhe und Überlegung, Sicherheit und Mut, Einsicht und Erfahrung. Manch junger Geselle ist schon zu Schanden geworden, daß er diese Zauberrute verachtete und dem eignen Kopfe folgend es besser zu können meinte. Wer

den guten Rat der Alten mit der eigenen Einsicht zu paaren versteht und von Jahr zu Jahr durch die Erfahrung vermehrt, der thut als Meister jetzt keinen Fehlgriff. Nur ein einziger kräftiger Ruck an dem schwanken Äste und die schwere Last des prächtigen Schwarmes stürzt wohlbehalten in den untergehaltenen Fangkorb und dieser selbst giebt sofort die willenlosen Gefangenen als Beute der neuen, schön ausgestatteten Wohnung, die auf dem Stande zurecht steht. Jetzt ist die Kolonie glücklich unter Fach und Dach, eingereiht als neues Volk in den vermehrten Besitzstand des Imkers, der bei dieser aufregenden und anstrengenden, aber süß lohnenden Arbeit erfahren darf:

„Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.“

Zwar ist nicht mit einem Schlage das eingebrachte Volk an die neuen Verhältnisse gewöhnt. Anfangs stürzt noch manch trotziger Geselle, rebellisch gegen die neue Ordnung der Dinge, zum Flugloch der Wohnung hervor, als wollte er die Macht und List der klugen Menschen verspotten. Aber bald kehren die Ausreißer wieder zurück, haben sie doch beim Auszug der erwählten Herrscherin aufs neue Treue geschworen; und was eine rechte Biene ist, bricht ihren Bürgereid nie. So machen sie denn, eine nach der andern, an dem Thore der neuen Heimat, wohl oder übel Halt und schlagen bald fröhlich mit ihren Flügeln zusammen, denn sie wissen, ihre Königin ist darinnen. Wo diese hingeht, da wollen sie auch hingehen, wo sie lebt und wirkt, da wollen auch sie ihr Tagewerk anheben; nur der Tod soll sie voneinander scheiden. Der Schwarm ist geraten und geborgen. Auch die Wildesten, die mit Berserkerwut in die vier Winde hinausstürmten, sowie die zersprengten Nachzügler, die in keiner Armee, auch der bestorganisierten, fehlen, sammeln sich gegen Abend am Eingang des neuen Hauses, eingedenk der alten Bienenweisheit:

„Bist du selber kein Ganzes, so schließ an ein Ganzes dich an!“

Nur am Birnbaume oben blieb noch ein kleiner Teil, ein winziges Restchen von Sonderbündlern zurück, welcher das liebgewordene lauschige Ästchen bei dem Finkennest nicht leichten Herzens verlassen möchte. Es sind edle, schwärmerische Seelen, welche gerne in höheren Sphären schweben und das Flecklein Holz, das die Königin mit ihrem Leibe berührte und weihte, wie eine Reliquie fromm verehren; denn etwas Edleres und Verehrungswürdigeres als die Königin giebt es für den Bienen-Unterthanenverstand nicht. Aber auch der allerstärkste Idealismus wird durch die rauhe, kalte Wirklichkeit des Lebens nach und nach abgekühlt. Das erfahren unsere schwärmerischen Bienen-Idealisten schon in der nächsten folgenden Nacht, die ihre zarten Leiber, obwohl sie sich aufs Innigste aneinander anschließen, empfindlich durch Kälte und Winde trifft. Darum halten sie am andern Morgen für geraten, den Verhältnissen des Lebens Rechnung zu tragen und kommen müde und matt, abgehärmt an Leib und Seele, als die letzten bei ihrem Volke an, das auch sie willig in seine munteren Reihen aufnimmt; denn spät kommen diese Letzten, aber sie kommen doch.

Der Ast am Birnbaum ist jetzt wieder leer und der Fink und die Finkin machen sich ihre Gedanken über das seltsame Volk, das gestern sein Lager neben ihrer Stammburg so dreist aufgeschlagen hatte und heute mit Kind und Kegel verschwunden ist. Aus der neuen Wohnung aber kommen heute schon die Eifrigsten heraus, um sich die nächste Umgebung zu besehen. Im Innern der Wohnung geht es an ein Putzen und Fegen, an ein Bauen und Mauern, daß es eine Freude ist. Die Königin legt ihrem Volk den Stadtbauplan vor, die Stadtviertel werden abgesteckt und die schönen geraden Straßen besonders genau bezeichnet; mit Händen und Füßen wird gearbeitet Tag und Nacht,

„die Räume wachsen,
es dehnt sich das Haus
und drinnen waltet —

die Königin als Mutter ihres neuen Reiches mit alter Liebe und Treue zum Wohle des ewig treuen, fleißigen Volkes. Aber, wird der geneigte Leser fragen, was ist denn aus dem alten Stocke geworden? Liegt doch die Vermutung nahe, daß derselbe nach so viel Kräfteverlust gar eingegangen und, der alten Herrscherin beraubt, am Ende in einen allgemeinen Staatsbankerott geraten sein dürfte. Es ist ja sonst der Welt Lauf und Ordnung, daß das Auferstehen des einen den Untergang des andern nach sich zieht. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Das Bienenvolk scheint diesem allmächtigen Lebensgesetze nicht unterworfen zu sein. Hier darf im Kreislaufe des Jahres ein Geschlecht dem anderen die Fackel des Lebens reichen, ohne daß das vorhergehende in die Nacht des Todes zurücksinkt. Hier pulsiert im großen und ganzen des Volkes fast unvergängliches Leben.

Freilich ist in dem abgeschwärmten Mutterstocke für die erste Zeit die Lebenskraft etwas herabgestimmt. Die Reihen der fleißigen Arbeiter sind seit dem Auszuge des Schwarmes merklich gelichtet. Die ausgewanderten Volksgenossen konnte man auch nicht mit leeren Händen die Reise aufs Ungewisse antreten lassen, darum sind der Honigschätze weniger geworden. Auch ist die allverehrte Stammesmutter nicht mehr vorhanden. Aber das Volk ist deshalb doch nicht verwaist. Schon legen hoffnungsvolle Töchter der alten Herrin im stillen das königliche Gewand an; in kürzester Frist wird die Erstgeborene unter ihnen das Scepter ergreifen und mit jugendlicher Kraft die Zügel der Regierung halten. Bis dorthin wird von den fleißigen Arbeitern desto eifriger gesammelt. In wenigen Wochen bereits sind durch die täglich ausschlüpfende Brut die Lücken im Volke ausgefüllt. Ist aber erst die junge Königin von dem in ihrer Reichs- und Hofordnung vorgeschriebenen, unumgänglichen Hochzeitsflug zurückgekehrt, dann ist alles in Ordnung und schönster Harmonie.

Siebentes Kapitel.

Wie die Bienen Hochzeit halten.

(Eins von P. K. Rosegger.)*)

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei.“
(H. Heine, Buch der Lieder.)

Hat sich ein Schwarm**) mit seiner jungen Königin vom Mutterstamme losgelöst und sich auf seiner neuen Ansiedelung niedergelassen, so ist nun das erste und wichtigste Geschäft die Hochzeit der Königin.

Dabei geht's lustig zu und alles ist auf den Beinen und Flügeln; selbst die Arbeit wird vergessen, und das will bei den Bienen schon viel sagen, es wäre denn, daß die Gemächer der Braut noch ordentlich gereinigt, mit Wachs tapeziert, mit Nahrung und Dienerschaft versorgt werden müßten. Ein helles Summen und Singen ist das im Reiche, und ein Balgen und Schwelgen und alles schart sich um die Königin, die Holde und Hehre, die schöne, minnevolle Frau. Aber nicht, weil sie Königin ist, wird sie so hoch verehrt, sondern weil sie die Mutter der Nachkommenschaft werden soll.

---

*) Von dem mir persönlich befreundeten, liebenswürdigen Dichter aus den „ausgewählten Schriften“ (XV. Band) desselben mir freundlichst zur Verfügung gestellt. D. Verf.

**) Hier ist ein sogenannter Nachschwarm gemeint, der mit unbefruchteter Königin auszieht, während die Königinnen der Vorschwärme befruchtet sind.

Da fliegen ein paar Bienen ins Freie, sehen nach, wie es mit dem Wetter steht. Warm und windstill, kein Wölkchen am Himmel und die Sonne leuchtet nieder über die weite, grünende, blühende Welt. Diese Nachricht bringen sie in die Stadt. Das ist ein Tag zur Hochzeitsreise. Der Ehemänner etliche haben sich vielleicht an der Festtafel etwas zu gütlich gethan, haben den Honigopfern, welche die Arbeiter aus der Mutterkolonie noch mitschleppen mußten, vielleicht in zu reichem Maße zugesprochen und möchten nun am liebsten ein bischen Siesta halten. Aber die Königin ist höchst aufgeregt — ihr verlangt sehr nach einem Ausflug und das Volk drängt auch danach und getraut sich's wohl zu sagen, daß ihm sehr um einen Thronerben und überhaupt um jungen Nachwuchs zu thun ist. Die faulen Ehegatten werden förmlich aufgetrieben und aus dem Hause gejagt — und endlich erhebt sich der Hochzeitszug in die Lüfte.

Die Arbeiterbienen bleiben diskreterweise zurück, umtanzen aber fortwährend den Stock und sind in großer Erregung. Mit Ängstlichkeit bewachen sie ihren neuen Heimatsort und weder Menschen noch Tieren wäre zu raten, sich in dieser Zeit dem Stocke zu nahen. Dann wieder beobachten sie den Himmel, ob wohl keine gefahrdrohende Wolke auftaucht, die dem Brautzug gefährlich werden könnte. Und wenn sich ein Wind erhebt, welch' eine Verwirrung, welch' Schreck und Jammer in der Menge, welch' wildes Summen und Umherschießen! Boten werden ausgesandt, um nach der Richtung zu spähen, in welcher sich der Hochzeitszug erhoben hatte, und nun, wenn er einzuholen ist, ihn zu warnen und zum Rückzuge zu bewegen — denn die Hochzeiter selber kommen kaum dazu, erst eine Weile nach dem Wetter zu lugen. Aber sie sind nicht zu finden.

Die Königin ist mit ihrem Harem davon und hat sich gefreut darüber, daß der Plebs zurückgeblieben. Die Ehemänner schlugen zuerst das grüne Geäste einer Linde zum Ruheplatz vor.

„Nein", sagte die Königin (und die Bienen haben ihre

Sprache so gut wie die Menschen), „nein“, sagte sie, „da sind die Mücken und die Hummeln, und die Käfer und Ameisen steigen den Stamm herauf — wir wollen höher fliegen.“

Und als sie um die Wipfel und Kronen des Waldes tanzten, wollten die Herren sich dort niederlassen! „Nein“, sagte die Königin, „hier flattern noch die Schmetterlinge, schwirren die Häher und die Meisen und anderes Volk. Wir wollen höher fliegen.“

Und als sie hoch in den Lüften waren, daß der Zug von unten wie ein winziges Rauchwölklein zu sehen, und als sie sich überzeugt hatten, daß kein Habicht und keine Lerche und kein anderes Wesen mehr in der Nähe war — und als die Gatten hier wieder angefragt hatten — schwieg die Königin still. — In diesem Brautgemache des hohen blauen Himmels konnte kein unberufenes Auge ihre Fraulichkeit mehr verletzen. — Ruhig schwebt das Häuflein in Einem Punkte und die Jünglinge bringen der Braut ihre Huldigungen dar. —

Erst nach zwei Stunden denken sie wieder an die Heimkehr — aber wer weiß jetzt den Weg? Da unten der weite finstre Wald mit seinen tausend Wipfeln, dort die Wiesen, dort wieder der Wald — wo ist ihr Heim? — Über den Bergen steigen Wolken auf, durch die Luft geht mancher Stoß und schiebt unsere tanzenden Hochzeiter vor sich hin. Sie sind ratlos, hilflos. Sollen sie sich niederlassen auf fremdes Gebiet? Wie sich ernähren? Das Arbeiten haben sie nicht gelernt, den Genuß und den Luxus sind sie gewohnt und Nachkommenschaft ist zu erwarten. Sich eine fremde Kolonie, ein Hummel-, ein Wespenreich erkämpfen, den Honigvorrat rauben?

Die Königin wirft die Frage auf; die Ehemänner zittern. „Feiglinge!“ ruft sie ihnen zu; nur im Genuß und in der Eifersucht seid ihr stark, im Hetzen und Lästern und, wenn ihr könntet, würdet ihr gleich den verliebten Männern des Menschengeschlechtes euch selber erstechen im blutigen Zweikampf; —

wo's was Rechtes gilt, da seid ihr Memmen. Ach, wäre ich bei meinem Volke daheim!"

Mittlerweile sieht sie ein Bienlein heranfliegen, es ist eine aus den Arbeiterscharen ihres Reiches. Sie eilt dem Sendling zu, er will sie auf seinen Rücken nehmen und nach Hause tragen, er hat den Weg gut gemerkt, den er hergekommen und findet ihn leicht zurück.

Mit Jubel wird sie daheim empfangen. Ein kleiner Teil der Ehemänner ist ihr gefolgt, aber keiner im Staate kümmert sich mehr um die männlichen Gatten. Hingegen wird die Königin mit um so größeren Aufmerksamkeiten überhäuft, und einige aus dem Volke treten vor und verbeugen sich tief und sprechen von der hohen Ehre, die ihnen zu teil werde, indem sie erwählt wären, dem getreuen Volke die Überzeugung zu verschaffen, inwieweit die Hochzeitsreise von allgemeinem Nutzen geworden wäre.

Die Königin hat keine Ursache, die Folgen geheim zu halten, kann obendrein den Begriffstützigeren noch mit einem handgreiflichen Beweis erfüllter Pflicht dienen, indem sie wohl imstande ist, irgend ein Härchen vom männlichen Barte vorzuweisen.*)

Die Zukunft ist gesichert, der Jubel ist grenzenlos. Alles Volk streckt die Hinterbeine aus und fächelt mit den Flügeln und jauchzt und singt und drängt sich herbei, die Königin mit Lecken und Bestreicheln zu liebkosen. Und sofort bestimmt es ihr einen Hofstaat von zehn oder auch zwanzig Bienen, welche sie überallhin zu begleiten und für alle Bedürfnisse zu sorgen haben.

Und schon nach wenigen Tagen muß die Wiege her. Die Königin legt Eier, je eines in eine besondere Zelle, jeden Tag über hundert bis tausend Stück — vermag also im Laufe des Sommers ihre 30—40000 Eier zur Welt zu bringen.

---

*) Das dem aufmerksamen Bienenzüchter hochwillkommene Befruchtungszeichen der heimkehrenden Königin.

Glücklicherweise hat sie für die Familie selbst nicht zu sorgen, das thut das Volk. Nur zu bald aber ist eine junge Königin da, oder es sind deren gar mehrere, und die Königin-Mutter muß das Feld räumen, will sie nicht von ihren Unterthanen erstochen werden.

Die Bienen sind eben seltsame Leute, sie kennen kein Mitleid, keine Dankbarkeit und keine Pension; sie halten jeden aufrecht, so lange er dem allgemeinen Wohle nötig ist — dann aber schaffen sie ihn rasch aus dem Felde."

Das weitere Leben der heimgekehrten Drohnen ist hinfort eine elende Galgenfrist; eben noch himmelhochjauchzend, sind sie morgen vielleicht schon zum Tode betrübt; alle haben jetzt Ursache, sich auf ihr letztes Stündlein vorzubereiten und über die Wahrheit des Sprichwortes nachzudenken:

„Das flüchtige Leben eilt schneller dahin
Als Räder am Wagen, —
Wer weiß, ob ich morgen

Achtes Kapitel.

Unsere Bienen in Australien.

(Noch Eins von Rosegger.)

„Eines schickt sich nicht für alle;
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe
Und wer steht, daß er nicht falle!"
(Goethe.)

„Es geschah im deutschen Norden zu Grünewald, in der Nähe eines Hafens, daß sich im Bienenkorbe eines Landwirtes das Volk verdoppelte. Deswegen keine Feindschaft, der junge Schwarm wanderte aus; wegen einer neuen Heimat ist keine Sorge, jeder Nachbar hält einen leeren, feingebauten Korb bereit, um den jungen Stamm in Empfang zu nehmen. So die Hoffnung. Aber auch Tiere haben mitunter seltsame Schicksale.

Der Bienenschwarm flog aus seinem Mutterkorbe über die Büsche hin, über die blumige Wiese hin, über das Kiefernwäldchen hin, dem Strande, dem Hafen zu, wohin der Lärm und das Geklirre der Matrosen ihn lockte, wo der Mastenwald der Schiffe ragte — auf dessen höchstem Stamme er sich niederließ. Wie eine stattliche Traube hing er im obersten Takelwerke und ergötzte sich an dem Glitzern und Schrillen da unten, dergleichen er bisher noch nicht gesehen und gehört. Und wie war das erst ein Spaß, als das ganze Ding anhub sich zu bewegen, zu schaukeln und der hohe Baum, auf dem der Schwarm gemütlich saß, sich mählich hinauswand zwischen dem wunderlichen Gestämme, bis er endlich mit dem großen Schiffe auf dem Spiegel des Gewässers dahinglitt.

So fuhren die guten Bienlein stundenlang mit; nun aber, da sie ringsum keinen Baum und keinen Boden mehr sahen, wollte es ihnen unheimlich werden. Rasch entschlossen flogen sie ab, irrten eine Weile auf dem Meere umher und da sie nirgends einen Ruhepunkt fanden, mußten sie wieder zurückkehren auf das Schiff, das ihnen nun doch so trostlos war, weil auf ihm kein Blatt und keine Blume wuchs. Aus gewaltigen schwarzen Röhren stob dichter Rauch hervor und wollte das kleine Völklein im Takelwerk fast ersticken. Sie wechselten mehrmals ihren Platz, aber von Stunde zu Stunde wurde es ungemütlicher. Da drängten sie sich um ihre Königin und hielten Rat.

Eines der Männchen brachte, selbstverständlich in der Bienensprache, seine Ansicht vor. „Ich halt mich insofern berechtigt, das Wort zu ergreifen“, sagte das Bienlein, „als ich mir schmeicheln darf, unsere Lage, obgleich dieselbe sehr sonderbar ist, zu begreifen. Bei meinem vielen Schwärmen um die Blumenhecken des Dorfschulhauses in Grünewald habe ich unter anderem auch von der Geographie etwelches profitiert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir uns auf der Nordsee befinden. Wenn sich's noch bloß um eine Fahrt nach England handelte, aber ich fürchte nur zu sehr, daß wir uns auf einem Auswandererschiffe befinden; denn alles, was uns auf dieser schwimmenden Stadt umgiebt, läßt eine weite Fahrt voraussetzen. Königin! ich ahne, daß wir unsere grüne Heimat niemals wiedersehen werden.“

Darauf entgegnete eine andere: „Mein geehrter Herr Vorredner hat unsere Lage als sehr trostlos geschildert. Ich teile nicht ganz seine Ansicht. Soeben bin ich von einem Einzelausflug durch die Lüfte zurückgekehrt. Allerdings muß ich gestehen, daß mir das ungeheuere lebendige Wasser, das uns umgiebt und dessen Unendlichkeit ich auf meinem Flug erst recht ersah, einen sehr unangenehmen Eindruck verursachte; allein ich glaube in jener Richtung, der wir zusteuern, ein Streifchen

grünen Landes entdeckt zu haben. Wir können also, wenn wir demselben in der Nähe sind, sehr leicht anfliegen. Und sollte uns dort eine beständige Niederlassung nicht gefallen, so wird sich gewiß, etwa auf Umwegen zu Lande oder durch ein Schiff Gelegenheit finden, in unsere Heimat zurückzukehren. Ich beantrage demnach, daß wir auf jenen grünen Streifen, der uns immer näher kommt, unser Augenmerk richten mögen."

Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Aber die Biene denkt und der Steuermann lenkt. Weitab bog der Dampfer vom grünen Eiland.

Schon früher hatte ein Schiffsjunge auf dem Maste den Bienenschwarm bemerkt. Als nun der Kapitän darauf aufmerksam wurde, klatschte er in die Hände, wie das sonst Kapitäns selten zu thun pflegen, und sagte: „Ein Bienenschwarm! Das ist trefflich! Ich ging schon lange mit der Idee um, in Australien die europäische Biene einzubürgern; nun kommen die Tierchen selbst mit uns; so werden wir auf unserer Kolonie in Australien auch an Honig keinen Mangel leiden. Möge der Schwarm nur sofort zweckmäßig verwahrt und verpflegt werden."

Das geschah und die armen Tierchen aus Grünewald waren nun Gefangene auf dem Dampfer, der mit seinem Stückchen europäischer Kultur nach Australien ging.

Wer wollte hier die Reiseeindrücke der auswandernden Bienen wiedergeben? Nichts als Meer und Meer wochenlang, monatelang. Da und dort einmal eine heiße, gelbe, kahle, steinige Küste, dann wieder Landstriche, anzuschauen wie das Eden, wo Milch und Honig fließt. Die Bienen mußten an allem vorüber. Die Arbeiter waren in solch' schrecklicher Thatlosigkeit schier krank geworden. Die Männchen unterhielten sich platonisch mit der Königin und eine zahlreiche Nachkommenschaft, die zu erwarten stand, erfüllte die Herzen der Gefangenen mit besonderer Sorge. Unter herben Stürmen heute, unter sengender Glut der Äquatorsonne morgen, zog das Schiff dahin, bis es endlich im Westen von Australien landete.

Allsogleich wurde den Bienen in der Nähe eines Akazienwäldchens ein Korb als Wohnung angewiesen. Das Völklein war glücklich, als es hinaussummte durch die milde, süße Luft in das tropische Gelände. Die Arbeiter machten sich allsogleich ans Sammeln, damit die Speicher des neuen Hauses sich füllten mit Vorräten für den Winter. Aber mit gar manchem Gewächse, das hier so prunkhaft und vielversprechend aufwucherte, war nichts anzufangen; z. B. mit den lederhäutigen Gummibäumen rangen sich die Bienlein vergebens ab, um Wachs und Honig zu gewinnen. Manch' fleißige Arbeiterin flog aus und kehrte nicht mehr zurück; manche schwirrte zerfahren und verwundet ihren Genossen zu; einen Kampf mit bissigen Stechfliegen hatte es gegeben. Wieder andere waren in ihrem Sammelfleiß sogar von Heuschreckenschwärmen und riesenhaften Ameisengeschlechtern belästigt worden. Es schien ein so fruchtbares Land, aber es war ein gefährliches Land, und die Bienen sehnten sich den kalten, kurzen Tagen und der Winterruhe entgegen. Der Korb war längst voll des feinsten Wachses, des köstlichsten Honigs, die Wohnung mit allem versehen, was zur Winterbehaglichkeit nur immer wünschenswert ist — aber der Winter wollte nicht kommen.

Die Tage wollten nicht abnehmen, die Sonne blieb heiß, neben den Früchten der Bäume setzten sich neue Blüten an, neben dem abfallenden Laube wucherte junges hervor.

Eines Tages war den Bienen der Korb ausgeraubt. Nicht einen etwaigen Überfluß hatten die wilden Menschen weggenommen, wie man es fern in der kühlen Heimat wohl im Herbst oder Frühjahr erlebte und verwand, sondern alle Vorräte an Honig und Wachs waren fort und der Korb harrte auf neue Frucht der Arbeit. — Es ist doch gut, daß die schöne Jahreszeit noch anhält, dachten die Bienen und machten sich mit neuem Mut und Fleiß wieder an das Sammeln.

Wieder füllten sich allmählich die Vorratskammern, während sich die Tierchen das Nötige fast von ihrem eigenen

Mund absparten und immer noch wollte der Winter nicht erscheinen.

Da trat eines abends ein Mitglied der arbeitenden Klasse auf, rief alles Volk aus den Zellen hervor und begann folgendes zu sprechen:

„Mich dünkt, Kameraden, hielands geht's nach einem andern Takt. Seit vielen Wochen habe ich geforscht und berechnet und bin zu einer Überzeugung gekommen, die ich nicht mehr länger verschweigen kann. Zuvörderst frage ich euch, meine Brüder, wofür arbeiten, sammeln und sparen wir eigentlich? Für den Winter, antwortet ihr. Ich aber sage euch, in diesem Lande giebt es keinen Winter!"

Große Aufregung in der ganzen Volksversammlung.

„Wozu also sammeln wir?" fuhr der Redner fort, „damit Fremde unsere Vorratskammern leeren können? Nimmermehr! Heute noch wird die Arbeit eingestellt!"

Ein unheimliches Surren ging durch die Menge; der revolutionäre Volksredner blickte selbstbewußt um sich.

Ein Polizeibeamter erklärte die Versammlung wegen Verbreitung staatsgefährlicher Tendenzen als aufgelöst. Der Redner berief sich auf die im Bienenstaate geltende Redefreiheit und erklärte trotzig, er sei nicht gewillt, sich einschüchtern zu lassen, wo es gelte, das allgemeine Beste zu fördern. Jetzt drohte der Polizeibeamte dem in wildem Aufruhr hin- und wiederwogenden Volke mit Belagerungszustand und den Aufwieglern mit Landesverweis. In demselben Augenblicke wurde der Wächter der Ordnung meuchlings niedergestochen und über seiner Leiche proklamierten die emanzipierten Arbeiter den Streik auf ewige Zeiten.

Ein Abgesandter der Königin erschien mit einem Manifest. Dem gegenüber machten sie insofern Zugeständnisse, als man sich bereit erklärte, für die Bedürfnisse der Königin auch in Zukunft zu sorgen und durch deren Hofstaat hinreichend versehen zu lassen.

„Nicht mehr arbeiten!" rief der königliche Abgesandte einen

Satz aus dem Manifeste, „ihr Bienen nicht mehr arbeiten! wollt ihr denn die Weltordnung stürzen?“

Da sagte einer aus dem Volke: „Herr, unsere Königin sei gepriesen! — Wir sind Bienen, aber wir leben nicht, um zu arbeiten. Im Gegenteile, meine Herren und Genossen, wir arbeiten, um zu leben. Bei unseren Urahnen — heilig sei ihr Andenken — mag die umgekehrte Lebensregel als Staatsgesetz gegolten haben. Sie waren eben dazu durch die Verhältnisse gezwungen und gewohnt, im Sommer für den Winter zu sorgen. Nachdem nun aber ein gütiges Geschick den Winter von uns genommen hat und seine starren Fesseln im Lichte der freien, sonnigen Gegenwart, hier im Lande der Freiheit und des ewigen Sommers, glücklich gefallen sind, sehe ich im Grunde genommen keine schädliche Idee in dem Bestreben, die Arbeit einzustellen. Warum sollen denn die Früchte unseres sauren Schweißes nur dem Geschlechte derer zufallen, die uns ausbeuten wie und wann und wo sie wollen? Auch wir wollen das Leben genießen und haben ein Recht, uns desselben zu freuen. Wohlan, freuen wir uns dieses Lebensgenusses! Sorglos fliegen wir aus, denn der Tag giebt, was wir für den Tag bedürfen; hier sind die Himmelsstriche Salomons, unter welchen jener Gott, der die Vögel des Himmels ernährt und die Blumen des Feldes bekleidet, auch der Bienen nicht vergißt. Ich habe gesprochen.“

Gegen solche Gründe wußte der königliche Abgesandte kein Wort der Entgegnung mehr, und die neue Verfassung, daß es keine Arbeiter mehr gebe im Bienenstaate, war einstimmig von dem zur Freiheit erwachten Volksstaate angenommen.

In neuer Jugend flogen sie aus und schwärmten durch die ewigen Blumengärten des wiedergefundenen herrlichen Paradieses.

Die Ungeheuer, wie jener edle Volksredner in der konstituierenden Versammlung die Menschen genannt hatte, heimsten aus dem Korbe wieder Wachs und Honig ein; sie ahnten aber nicht, daß es das letztemal war. Es wollte sich nun nichts mehr im Volke vermehren und immer seltener kehrten die Bienen

zum Korbe zurück. Nun erst merkte der Rest des Volkes, daß und weshalb es im Staate schief ging. Durch die Einstellung der gemeinsamen Arbeit verlor der einzelne das Interesse an dem Korb; auf eigene Faust schwirrte er in den Weiten umher, genoß die Frucht, wo sie wuchs, nahm das Nachtlager, wo er es fand. Der Sinn für die Zusammengehörigkeit und das Gemeinsame war dahin. Aufrufe über Aufrufe schickte die tiefbekümmerte Königin, die allein die Treue gehalten hatte, ins Land, aber nur die wenigsten der Bienen wurden noch gefunden, alle anderen kehrten nicht wieder — sie hatten sich zerstreut, waren verloren, gestorben und verdorben; teils in Üppigkeit, teils im Kampfe mit unbekannten Feinden waren sie zu Grunde gegangen. So elend war der brave Schwarm aus dem deutschen Grünewald mitten im süßen Blumenparadies verkommen.

Die Zeitungen verschwiegen mehr als sie sagten, da sie vor einiger Zeit folgende Notiz zur Kenntnis des Publikums brachten: „Der Versuch, die europäische Biene in Australien einzuführen, ist gelungen, aber — nach wenigen Jahren sammeln die Bienen dort keinen Honig mehr; sie machen einfach die Erfahrung, daß in jenen Teilen Australiens, wohin man sie zu bringen pflegt, fortdauernder Sommer herrscht, daß also für sie die Notwendigkeit, Honigvorräte anzulegen, nicht mehr existiert. So niederschlagend diese Wahrnehmung für die Kolonisten sein mag, so interessant ist sie für den Naturforscher.“ Wir schließen diese sinnige Bienen-Parabel des österreichischen Volksdichters mit der zeitgemäßen Frage: Müßte nicht in dem verheißenen Eldorado des von unseren Sozialisten angestrebten Volksstaates am Ende eine ähnliche Enttäuschung erlebt werden?

Neuntes Kapitel.

Eine steierische Bienenmutter*)
oder wie die Bienen ein Haussegen werden.

„Die Biene wird für den Menschen, der sie pflegt, zur Lehrerin der schönsten häuslichen und bürgerlichen Tugenden."

(Dr. Dzierzon.)

Bienenmutter? höre ich da einen Zweifler ausrufen. Wir kennen bloß Bienenväter bei uns zu Lande. Und nun gar eine steierische! Ist das am Ende so eine neuentdeckte Wunderbienenkönigin, welche dort in der Nachbarschaft der bienenzüchtenden Krainer irgend ein spekulativer Kopf aufgezüchtet hat und die nun, gegen gutes Geld natürlich, zu haben ist, so à la dorsata, jener ostindischen Riesenbiene, von deren Kreuzung mit der gemeinen apis mellifica sich gewisse Bienenzüchter goldene Berge von Honigerträgnissen versprechen? Nein, lieber Leser, das ist's nicht. Zu solcher Reklame würde der Verfasser dieses sich unter keinen Umständen hergeben; dazu ist er von Haus aus ein viel zu ehrlicher, wahrhaftiger und bescheidener Mann.

Meine Bienenmutter, die steierische nämlich, von der ich hier etwas erzählen will, ist keine edle oder hochedle Bienenkönigin, sondern — eine einfache, brave steierische Frau, die aber in der praktischen Bienenzucht ihren Mann stellt und vor deren Leistungen jeder Bienenvater den Hut abnehmen darf. Sie ist keine Dilettantin oder bloße Liebhaberin der edlen Bienenzucht, wie es deren

*) Reiseerinnerung des Verfassers an die von ihm besuchte XXXV. Wanderversammlung deutscher und österreich-ungarischer Bienenzüchter in Graz vom 28. bis 31. August 1890.

auch sonst geben mag, zumal so lange die Bienen nicht zu sehr stechen und unangenehm werden, sondern eine wirkliche Bienen-Mutter, welche ihrer Bienen mit mütterlicher Sorgfalt und Liebe wartet, keine fremde Hand sie berühren läßt, auch die mühevollsten und schwierigsten Operationen an ihren Pfleglingen ohne jede männliche Beihilfe eigenhändig besorgt, wie eben nur eine Mutter ihre Kinder warten, pflegen und lieben kann. Auch ist diese steierische Bienenmutter keine Novize, d. h. ein Neuling in der Bienenzucht; sie imkert schon ihre 30—40 Jahre, hat also das silberne Ehejubiläum mit ihrem Bienenvolk längst hinter sich und geht, so Gott will, ihrem goldenen rüstig und gesund entgegen. Sie hat als ehrsame Wittwe die Schwelle der Sechziger bereits überschritten und sieht längst mit großmütterlicher Autorität auf Kinder und Kindeskinder. Aber obwohl in grauen Haaren, ist sie doch noch eine Bienenmutter, die sich's nicht nehmen ließ, die Festtage der Imker-Wanderversammlung in der nahen Landeshauptstadt Graz wie der strammste Bienenvater von Anfang bis zu Ende mitzumachen. Auch hatte sie doppelt ausgestellt und wurde zum Schluß, wie der geneigte Leser erfahren wird, ebenfalls doppelt prämiiert.

Von dieser wirklichen Bienenmutter, deren ganzer Namen, Vor- und Zunamen nebst Heimatsort zum Schlusse auch hier bekannt gegeben werden soll, will ich also erzählen. Ihre merkwürdige Lebensgeschichte habe ich aus ihrem eigenen Munde, also aus der besten Quelle, erfahren und der einfache, aber doch ergreifend schöne Inhalt dieser Lebensgeschichte einer schlichten steierischen Frau heißt: Wie die Bienen ein Haussegen werden können.

Es ist mir unvergeßlich, wie und wo ich ihre Bekanntschaft machte. Vorgestellt wurden wir beide einander nicht. Aber daß wir so schnell bekannt wurden, ging also zu.

Es war am Nachmittage des Vortages der mit der Wanderversammlung jeweils verbundenen Bienenausstellung. Noch waren erst wenige Festgäste angekommen, da führte mich mein Weg

von dem großen Ausstellungsplatz, wo eben das vortreffliche Musikchor des Infanterieregiments „König der Belgier“ sein Nachmittagsprogramm beendet hatte, hinüber zu dem in der landwirtschaftlichen Abteilung reservierten Platze der Bienenausstellung, die der großartigen steierischen Landesausstellung als sog. temporäre Ausstellung eingereiht war. Alles war hier noch wüste und leer wie am ersten Schöpfungstage. Nur einige Herren des Festkomitees waren eben damit beschäftigt, mit Hilfe einiger dienstbaren Geister eine Unmasse Kisten und Kasten zu öffnen, auf welchen das ominöse „Vorsicht“, „nicht stürzen“, „zerbrechlich“, „Achtung“, „piano“ und „pianissimo“ (das magyarische Wort habe ich vergessen) sehr deutlich aufgeklebt war. Trotzdem mußte es während des Transportes mit einem Teile der Kisten doch nicht „piano“ genug hergegangen sein; denn nicht wenige Bienenvölker waren dabei umgekommen und beim Öffnen der Kisten schwamm eine wüste Masse von Honig, Wachsbruchteilen und Bienenleichen in den betreffenden Wohnungen herum. Ein trauriger Beweis, daß ein gut Teil ausstellender Imker es hier immer und immer wieder an der nötigen Vorsicht im Verpacken und Versenden lebender Bienenvölker fehlen läßt. Während nun unter dem unvermeidlichen Hämmern und Klopfen Kisten und Kasten geöffnet und die lebenden Bienen durch die Hände der beihelfenden Dienstmänner auf die zurechtgestellten Lager mehr oder weniger piano oder auch nicht verbracht werden sollten, um am morgenden Festtage in Reih und Glied zu paradieren, hörte ich auf einmal aus dem Munde einer bis jetzt wie ich als Zuschauer ruhig dabei gestandenen bejahrten Frau in steierischer Landestracht — dem einzigen weiblichen Wesen in unserem Kreise — die laut gerufenen, fast drohend klingenden Worte in steierischer Mundart: „Lôn Sie mir mine Beinle*) stô, Sie! Lôn Sie die Beinle stô; die dürfe

*) Beinen oder Peinen ist in Steiermark und Oberbayern das Dialektwort für Bienen.

nit so verpolleret werden; ich leid's nit, ich kann meine Beinle selber aufstellen.“ Solche Sprache hatte keiner von uns Anwesenden erwartet. Die Herren vom Komitee sahen sich die seltsame Frau etwas verblüfft an und die Dienstmänner ließen auf einen Augenblick die Arbeit ruhen. Bei der Frau aber hieß es: Gesagt gethan! Sofort packt sie Beute um Beute, die ihr gehörten, und stellt sie mit praktischem Griff so sicher und fest und doch so zart und sanft, als es nur der zärtlichste Bienenvater vermag, auf den nahen Standplatz. Nicht genug damit. Alsbald öffnet sie die verschlossenen Fluglöcher ihrer Beuten. Die „Beinle“ stürzen hervor, schon will eine Abteilung der schwarz und dicht herausgequollenen Masse im neugewonnenen Lichte der Freiheit über den Rand des Flugbrettes sich herabwälzen — wie leicht könnten sie auf die gerade nasse Erde fallen! — da tritt die Bienenmutter furchtlos und ohne Bedenken in die Fronte vor das Flugloch und streicht mit der bloßen Hand zart und sanft die mit Herabstürzen Bedrohten wieder dem Flugloche zu. Diese Manipulation wiederholt die Frau einigemal und fast scheint es, als ob die „Beinle“ die Hand ihrer Mutter kennen. Sie beruhigen sich zusehends und laufen bald friedlich an der Öffnung der Beute hin und wieder, fröhlich brausend, daß sie nach der langen Reise jetzt wieder Licht und Luft verspüren, und zufrieden, weil sie auch in der Fremde ihre wohlbekannte Pflegerin bei sich wissen. Das war der Frau offenbar ein gutes Zeichen. Doch begnügt sie sich nicht damit. Jetzt tritt sie — notabene ohne Bienenhaube, Helm, Visier, Brille, Handschuhe und wie die von kühnem Mute zeugenden Schutzmittel der Herren Bienenväter alle heißen — von hinten zu ihren Völkern, die in gefälligen mobilen Lagerstöcken untergebracht sind, öffnet die Thüre und das Deckelbrett, nimmt dann, wieder mit der bloßen Hand (ohne Wabenzange) Wabe um Wabe heraus, bis ihr forschender Blick die Gewißheit hat, daß durch den Transport kein Schaden entstanden ist. — Es ist alles in schönster Ordnung. Mit sichtlichem Wohl-

behagen schließt sie jetzt ihre Beuten wieder und schickt sich an zum Weggehen, doch nicht ohne den Herren vom Komitee und deren Hilfsarbeitern noch einmal, jetzt im milderen Tone, die Vermahnung zu wiederholen: „Lôn Sie mir meine Beinle stô; lôn Sie sie bigott stô; ich hab's Ihne gsagt."

Diese Frau hatte auf einmal mein lebhaftes Interesse als Bienenzüchter erweckt. Alles, was ich soeben an ihr beobachtet hatte, die ganze Art, wie sie sprach, handelte, operierte, ihr ganzes Auftreten, fest und bestimmt, fast männlich sicher und fachmännisch korrekt, imponierte mir. So trat ich denn ohne weitere Komplimente zu der Frau hin, gab ihr in wenigen aber herzlichen Worten meinen Beifall an ihrem soeben an den Tag gelegten Verhalten kund, lobte insbesondere ihren Mut im Hantieren und Operieren an den Bienen, worin es ihr in der That nicht jeder Bienenvater gleich thun dürfte. Sie selber nahm zuerst meine Komplimente sehr kalt, fast mißtrauisch auf, meinte sogar zwischenhinein, da gebe es im Imkerleben noch ganz andere Beweise von Mut und Unerschrockenheit abzulegen. Sie fasse ihre Schwärme ohne Ausnahme mit unbeschütztem Gesicht und bloßen Händen. Es komme nur darauf an, wie man sich bewege und wie man angreife.

Damit hatte die Frau in der That das ganze Geheimnis der Imkerpraxis enthüllt, wie es eben in keinem Lehrbuch der Bienenzucht steht, sondern von jedem einzelnen persönlich entdeckt und erprobt werden muß. Da ich hierin aus eigenster Erfahrung ebenfalls zustimmen konnte, erweckte ich auf einmal in ihr Vertrauen. Meine Worte hatten jetzt besseren Eindruck gemacht und die oft recht schwierige Brücke des offenen gegenseitigen Austausches unserer beiderseitigen Erfahrungen war geschlagen. Nun gab ein Wort das andere. Sie selber hielt, nachdem ich zur vollen Beruhigung meine Wenigkeit nach Stand, Herkunft und Zweck des Hierseins freimütig vorgestellt hatte, auch nicht länger zurück, sondern gestattete mir — und dafür bin ich und alle Imker mit mir zu Dank verpflichtet — einen

Einblick in ihre Vergangenheit, welche selbst wieder ein Beweis dafür ist, daß die folgenreichsten Wendungen in unserem Leben, die eigentlichen Mark- und Meilensteine an unserem Lebenswege, nicht ein Resultat unserer Berechnung, sondern Schickungen von oben sind, Winke und Merkzeichen von höherer Hand, denen wir folgen müssen, ob wir wollen oder nicht.

Ist's nicht seltsam und geradezu eine Fügung Gottes gewesen, wie diese einfache steierische Frau zur Imkerei kam? Lassen wir sie selber erzählen:

„Ich bin", so hub sie an, „von Haus ein armes Soldatenkind. Mein seliger Vater focht unter den Grenadieren des Erzherzogs Karl bei Aspern und zog dann später, nachdem die langen blutigen Kriegsjahre endlich friedlichen Zeiten gewichen waren, nach Mixnitz bei Bruck a/Mur. Hierher nämlich hatte ihn sein bewegtes Leben zuletzt geführt; hier fand er Arbeit im Maurerhandwerk, das er in seiner Jugend erlernt hatte; hier gründete er seinen Hausstand, und hier wurde ich geboren. Jetzt wissen Sie, lieber Herr, woher ich bin und warum ich gerade in Mixnitz geboren werden mußte.

Mein seliger Vater war aber selber kein geborener Steierer oder Österreicher. Er hatte nur, wie das dazumal oft vorkam, als Söldner unter österreichischen Fahnen gedient und gekämpft. Er stammte aus dem Nachbarlande zu Ihrer badischen Heimat, aus dem Elsaß. Viel Schönes und Gutes hat er von dieser seiner Heimat am Rhein uns Kindern erzählt, besonders von Straßburg, ‚der wunderschönen Stadt' und seinem herrlichen Münster, dessen Turm sogar höher sei als der Stephansturm der Wiener, der doch auch schon ungemein hoch sein soll. Wohl haben des Vaters Freunde und Verwandte dann und wann noch einmal einen Brief aus dem Elsaß geschrieben, aber mit des Vaters Tod hörten diese Nachrichten auf. Wir wurden, wie das mit der Zeit unter so weit voneinander wohnenden Menschen geht, zuletzt einander fremd. Jetzt wissen wir gar nichts von des Vaters Brüdern und Schwestern und deren

Kindern. Vielleicht haben sie uns gar vergessen. O wie gerne hätte ich meines Vaters Heimat einmal gesehen und den Freunden am Rhein die Hand gedrückt, aber es hat nicht sollen sein. Früher war halt der Weg ohne Bahngelegenheit viel zu weit für unsereins und jetzt bin ich einfach zu alt zu solcher großen Reise. Aber denken thu' ich noch manchmal dahin und gerade heute, wo ich hier in Graz mit Ihnen zusammentreffen muß, denk' ich doppelt gerne dorthin.

Nun bin ich aber selber im Laufe der Jahre Gattin, Mutter und zuletzt Großmutter geworden. Mein seliger Mann, dem ich die Hand für dieses Leben am Altare reichte, war ein Mixnitzer wie ich, ein echter Steierer, brav und gut, fleißig und frohen Mutes dabei, wie sie alle hierzuland sind. Wir haben in unserem eigenen Hause durch unserer Hände Fleiß ein gutes Auskommen gehabt und, was mehr wert ist als vieler Reichtum, gut und im Frieden miteinander gelebt, wie es bei rechtschaffenen Christen sein soll. Doch starb er für mich und unsere Kinder viel zu früh. So mußte ich manches Jahr als einsame Witwe hausen und die Kinder Waisenbrot essen. Das ist ein schwerer Stand, lieber Herr, wer den nicht kennt, der weiß nicht, warum nach dem Worte der heiligen Schrift gerade die Witwen und Waisen ihre Sache dem Herrn anbefehlen sollen und wie gerade sie Gottes gnädigen Beistand und guter Menschen Rat und That am allermeisten brauchen. Auch uns ist Gott beigestanden, bei Gebet und Arbeit hilft er allezeit und an beidem hat es bei uns nicht gefehlt.

Aber wir hatten noch einen ganz besonderen Segen, von dem sollen Sie jetzt hören. Es war ein Haussegen, den uns ein Unbekannter, ein Weltfremder in unser Haus hereingebracht hat. Das ging also zu.

Noch zu Lebzeiten meines Mannes zog eines Tages in unser stilles Mixnitz ein fremder Herr aus Wien ein. Er war mutterseelenallein, schon bei Jahren und wollte, wie er angab, den Rest seines bewegten Lebens in der Abgeschiedenheit zubringen. Was

ihn gerade zu der Wahl unseres Ortes trieb, kann ich Ihnen nicht bestimmt sagen. Jedenfalls gefiel ihm unser grünes Murthal mit der „Bärenschutzschlucht", dem „Wasserfall", der „Drachenhöhle" und den herrlichen Waldungen in der Nähe des Ortes gar wohl, denn er war ein Naturfreund und brachte manche Stunde auf stillen, einsamen Gebirgspfaden und verlassenen Waldungen zu. Wo ihn die Menschen mit ihrem Treiben nicht störten und er mit Bäumen und Blumen, den Tieren und Vögeln des Waldes allein war, da war es ihm am wohlsten. Doch, nicht bloß die schöne Natur des Steierer Landes zog den in sich gekehrten Mann in unser Thal und Ort. Vielleicht war ihm auch das Thun und Treiben der Weltstadt, in der er bisher sein Leben zugebracht hatte, zuwider geworden. Am Ende hatte ihn dort gar ein schweres Schicksal getroffen, so daß es ihn nicht mehr da ließ und er fort mußte um der Ruhe seines Herzens willen. Wohl haben wir es ihm in der ersten Zeit an manchem Tage angesehen, wie er um diese Ruhe kämpfen mußte mit sich selbst. Aber es war immer bald überstanden und dann sah man ihm gar nichts mehr an von diesem innerlichen Kämpfen und Ringen, unter dem uns Menschen oft das Herz blutet und die Seele verschmachten will. Waren diese stillen, schweren Stunden bei ihm überstanden, dann war er so ruhig und still, so zufrieden und gottergeben als nur der beste Mensch und frömmste Christ es sein kann.

Und wissen Sie, lieber Herr, wann unser Hausfreund — denn das wurde der sonderbare Fremde mit der Zeit — am allerruhigsten, stillsten, zufriedensten und sogar glückselig war, er der einsame, allein in der Welt stehende Mann? Das erraten die Menschen nicht, aber wenn Sie ein echter Imker sind, der mit den lieben Bienen zu leben und zu fühlen versteht, wie es die guten Tierlein verdienen und wie es gute Menschen sollen, dann werden Sie es jetzt ahnen — dann, wann er bei seinen Bienen war.

Gleich nach seiner Ansiedelung bei uns hatte er sich Bienen

gekauft. Sie saßen in zwei Strohkörben, wie sie bei den steierer Bauern vor den Häusern und in den Gärten stehen. Aber lange hat unser Hausfreund die altmodischen Strohkörbe nicht vor unserem Hause stehen lassen. Sobald die Bienenvölker gekauft waren, wurde von demselben auch eine Hobelbank sowie das nötigste Schreinerhandwerkzeug herbeigeschafft. Auch trockene Bretter wurden aus der Sägemühle herbeigeschafft. Nun ging's an ein Sägen, Hobeln, Nageln und Hämmern, daß wir die wahre Schreinerwerkstätte im Haus hatten. Nur geleimt hat unser fleißiger Hausfreund nie; denn, ein rechter Bienenschreiner, pflegte er im Scherz zu sagen — es liegt aber eine Wahrheit darinnen — darf keinen Leim an die Finger kriegen. Und nun hätten Sie sehen sollen, was für nette, saubere, praktische Bienenhäuslein, die Vereinsherren nennen solche „Wohnungen", aus der kunstfertigen Hand unseres Hausfreundes, der in den letzten Jahren auch unser Hausgenosse wurde, hervorgingen. Alles und jedes war in diesen Bienenwohnungen auf das zweckmäßigste erdacht und ausgeführt. Ohne irgendwo anzustoßen, konnte man den ganzen Hausrat des Bienenvolkes nach Belieben auf das Bequemste ein- und ausstellen, wie und wo und wann man wollte. Und damit dem Ganzen der inneren Einrichtung auch der Schmuck nicht fehle, wurde eine blanke Glasscheibe an der Rückseite angebracht, durch die das Auge das Leben und Weben der Insassen wie in einem Spiegel zu jeder Stunde beschauen kann. Von anderen, noch subtileren Ausstattungsgegenständen dieser Wohnungen nicht zu reden!

Die Mixnitzer Bienenzüchter sahen anfangs mit Spott auf diese Holzvergeudung, wie sie's in ihrem Unverstand nannten und, wenn sie unter sich allein waren, redeten sie nicht ohne Hohn von der neuen Wiener Mode in der Bienenzucht, die sie viel besser verstehen müßten. Aber diese durch den Fremden nach Mixnitz gebrachte Wiener Mode war aber doch die richtigere und bessere. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten." Wenn das Frühjahr kam, dann hatten nicht die Mixnitzer, sondern der

fremde Herr aus Wien die stärksten, schönsten Bienenvölker; und wenn der Herbst da war, dann standen regelmäßig bei unserem Hausfreunde die vollsten, duftigsten Honigtöpfe.

Das kam aber daher: unser Hausfreund überließ seine Bienen nicht dem Zufall. Solches, pflegte er zu sagen, sei für einen vernünftigen Menschen, der seinen ihm vom Schöpfer verliehenen Verstand besitze, ein unverantwortlicher Leichtsinn. Der vernünftige Bienenzüchter müsse zur gegebenen Zeit nachsehen, nachhelfen und vorbeugen, korrigieren und verbessern, wo und wie es gerade nötig sei. Gerade bei den Bienenhäuslein des Hausfreundes gingen alle diese Operationen leicht und bequem, ohne viel Störung und Gefahr für die Bienen und den Züchter von statten. Der Hausfreund war wirklich Herr und Meister seiner Bienen; sie gehorchten ihm zusehends und thaten seinen Willen. Also war seine Methode oder Mode, wie sie's kurz nannten, gewiß die richtige. Je länger, je mehr hatten wir alle, die Kinder, mein Mann, besonders aber ich, unsere Freude an den Bienen, während wir sie vorher, wie so viele Menschen, gar nicht beachtet, ja nur gefürchtet hatten. Die Liebe zu den guten Bienen habe ich also dem fremden Hausgenossen allein zu verdanken.

Sie sehen, lieber Herr, wie viel das gute Beispiel eines einzigen braven und tüchtigen Menschen wirken kann; es thut und leistet mehr als ganze Bände voll Bücher und Schriften, aus denen unsereins oft gar nicht klug wird.

Aber noch war ich keine Bienenzüchterin. Ich hätte auch zuerst gar nicht die Zeit dazu gehabt. Die Pflichten des Hauses als Mutter und Witwe machten mir heiß genug; doch habe ich dem Hausfreund immer gerne an seinem Bienenstand geholfen, wenn die Arbeiten wie beim Schwärmen oder beim Honigschleudern dem alt gewordenen Herrn zu beschwerlich wurden und dabei habe ich gelernt, was mir später sehr zu statten kommen sollte. Zum eigenen Betrieb kam ich aber auf diese Weise.

Der gute liebe Herr, der bereits so manches Jahr in unserem Hause gewohnt hatte und nachgerade einer der Unseren geworden war, fing eines Tages an zu kränkeln und diese Krankheit, in der wir ihn so gut verpflegten wie es leibliche Angehörige nicht besser vermögen, war eine Krankheit zum Tode. Sein Gott hatte ihm diese Krankheit als einen Boten von oben geschickt, daß es bald für ihn Zeit sei, aus der Fremde dieser Erde in die ewige Heimat einzukehren. Unser kranker Hausfreund verstand den Wink dieses Boten und machte sich als gehorsamer Knecht, der geht, wenn der dort oben ruft, reisefertig. Da lud er eines Abends, es war sein letzter auf dieser Erde, mich an sein Bett, nahm meine Hand in die seine und dankte mir noch einmal für alles, was ich und die Meinen an ihm, dem Fremden, gutes gethan hatten. Dann sank er vor Schwäche in das Kissen zurück. Schon meinten wir, sein letztes Stündlein sei vorhanden. Die Kinder und die herbeigerufenen Nachbarn, die den Sterbenden alle gar wohl leiden mochten, beteten mit mir unter Schluchzen und vielen Thränen für ein gnädiges Abscheiden seiner Seele. Da schlug er noch einmal die lebensmüden Augen auf, suchte noch einmal mit zitternder, erkaltender Hand die meine, dieweil ich neben ihm stand, und öffnete die Lippen zum letzten Worte: „Vergeßt“, sprach er, „meine lieben Bienen nicht; sie gehören Euer, wie alles, was ich habe. Aber vergeßt sie nicht! Verkauft sie auch nicht! Es ist ein Segen darin.“

Das war sein letzter Wille, sein kurzes aber heiliges Testament. Dann wendete er das müde Haupt zur Wand hinüber, wo des Heilands Bild zu ihm heruntersah — und verschied. So bin ich, eine alte Witwe, Bienenzüchterin geworden. Ich mußte es jetzt werden; denn das Testament eines Sterbenden, auch wenn es kein Notar geschrieben und versiegelt hat, ist einem Christen heilig.

Schon manches Jahr ist gekommen und gegangen, seit wir den Hausfreund zu seiner Ruhe gebracht haben. Was

aber der Sterbende, dessen letzter Gedanke seine verlassenen Bienlein waren, mir auf die Seele gebunden hat, habe ich gehalten. Mit aller Sorgfalt und Treue, so gut ich's vermag und gerade so, wie ich's bei ihm gesehen und gelernt habe, bin ich den verwaisten Lieblingen unseres Hausfreundes eine liebende Mütter geworden. Darum thut mir's jedesmal einen Stich in das Herz, wenn ich wie vorhin sehen muß, daß unverständige oder herzlose Menschen die armen Bienen so unsanft stoßen und quälen.

Auch habe ich es nicht zu bereuen gehabt, daß ich eine Bienenmutter, wie sie mich im Thale heißen, geworden bin. Manch schöner Gulden ist mir durch die Bienen und ihren Honig zu rechter Zeit in das Haus gekommen. Ich selber aber habe noch einen besonderen Segen davon gehabt. Meine Kinder lernten an den Bienen die unschätzbaren Tugenden des Fleißes, der Ordnungsliebe, der Sparsamkeit und der Eintracht. Auch halte ich es jetzt für mein Teil gerade so wie der selige Hausfreund pflegte. Wenn mir nämlich im Leben etwas wider den Kopf geht und mein Herz anfangen möchte, ungeduldig und unruhig zu werden, wenn mir nichts mehr recht gefallen und behagen will, dann — gehe ich allein zu meinen Bienen. Da ist mir's, als würde der alte Hausfreund bei mir stehen und mich trösten. Da zieht Ruhe und Friede in das Herz hinein. Und das ist auch etwas wert im Leben. Schon manchmal hätte ich von Liebhabern für die Bienen und ihr zierliches Haus, in dem sie mit ihren Häuslein als unter einem gemeinsamen Schutz und Schirm gegen Wind und Wetter untergebracht sind, ein schönes Stück Geld eintauschen können. Aber sie sind mir für Geld nicht feil. So lange ich lebe, will und muß ich sie behalten, pflegen, lieben und hüten. Sie haben mir's angethan und, was die Hauptsache ist, es ist ein Segen darin.

Zum Schlusse aber muß ich gar schön bitten, lieber Herr, halten Sie mich ja nicht für hoffärtig, daß ich alte Bauersfrau

von Mixnitz hier in Graz die Landesausstellung mit Bienen und Honig besuche. Aus mir selber hätte ich's, Gott weiß es, nie gethan. Es hat mich Überwindung genug gekostet. Aber die Grazer Herren vom Bienenverein sind an allem schuld. Diese haben mir, weil sie meinen Stand kennen und dann und wann besuchen, keine Ruhe gelassen, bis ich zur Beschickung der Ausstellung einwilligte und auch meine Teilnahme an der großen Wanderversammlung versprach. So bin ich hierhergekommen. Ich will aber Gott danken, wenn ich erst wieder mit den armen Bienen die Stadt verlassen kann und wir miteinander wieder zu Hause sind."

Soweit die einfache aber ergreifende Erzählung der Frau. Der geneigte Leser und die noch geneigtere schöne Leserin dieses Bienenbuches wissen jetzt, warum ich mir herausnahm, in die Wunderwelt der symbolischen Bienennatur auch ein Stück idyschen Stilllebens aus der Wirklichkeit der Gegenwart mit aufzunehmen. Die liebe Bienenmutter selbst möge dem Schriftsteller ob der poetischen Lizenz nicht böse werden.

Damit aber jeder Zweifel an der historischen Wahrheit dieser lieblichen Bienenzüchter-Idylle schwinde, nenne ich zur Ehre unseres ganzen Imkerstandes auch den ganzen Namen unserer steierischen Bienenmutter. Sie heißt Magdalena Hermann Wwe. und lebt, so Gott will, bis auf diesen Tag in Mixnitz bei Bruck a/Mur.

In der That, es war so wie die Frau, die vor mir, dem Fremden, ihr gutes, treues, deutsches Herz ausgeschüttet hatte, erzählte. Einige Grazer Imkerfreunde, mit denen ich im Laufe des Tages noch über meinen interessanten Zwischenfall redete, haben die Selbstbekenntnisse der braven, ehrenwerten Frau mit Freuden bestätigt und die hohe Preisrichterkommission der XXXV. deutsch-österreichischen Wanderversammlung beziehentlich deren Ausstellung hat ihres Amtes gut gewartet: Der Bienenmutter von Mixnitz fielen zwei schöne Preisauszeichnungen zu. Dadurch ist ihrem stillen Verdienste vor den Augen der Imker-

welt die gebührende Anerkennung widerfahren. Den besten Lohn aber trägt die bescheidene Frau, wie ich weiß, in sich selbst. Dieser Lohn ist köstlicher denn Gold und viel feines Gold.

Ob sie ihre „Beinlin“ wieder glücklich nach Mixnitz in die Heimat, auf den Stand ihres schönen Bienenheims zurückgebracht hat? Wir wollen es hoffen, wollen dazu wünschen, daß sie noch manches Jahr, dem Testamente des sterbenden, jetzt seligen Hausfreundes getreu, als echte Bienenmutter ihre Lieblinge pflegen und auf Kind und Kindeskind, bis in das dritte und vierte Glied die Kraft dieses Haussegens vererben möge.

Nun ade, liebe Bienenmutter von Mixnitz! B'hüt Gott im neuen Jahre 1891 und einen herzlichen Imkergruß und deutschen Handschlag von dem Sie hochschätzenden Herrn aus Baden, aus dem schönen Nachbarlande des wiedergewonnenen deutschen Elsaß, wo einst die Wiege Ihres in Gott ruhenden Vaters gestanden hat!

Noch rauscht der Rhein mit seinen grünen Wellen zwischen den beiden Nachbarlanden mit ihren Bruderstämmen mächtig durch die Ufer hin. Noch grüßen des Schwarzwalds finstere Tannen im Morgen- und im Abendrot des Wasgaus blaue Berge. Noch ragt Meister Erwins herrlicher Münster zu Straßburg, „der wunderschönen Stadt“, majestätisch zum Dome des Himmels empor. Noch lebt deutsche Art und Zucht, deutsche Sitte und deutscher Glaube in dem treuen Herzen eines biederen Volkes. Und deutsche Worte und deutsche Lieder klingen mächtiger und verheißungsvoller als je aus dem Munde eines neuen Geschlechtes zur Ehre des großen deutschen Vaterlandes.

B'hüt Gott!

Zweiter Teil.

Die Symbolik der Bienen bei den vornehmsten Kulturvölkern.

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich d'rauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf;
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir seh'n sie auf-, wir seh'n sie niederwehen
Und jede Blüte ist ein Volk, ein Land —."

(Freiligrath.)

Erstes Kapitel.

Bei den Indern.

„Gottheit, Seele und Welt erkennet als Eines die Urzeit,
All-Ein ehrt sie im Bild, preist sie in Feier und Lied.
Göttlich ist ihr der Menschen Geschlecht, Gott wohnt in Gesteinen,
Regt sich in Pflanzen und Tier, wandelt in Sonne und Stern.
Ewige Einheit erschaut sie im bunten Gewande der Gottheit
Und der Gestirne Chor singt ihr der Seele Geschick."

(Chr. Carl J. Bunsen.)

Seit den ältesten Zeiten steht Indien als Land der Wunder und des Reichtums da. Hier war das Goldland Ophir, nach welchem der prunkliebende Salomo seine Schiffe sandte, um Gold und Edelsteine, Pfauen und Affen zu holen. Hierher soll, nach griechischer Dichtung, Dionysos, der Gott des begeisterten Rausches, hierher soll Herakles, der Überwinder der Welt, seine Schritte gerichtet haben, hier war das letzte Ziel, bis zu welchem der größte Eroberer der alten Welt, Alexander, seinen weltgeschichtlichen Eroberungszug fortsetzen wollte. Was dem gewaltigen Sohne Philipps nicht vergönnt war, näher kennen zu lernen und zu behaupten, gelang erst spät der Kühnheit europäischer Seefahrer. Vasco de Gamas große Entdeckung (1498) machte das indische Wunderland den Europäern erst wieder zugänglich. Allein das altberühmte Land verlor durch diese nähere Kenntnis nichts von seinem Zauber; vielmehr bietet dasselbe noch auf den heutigen Tag Wunder über Wunder.

Nirgends zeigt sich die Natur in größerer Schönheit, in majestätischerer Größe und zugleich sanfteren Formen, in bunterer Mannigfaltigkeit und reicherer Produktionskraft. Von den Schneegipfeln des Himalaya, des höchsten Gebirges der ganzen Erde durch alle Abstufungen bis zum feuchten Flachlande an den Mündungen des Indus und der heiligen Ganga — welch' eine unermeßliche Vielfältigkeit der Vegetation und der Tierwelt! Hier bricht der Riese der Landtiere, der verständige mächtige Elefant, durch den Urwald seine einsamen Pfade; hier findet sich das kolossale Rhinozeros; hier bevölkern die seltensten Vögel mit dem behenden Geschlecht zahlloser Affen die verschlungenen Zweige riesiger Waldbäume; hier umschwirren Myriaden bunter Insekten die nektargefüllten Kelche einer paradiesischen Blumenwelt; hier, wo die sagenberühmte Lotosblume ihre Honigschätze darbietet, ist auch das Heimatland unserer Honigbiene. Während die übrigen Länder Asiens, Europas und Afrikas nur eine Spezies derselben (die gewöhnliche apis melifica) aufzuweisen haben, die neuentdeckten Kontinente von Amerika*) und Australien aber erst durch die dahin gezogenen Europäer solche als Kulturtier erhielten, sind in Indien nicht weniger als vier Spezies aus dem Genus der Apiden einheimisch; es sind dies 1. die gewöhnliche apis melifica; 2. die indische Biene, apis indica; 3. die große südasiatische Biene, apis dorsata**); 4. die kleine südasiatische Biene, apis florea.

Hier ist die Biene seit den ältesten Zeiten als Haustier

---

*) Die in dem südamerikanischen Kontinent, besonders in Brasilien und den Guyana-Territorien vorkommenden Meliponen und Trigonen gehören nicht zur Familie der Apiden. Den wissenschaftlichen Nachweis hierfür erbrachte der französische Naturforscher Drory in Bordeaux, dessen interessante Untersuchungen in der bekannten Eichstädter Bienenzeitung (Jahrgang 1872—1874) veröffentlicht sind.

**) Die Importirungsversuche (Frank Bentons und R. Dathes) dieser für die intensivere Ausnutzung einiger sehr honigreichen Kulturgewächse (Trifolium pratense) veranlagten Rasse sind leider mißlungen.

domestiziert worden. Der indische Bauer ist ein geborener Bienenzüchter; neben der primitiven Bambushütte fehlen selten die aus Rohr gefertigten Bienenwohnungen; dieselben gehören in vielen Gegenden Indiens nach den Berichten der Reisenden zu dem sonst sehr bescheidenen landwirtschaftlichen Inventar. Aber auch die im wilden Zustand lebenden Bienen, welche in diesen Breitegraden kein nordischer Winter mit dem Erstarrungstode bedroht, gedeihen vortrefflich und sammeln reiche Schätze von Honig und Wachs, auf welche beide von den sogenannten Honigjägern förmlich Jagd gemacht wird. Besonders Ceylon und die Insel Timor sind wegen ihres Honig- und Wachsreichtums berühmt.

Bei einem so häufigen Vorkommen und bei so wunderbar reichen Erträgen ihrer für das menschliche Leben wichtigen Produkte mußte die Biene die Aufmerksamkeit hier in erhöhtem Grade und in der mannigfaltigsten Weise auf sich ziehen. Das Interesse der Bewohner an dem regen Treiben der geflügelten Honigsammler mußte um so größer sein, als für die äußerst lebhafte Phantasie des indischen Volkes die ganze Natur persönlich belebt wird; hier sprechen und fühlen Pflanzen, Bäume, Tiere; die ganze sichtbare Schöpfung ist die Erscheinung der Gottheit; nah und fern wirken Geister auf Geister; geradezu märchenhaft ist das Ineinanderspielen der indischen Götter- und Menschenwelt. „Es ist der Bund der Menschenseele und der Weltseele, der in Indien geschlossen wird“, wie einer der ersten Kenner indischer Kultur sich treffend ausdrückt. In diesem liebevoll aufgehenden, tiefen Naturgefühl ist alles beseelt, der Hauch der Anmut und Schönheit ist über das Ganze verbreitet, und wenn der nationale Hang zu einer müßigen Einsamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, besonders der Tier- und Pflanzenwelt, hier und da eine gewisse Bilderüberfülle herbeigeführt hat, so ist es doch nur der Schmuck der Unschuld des Naturkindes.

Vishnu, die erhaltende Kraft in der indischen Trias der

Gottheit, der an der höchsten Stelle des Himmels Thronende und Waltende, dessen Antlitz sich am azurblauen Himmelsgewölbe und in der klaren Flut der tiefen Wasser spiegelt, dessen nie versiegende Lichtfülle Ordnung und Harmonie der Welt- und Naturkörper schafft und alle Geschöpfe zum frohen Dasein ruft — dieser Allerhalter der Welt und Menschen wird als blaue Biene abgebildet, ruhend im Kelch der Lotosblume, welche selbst auf den Wassern schwimmt. Die Lotosblume aber ist Symbol der Natur, der empfangenden Erde, deren Lebenskräfte solange schlummern, bis der Lebensquell der Sonne mit ihrem Licht und ihrer Wärme sie zu neuem Dasein ruft. Die durch den Sonnenstrahl erwachte Biene ist also das Sinnbild der Geburt selbst. In diesem Sinne heißt es in den Gesängen des Nagha: „Wenn die Sonne aufgeht, schließt sie die Lotosblume auf und befreit aus ihrem Kerker die Bienen.“ Daher bringen in der vedischen Mythologie die Açvins, diese zu Genien des Lichtes symbolisierten ersten Strahlen der aus der Morgendämmerung hervorbrechenden Sonne, „den Bienen den süßen Honig“ (Rigveda I, 112, 21). Die weißen Rosse der Açvins, welche „ambrosischen Schwänen vergleichbar, goldene Schwingen erhebend, mit der Dämmerung erwachend, aus dem fernen Meere emportauchen“, werden angerufen im Morgengebete des Frommen, daß sie kommen „gleich der Honigfliege (maksha = madhva = Biene)*) zu den Säften“ (Rigveda IV, 45, 4). Gleich der nektarfrohen Götterschar der Olympier heißen die Götter Vishnu, Indra und Krishna Mâdhava, d. h. aus Madhu Entsprossene, Nektargeborene. Daher auch ihr Symbol die Biene. Speziell Krishna, eine der vielen Inkorporationen Vishnus, wird gewöhnlich mit einer blauen Biene über dem Haupte abgebildet; blau ist auch hier die symbolische Biene, weil die Farbe des

---

*) In den Veden heißt die Biene (madhva) bald madhupa (= Honigtrinkerin), bald madhukara (= Honigbereiterin), bald madhulih (= Honigleckerin).

Äthers, dem der inkorporierte Gott entstammt, blau ist. Krishna verwandelte eine seiner irdischen Geliebten in die Pflanze Toolsy (ocymum nigrum) und verordnete, man solle seinen Gottesdienst künftig nie ohne die Gegenwart dieser Pflanze feiern. Daher halten die Inder, wenn sie den Honig aus den Stöcken entnehmen, bis auf diesen Tag stets ein paar Blätter dieser Pflanze in der Hand, weil der Gott selbst in den Bienen gegenwärtig ist. Hier ist also die Bienenzucht als solche thatsächlich religiöser Kultus geworden.

Als honigspendende Gottheit wird in den Veden der Mond betrachtet; sein häufig wiederkehrender Beiname ist Madhukara, d. h. Honigschaffender. Ein allegorisches, in den Veden viel gebrauchtes Wort für die Biene ist Brahmara, d. i. Wanderer, ein treffendes Sinnbild unseres von Blume zu Blume fliegenden Insektes, vielleicht mit der religiösen Nebenbedeutung der in Indien ursprünglich heimischen Seelenwanderung, welche in dem Aufflug der ätherischen Biene zum reinen Sonnenlicht typiert ist. Merkwürdig ist, daß der Bär, dieser bekannte Honigräuber und Bienenfeind, als Madhuhan, d. i. Honigvernichter, eine Personifikation Vishnus ist (so im Bhâgavata-P.). Angeführt von dem Bären Gâmbavant, dem Könige der Bären, gehen die lüsternen Affen in den Honigwald (madhuvana), welcher von dem Gott Dadhimukha bewacht wird (Râmây. VI, 6) und verwüsten den Wald, um die Honigschätze des heiligen Haines zu plündern (ebenda V, 59). Im Mahâbhârata (III, 1333) wird erzählt, daß die erzürnten Bienen den Honigvernichter Bär überfallen und töten. In dem Vishnu-Purâna (V, 25) macht sich sogar ein Gott Balarâma, der Bruder des Krishna, mit Honig, den er in einer Baumspalte findet, trunken. Im Pançatantra (I, 194) wird die untergehende Sonne nicht übel mit Meth-Trunkenen verglichen; gleich dem Trunkenen läßt dieselbe ihre Hände (= Strahlen) sinken und ihr Goldgewand fallen. Darüber wird die Himmelskönigin, die den Tag über das Licht nicht zu scheuen brauchte, schamrot. In der That ein origineller

Vergleich, der sich sonst in keiner Litteratur mehr finden dürfte und eine gewisse physikalische Wahrheit für sich hat, indem unser Auge in der That beim Untergang die Sonnenscheibe nackt, d. h. ohne die grell flimmernde und blendende Feuersphäre des Tagesgestirnes sieht. Auch der Bienenstock nimmt an der göttlichen Natur der Bienen teil. Das beweist die madhu mati kaçâ oder madho kaçâ des Rigveda und des Atharvaveda, welche den Açvins zugeschrieben wird und im Kultus bestimmt ist, die heilige Opferbutter zu zerlassen, die eine ähnliche Zauberkraft hat wie etwa der Caduceus des Merkur und die Zauberrute, welche aus allen verschiedenen Elementen und doch aus keinem im besonderen besteht.

Eine im heutigen Indien sehr beliebte symbolische Verbindung ist die auf der Yoni ruhende Biene, wodurch die Fruchtbarkeit des empfangenden Elementes angedeutet werden soll; wie denn auch der Honig in den Zeremonien der indischen Hochzeitsfeierlichkeiten eine wesentliche Rolle spielt. Nicht nur Stirne und Mund, sondern auch Augenlider, Ohren und die Pudenda der Braut werden unter althergebrachten Segenswünschen mit Honig bestrichen. Es dürfte diese Sitte aber wesentlich darin begründet sein, daß die Biene, die Spenderin des Honigs, das Attribut des indischen Liebesgottes Kama oder Kamadewa*) ist. Als Sohn der Maja erscheint der junge Gott auf einer Lotosblume schlafend. Der ständige Gefährte Kamas ist Vasantas, der Frühling, der ihm sein grünes, blumendurchwirktes Gewand webt. Gleich dem Eros der Griechen führt Kama einen Bogen, dessen Sehne aus einer Kette von Bienen besteht, worin die schöne Symbolik liegt, daß die Pfeile des Liebesgottes Schmerzen verursachen, wenn es auch nur süße Schmerzen sind. Eines der schönsten indischen Lieder ist der an den Liebesgott gerichtete Hymnus in der von unserem

---

*) Vgl. γάμος, γαμέω; amor, amare; Scham, schämen.

Goethe*) mit Recht in der Weltlitteratur so hochgestellten Sakuntala („Erkennungsring"), welcher (nach Hirzels Übersetzung) also lautet:

„O Kama!
Du und der Mond, wie quält ihr die euch vertrauenden Liebenden!
Wohl führst du nur Blumengeschosse
Und kühl ist des Mondes Licht;
Doch ach! wie täuschet ihr beide
Uns arme Liebende nicht!
Der Mond mit wint'rigem Strahle,
Er schleudert ja Flammen uns zu;
Aus deinen blumigen Pfeilen
Schaffst gleich Diamanten du.
Fürwahr,
Stets magst du mich, o Mächt'ger, ins Herze verwunden,
Gern nehm' ich's hin:
Nur daß auch sie mit den großen berauschenden Augen
Besiegt von dir sei!"

Nicht minder schön ist ein anderes Gedicht auf Kamas majestätisches Erscheinen aus demselben Drama:

„Über den Wolken schwebte, von Flügeln der Weste getragen
Kamas Wagen, dem rings alles auf Erden gehorcht.
Und leichtfertig lachte der Gott des murmelnden Meeres,
Dem er mit einem Wink Fluten und Ruhe gebeut.
Ihn zu beschatten, stieg aus glänzenden Wellen der Mond auf,
Und die Nachtigall sang ihm ein willkommenes Lied,
Goldene Bienen flogen voran, die Boten der Liebe;
Jungfrau'n schmachtenden Blicks, scherzten und buhlten um ihn.
Sei mir gegrüßt, o Gott, du hast die Holde bezwungen,
Die mit dem schüchternen Blick einer Gazelle bezwang.
Ihre Schwanengestalt, wie die glänzende Sambogomblume
Seiden; die Lippen zart wie der Tamareikelch,
Süßen Hauches; die Nachtigall schweigt der lieblichen Stimme,
Die, o gewaltiger Gott, hast du im Scherze besiegt!"

---

*) „Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen:
Nenn' ich Sakuntala dir und so ist alles gesagt."

Wo der Liebesgott selber die Bienen als lebendigen Teil der Waffenrüstung mit sich führt, dürfen wir uns nicht wundern, das Leben und Weben der Bienen in der Lyrik des indischen Liebesliedes in allen möglichen Variationen poetisch behandelt zu sehen. Der größte Vorzug dieser Lyrik besteht in der sinnigen Art, womit sie ihre Lieder von der Liebe Lust und Leid mit herrlichen Bildern aus dem Naturleben schmückt. Alle Tonarten der leidenschaftlichen Liebe, ihr Verlangen und Bangen, ihr Schmollen und Grollen, ihr Tändeln und Kosen werden nacheinander angeschlagen. Diese Vorzüge finden sich am glänzendsten vereinigt bei Kâlidâsa, aus dessen lyrischem Cyklus Ritusanhâra („die Versammlung der Jahreszeiten", deutsch von Höfer) wir einige Proben mitteilen:

III, 6: „Wenn den üppig grünen Zweigen
Blüten klar und rein entsprießen,
Trunkne Bienen Süßigkeiten
Aus den Blüten dein genießen,
Deine ausgespannten Äste
Lauer Zephyr mild bewegt —
Wessen Sinne, Kôvidâra,
Hast du nicht mit Lieb' bewegt?"

VI, 13: „Das Kokilamännchen, wie girrt es betrunken,
Vom Safte, dem Mango entflossen,
Und küßt so verliebt den Mund seiner Liebsten!
Das Bienchen, wie schwirrt es, versunken
Im Kelche des Lotos erschlossen
Und macht, ein Verliebter, den Hof seiner Liebsten!

VI, 23: „Mögen, wenn Kokilagirren und Bienengesumm sich verbünden,
Schnell sich im Lenze die Herzen der Mädchen entzünden!"

VI, 26: „Durch trunkne Bienenscharen und Kokilagesang,
Blühende Mangobäume und Karnikasprossen
Werden der Weiber Herzen in Liebe schnell entflammt!"

VI, 31: „Wenn ums Ohr entzückend Honigträger schwirren,
Und der Kokila klagt vom Liebesschmerz,
Laue Lüfte sich im Blütenspiel verwirren,
Welchem Fühlenden hüpft nicht das Herz?"

VI, 32: „Kühle Abendzeit vom Mondstrahl erhellt,
Linder Wind und Kokilas Klaggesang,
Trunkner Bienenschwärme Summen
Und zur Nacht des Honigs süßer Trank —
Wo dem Liebesgotte die zur Seite gehen,
Ach! da kann kein Herze widerstehen!"

In der Elegie „Der zerbrochene Krug" von Ghata-Karpara (übers. von Höfer II, 129) wird der berauschende Duft des Jasmin — ein treffendes Sinnbild der überströmenden tropischen Lebenslust, wie Fortlage bemerkt — mit den trunkenen Bienen in Verbindung gebracht:

Strophe 19: „Wenn sie von Kränzen der Blüten erglänzen,
der glücklichen, süßen,
Die sich beim Pflegen vom tauenden Regen
zum Dasein erschließen,
Bienen, die losen, in Wonne umkosen
den Zweig des Jasmin,
Dem sie im Nippen aus blühenden Lippen
den Honig entzieh'n —
Glückliche Zeit für jede liebende Maid!"

Wenn der Verliebte die Spur der Geliebten finden will, muß er die Biene fragen. Diesen Gedanken hat Kalidasa in seinem Drama Vikramorvasi, dessen vierter Akt um der wunderschönen, in musikalischem Wohllaute dahinflutenden Sprache und der prächtigen Naturschilderungen willen an Klassizität nur von Sakuntala erreicht wird, sinnig verwertet. Der Held des Dramas, König Pururava, sucht seine verschwundene Geliebte, die schöne Nymphe Urvasi allüberall. Trostlos irrt er umher und frägt bei Wolken, Bergen, Pflanzen und Tieren, ob sie die Schöne nicht gesehen hätten; zuletzt wendet er sich an die Bienen: (deutsch von Bollensen)

„Wie schön ist nicht die Lotosblume! Sie zieht
Vom Weg mich ab und meinen Blick auf sich.
Die Bienen murmeln zwischen ihren Kelchen.
Sie glühet wie die Lippen der Geliebten,
Wenn durch die meinigen zu hart gepreßt
Sie lang des heißen Kusses Spur behalten.

Ich will des Honigsammlers Freundschaft werben:
Sag, Plünderer des Honigtaus, hast du geseh'n
Die Nymphe, deren groß und schmachtend Auge
In Wollust rollt, als ob es schwömm in Wein?
Doch dünkt mich fast, daß diese Nachfrag' eitel,
Denn hätte ihren Odem je die Biene
Gekostet, würde sie verschmähn den Lotos."

Der volle Brand indischer Erotik flammt in dem „Abschiedslied an die Geliebte" (50 Abschiedsstrophen auf dem Wege zum Richtplatz, übers. von Höfer) von Tschaura. An die tropisch-heiße Glut dieser erotischen Naturmalerei darf allerdings der nüchterne Maßstab unserer nordischen Sittlichkeitsbegriffe nicht gelegt werden.

Strophe 3: „Mit Küssen sie (die Geliebte) erstickend wollt'
Am süßen Mund ich saugen,
Wie Bienen an der Lilie Kelch
Von Liebeslust gezogen."

„ 34: „Auch jetzt noch wird mein Herz berauscht,
. . . .
Beim Kosen von den Bienen, die
Nach Lotoskelchen lüstern,
Von süßem Dufte trunken, ihr
Um Mund und Wangen flüstern."

„ 35: „Auch jetzt noch denk' ich, wie vom Kuß
Des Honigmunds ich trunken,
An ihrem heißen Busen war
Vergehend fast gesunken."

Der Jüngling, der ein Mädchen durch Liebeszauber gewinnen will, wendet sich zuerst an die Pflanze, einen Zuckerrohrstengel, den er ausgräbt, dann an die Geliebte:

„Dies Kraut hier ist honiggezeugt, mit Honig graben wir nach dir,
Von Honig her bist du gezeugt, mache du uns nun honigsüß,
Auf meiner Zungenspitze fließt, auf der Zungenwurzel Honigseim,
Damit du mir zu Willen seist, meinem Geiste du an dich schmiegst.
Mein Eintritt sei dir honigsüß, hönigsüß meine Rede dir,
Honigsüß sei dir mein Wort, daß mich allein du lieben magst."

Bienen und Blumen gehören in der Poesie aller Völker zusammen.*) Die bevorzugte Lieblingsblume der ätherischen Biene ist in Indien die heilige Lotosblume. Wie schön ist dieses beiderseitige Zusammengehören in einem Gedichte des Nagha ausgedrückt, wo die Bienen die Thränen der Lotosblume genannt werden, aus deren Kelche sie des Morgens wie Freudenthränen aus dem Auge hervorquellen. Kein Geringerer als Indra, der Sonnengott selber, läßt diese Freudenzähren fließen. Wem fällt da nicht unseres Geibels herrliches Frühlingslied ein, wo nach langer, harter Winterszeit die Mutter Erde sich von neuem kleidet, sich blühende Blumen ins Haar flicht

„und läßt die Brünnlein fließen klar
als wären es Freudenthränen!“

In dem Gedichte Gita Govinda vergleicht der Dichter die dunklen Augenbrauen seiner zürnenden Schönen mit einem schwarzen Bienenschwarm, welcher sich um eine eben erschlossene Lotosblume drängt.

In den oben erwähnten Jahreszeiten Kalidasas (I, 82) kommt eine Biene vor, die sich in ein Pfauenrad verirrt, weil sie die prächtig schillernden Farben des Schweifes für Blumen hält. Derselbe Gedanke kommt aber auch in anderen indischen Dichtungen vor (vgl. v. Bohlen, ind. Gedichte S. 84). In einem Liede des Dsjajadever werden schwarze Bienen an den Lotosblättern mit den Krallen an der Tatze des Löwen verglichen. Beide, Löwe und Bienen sind aber symbolische Tiere Vishnus (vgl. William Jones, asiat. Abhandlungen, deutsche Ausgabe I, S. 363).

Daß die indische Symbolik die Biene doch nicht bloß in süßer Liebeständelei, sondern auch im ernsten männlichen Thun, zum Gleichnis des blutigen Kampfes und seiner männermordenden

*) „Die Bäume breiten ihre Blüten aus,
Umschwärmt von rastlos vielgeschäft'gen Bienen,
Die den Tribut für ihren König sammeln.“
(Wilsons Theater der Hindu I, 205.)

Geschosse poetisch zu verwerten weiß, dafür diene folgende Stelle aus den altberühmten Epen zum Beweis. Im Mahabharata (dem großen Krieg, der Ilias der Inder) erkennt der sterbende Held den übermächtigen Gegner und spricht:

„Wie eine Reihe schwärmender Bienen ununterbrochen folgen sich
Die zischenden Pfeile Schuß auf Schuß;
Das sind Sichandins Pfeile nicht.
Wie aus der Wetterwolke der Blitz des Indra rasch zur Erde fährt,
So fliegen diese Geschosse daher;
Das sind Sichandins Pfeile nicht.“

(Übers. v. Holtzmann S. 89.)

Auch der Undankbarkeit werden die Bienen geziehen. Im Drama Mrichkakati sagt der edle Brahmane Tscharudatta, welcher durch seine unbegrenzte Freigebigkeit zuletzt an den Bettelstab kam:

„Ich klage nicht um das verlor'ne Gut;
Doch tief betrübt mich, muß ich dir gesteh'n,
Daß nicht der Gast mehr meine Wohnung sucht,
Seitdem der Reichtum draus entflohen ist.
Gleich undankbaren Bienen, die mutwillig
Des Elefanten*) breite Stirne flieh'n,
Wenn eingetrocknet drauf der Tau verschwunden,
So kommen sie nicht mehr, nicht mehr zu mir.“

Eine vielfältige Symbolik findet endlich die Biene in der didaktischen Poesie, welche bei dem stark beschaulichen Zug des indischen Volkscharakters frühzeitig eine selbständige Ausbildung fand. So begegnen wir in dem höchst graziös und ironisch-witzig geschriebenen Werk indischer Gnomik „Den Sprüchen des Bhartrihâri“ (deutsch von Höfer I, 141—179), in denen unsere Litterarhistoriker mit Recht die Urquelle aller Tierepik und Fabeldichtung suchen, nicht nur dem Tiger, der in seinem Alter, wo die Zähne stumpf geworden sind, ein Frömmler wird, oder der Katze, welche ebenfalls aus Altersschwäche das Mausen aufgegeben hat und die Vedas studiert, oder dem diebischen Sper-

*) Der indische Elefant soll in der Zeit der Brunst um die Schläfen einen süßen Schweiß austreiben, der von Fliegen aller Art, auch von der Biene aufgesucht wird.

ling, der das Faulenzen und Schmarotzen einem Brahmanen zum Trotz versteht, sondern auch der Biene und ihrem diebischen Treiben. Sie raubt den Honig, wo sie ihn findet, auch dem Nachbar aus seinen Vorratskammern. In der That eine sehr richtige Beobachtung unseres Insektes, welches in trachtloser Zeit die schlimmsten Räubereien auszuführen pflegt. In Strophe VI der Sprüche Bhartrihâris wird die treffende Lehre gegeben:

„Leichter ist's mit einem Honigtröpfchen
Süßen den ganzen Ozean,
Als den Bösen hinzuführen
Auf der Guten Tugendbahn."

Und in Strophe 57:

„Fällt ein Tropfen (Tau) auf glühendes Eisen,
Siehst du nicht die Spuren mehr.
Aber fällt er in Lotoskelche,
Glänzt als Honig er wie Perlen hehr.
Also wird man durch Berührung
Nichts und wenig, vieles selbst."

In dem Sankara Acharja („Hammer der Thorheit"), welches die ganze Energie indischer Weltverachtung asketisch predigt, wird die Nichtigkeit der Welt und ihrer Süße mit dem Honigtropfen im Kelche der Lotosblume versinnbildlicht:

„Gleich wie der zitternde Tropfen im Lotos,
Schwindet das menschliche Leben dahin."*)

Noch mögen zwei Märchen aus dem Brihat-Katha („große Erzählung") des Somadeva (deutsch von Brockhaus) hier erwähnt werden: „Ein Reisender, der im Walde auf einem Baume geschlafen hat, sieht beim Erwachen unter sich den Tiger lauern, über sich die große Boa züngeln. Da weiß derselbe vor Angst nicht, wohin er sich wenden soll. Da träufelt aus der in den Ästen des Baumes eingebauten Bienenkolonie köstlicher Honig auf ihn herab. Er kostet denselben und — vergißt darüber die Lebensgefahr."

*) Ähnlich läßt Vater Homer seinen Glaukos klagen:
„Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen."

Das ist ein Gleichnis des Menschen, der über einem vorübergehenden Genuß des Augenblicks den furchtbaren Ernst des Lebens vergessen kann.

Das andere Märchen ist sozusagen die indische Version des Shakespeareschen „Viel Lärmen um Nichts“ mit tödlichem Ausgang: „Ein Jäger verkauft bei einem Kaufmann eine Honigscheibe. Ein Tropfen Honig fällt dabei auf den Boden. Des Kaufmanns Katze leckt ihn auf. Des Jägers Hund beißt die Katze tot. Der durch den Tod seiner Lieblingskatze erboste Kaufmann erschlägt den Hund. Nun geraten der Jäger und der Kaufmann aneinander; auf ihr Geschrei eilen die Nachbarn herbei; es entspinnt sich ein Kampf aller gegen alle. Sie fechten und schlagen aufeinander los, bis sie alle tot am Boden liegen, und das alles — um einen Tropfen Honig.“

Vgl. William Jones: „Asiatische Abhandlungen“ (deutsche Ausgabe).
v. Bohlen: „Das alte Indien.“
„ „Ritusanhara.“
Böhtlingk: „Indische Sprüche.“ 2. Aufl.
Max Müller: „Rigveda“ (deutsche Ausgabe).
Polier: „Mythologie des Indes.“
Holtzmann: „Indische Sagen.“
Höfer: „Indische Gedichte.“
Schütz: „Gesänge des Bhatti.“
Max Müller: „Chips from a German workshop (II Essays on mythologie, traditions and customs).“
Mejer: „Klassische Dichtungen der Inder.“
Benfey: „Indien“ (in der Ersch- u. Gruberschen Encyklopädie).
Lassen: „Indische Altertumskunde.“
Weber: „Indische Studien.“
Roth: „Zur Geschichte und Litteratur der Vedas.“
Weber: „Über den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen.“

Zweites Kapitel.

Bei den Egyptern.

„Der König war wie ein Löwe,
Sein Brüllen in den Bergen ließ die Eb'ne zittern.

Wie die Ziegen vor dem Stiere zittern,
So flohen die Feinde vor dem Helden.

Seine Schützen durchbohrten die Feinde
Und seine Rosse waren wie Sperber.

Er trägt das Land mit der Kraft seines Rückens und seiner Lenden
Und der Geist der Sonne ist geoffenbaret in seinen Gliedern.

Das reine Volk gedeiht im Glanz seiner Strahlen
Und vermehrt sich an Männern und Weibern.

Der Herr der Stärke spendet Leben wie die Sonne,
Seine Glieder leuchten über dem Lande wie die Sonne."

(Altegyptischer Hymnus auf Pharao Ramses III. nach einer Inschrift des Palastes von Medinet-Habu).

Aus dem Lande der großen Völkerwiege unseres Geschlechtes, zugleich dem Stamm- und Mutterland auch unserer Honigbiene, aus Asien treten wir herüber nach Afrika. In der Nordostecke dieses Erdteils zieht sich, die brausenden Wogen des Mittelmeeres im Norden, die schaumzischenden Wasser eines donnernden Kataraktes im Süden, und öde, sonnverbrannte Felsen zwischen den lautlosen Sandwellen der Wüste im Osten und Westen, zu beiden Seiten eines mächtigen, alljährlich das Land durch seine überflutenden Gewässer befruchtenden Stromes, ein wunderbares Thal hin, welches mit seinen vom fahlen Gelb der angrenzenden Wüste im Smaragdglanz sich abhebenden Fluren, mit seinen hochragenden Palmen und weitschattigen Sykomoren, seinen melancholischen dunklen Olivenhainen und hell leuchtenden Akazienbüschen, mit seinen von Jasmin und Rosenduft durchwürzten Hecken wie ein großer, üppiger, paradiesischer Garten erscheint. Wir befinden uns in Egypten.

Wenn es wahr ist, was ein Weiser sagte, daß die Geschichte den Boden adelt, dann gehört dieses Thal zu dem uraltesten Adel der Länder unseres Erdballs. Als Hellas noch im Nebel der Mythe kaum begann in das Leben der Nationen einzutreten, als am Palatin und Aventin noch Evanders Rinder weideten, als auf Zions Hügel noch kein Stein zu einem Tempel des „Einzigen-Ewigen“ zugerichtet war, da hatte das große Volk dieses Thales bereits eine Geschichte von mehreren Jahrtausenden zurückgelegt. Die Pyramiden von Giseh hatten schon viele Jahrhunderte kommen und gehen sehen, als der Patriarch des Volkes Israel, Abraham, in das Egyptenland kam. Ehrwürdig durch sein Alter, angesehen durch seine starke staatliche Organisation, weithin berühmt durch Ackerbau, Viehzucht und Schiffahrt und, was mehr bedeutet als alles dies, durch seine staunenswerten Leistungen in Kunst und Wissenschaft übte das am Angelpunkte dreier Weltteile gelegene Egypten eine mächtige Anziehungskraft auf seine Nachbarn aus. Darum hat die Weisesten unter den Weisen des Altertums ein Zug der Wahlverwandtschaft nach dem Nilthal geführt, um dort in den Kollegien einer hochgelehrten Priesterschaft Weisheit zu sammeln.

Doch das große Volk dieses herrlichen Landes ist längst nicht mehr. Es ist in Erfüllung gegangen, was in einem der geheimen Bücher der Egypter ein Seher in dunkler Ahnung geweissagt hat: „O Egypten, Egypten! Nur Fabeln werden von dir übrig sein, ganz unglaublich den späteren Geschlechtern, und nichts wird Bestand haben als die in Stein gehauenen Worte!“ Bereits den Griechen und Römern war Egypten ein halbverschlossenes Land und heute, wo die Menschen schweigen, müssen hier buchstäblich die Steine reden. Vom Hafen der alten Alexanderstadt bis zum Kataraktenthor von Syene und über Egyptens engere Grenze hinaus, bis in das untere und obere Nubien, da stehen sie, zu beiden Seiten der großen Wasserstraße, jene bewunderungswerten Monumente mit ihrem

seltsamen Bilder- und Inschriftenschmuck: Tempelwände und Grabkammern, Pyramiden und Obelisken, Säulen und Architrave, Grabstelen und Sarkophage, Königskolosse und Götterbilder, auf Stein und Papyrus verzeichnete Urkunden — das sind die stummen und für den, der sie zu deuten versteht, doch so beredten Zeugen der großen Vergangenheit eines untergegangenen Volkes, einer Kulturgeschichte „ohne Worte". „Egypten ist das Denkmalland der Erde, wie die Egypter das Denkmalvolk der Geschichte sind" (Bunsen). Die Denkmäler selbst aber mußten erst wieder reden lernen, sofern die wunderbare Hieroglyphenschrift, welche die ersteren zugleich ornamental schmückte, erklärt und gedeutet werden konnte. Gerade diese Hieroglyphen und zwar alle drei Klassen, die phonetischen, die ideographischen und die blos figurativen, wählen ihre symbolischen Objekte vorzugsweise aus dem Tierleben, so daß die Griechen die Hieroglyphen auch kurzweg Tierbilder nennen konnten. Welche Mannigfaltigkeit dieser Tiergestalten in der Hieroglyphenschrift sich findet, ist bekannt. Daß aber unsere kleine Honigbiene gleichfalls ein wichtiges symbolisches Tier war, gereicht dem entwickelten Natursinn der Egypter zu hoher Ehre, obwohl uns über eine eigentliche Bienenzucht bei diesem Kulturvolk leider nichts durch die Überlieferung bekannt geworden ist. Vielleicht dürfte aber aus dem nachstehenden der Schluß erlaubt sein, daß das Leben unseres Insektes von den alten Egyptern gekannt, genau beobachtet und in einzelnen Hauptfunktionen sehr naturwahr durch die Symbolik dargestellt wurde.

Bekanntlich hat König Menes im 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung die beiden Staaten von Ober- und Unteregypten erstmals zu einem Ganzen verbunden. Doch blieb bis in die jüngsten Zeiten der egyptischen Dynastengeschichte die Bezeichnung „König von Ober- und Unteregypten" ein ständiger Titel der Herrscher. Beide Reichshälften haben nun in der Hieroglyphenschrift ihre symbolischen Zeichen: Oberegypten ist symbolisiert durch die Lotospflanze, Unteregypten durch die

Biene. Das Bild, welches die Doppelkrone der egyptischen Herrscher darstellt, ist also ein Doppelbild, Lotos und Biene, ausnahmsweise auch Lotos und „rote Krone". Lotos und Biene geben zusammen den Wortbegriff „Souten", was schon der große Champollion, dieser Pfadfinder in dem Dunkel des hieroglyphischen Urwalddickichts, richtig mit dem koptischen choutin (= regere, dirigere) vergleicht. Beide Symbole, Lotos und Biene, entsprechen nicht nur der lokalen Beschaffenheit der beiden Reichshälften, sondern bezeichnen auch sehr richtig die Haupteigenschaften eines für das Volkswohl bedachten Herrschers. Im Lotos ist das Symbol der Fruchtbarkeit und Befruchtung, also der Volkswohlfahrt in nationalökonomischer Weise gegeben, in der Biene das Symbol der staatlichen Ordnung, der Gesetzlichkeit, der Herrschermacht und Würde. So steht auf dem Monument des Königs Thoutmes III., zu Füßen der königlichen Figur, die Aufforderung: „Bezeuget eure Ehrerbietung dem Könige von Ober- und Unteregypten!" Auch die auf dem berühmten flaminischen Obelisk befindlichen Bienen bezeichnen die Königswürde des großen Pharao Ramesses (vgl. Baily, hieroglyph. origo et natura S. 52, 64 ff.).

Die Biene bezeichnet ferner das arbeitsame, dem Könige gehorsame Volk, wieder ein sehr naturwahres Symbol. Der hieroglyphische Charakter „Biene" ist Zeichen für Land und Volk von Unteregypten. Soll die unteregyptische Isis im Gegensatz zur thebaischen bezeichnet werden, so wird solches durch Beifügung der Biene ausgedrückt (vgl. Mémoires présentés par div. sav. Serie I, tome III, pag. 113—119). Auch königliche Prinzen und Prinzessinnen erhalten das Symbol der Biene. So die Prinzessin Hise mehouve auf einem Horuspylon in Karnak; desgleichen der Oberpriester des Ammon, der „Sohn und Nachfolger der Pischem", welcher „Namen Cheper" heißt. Auch auf der bekannten Statue der Taja in Rom findet sich in ähnlicher Symbolik die Biene (vgl. Dictionnaire égypt. de Champollion).

Merkwürdig ist, daß die Stadt, in der nach egyptischer Mythologie die Isis den Horus*) geboren hat, „Cheb" (= Chemnis) heißt; Cheb aber bedeutet Biene. Horus repräsentiert das im Osten zur oberen Hemisphäre aufspringende Tageslicht, die zu neuem Dasein wiedererweckte Sonne. Wie Osiris, um in der Denkmälersprache zu reden, der „gestrige Tag", so ist Horus der „heutige", die zum Lichte emporsteigende Welt der Erscheinungen, in ihrer periodisch wiederkehrenden und sich zur vollsten Stärke entwickelnden Erneuerung, stets wieder auflebend, wie Osiris stets absterbend. So auf der durch Chabas zuerst entzifferten und von Brugsch (Religion und Mythologie der alten Egypter S. 396 f.) übersetzten Inschrift einer Stele des Louvre aus den Zeiten der XVIII. Dynastie, wo Horus also gefeiert wird:

„Gefunden ist Horus; er triumphiert.
Das Königreich wird ihm übergeben,
Es erscheint für ihn das Diadem auf Befehl des Queb.
Er erfaßt das Scepter des Doppellandes
Und die Südkrone steht auf seinem Haupte.
Das ganze Land wird ihm zu Teil
Und Himmel und Erde sind ihm unterthänig.
Die Bewohner Egyptens und die Ausländer
Und was die Sonne umkreist, besteht nach seinen Ermessen:
Der Nordwind und der volle Strom,
Der Fruchtbaum und die Ernte des Feldgottes.
Er spendet seinen vollen Pflanzenwuchs
Und die Erzeugnisse des Erdbodens,
Er kommt zum Vorschein
Und die Sättigung ist gewährt.
Er zeigt sich in allen Ländern
Und allerwärts herrscht Freude.

*) Die Irrfahrten und Wanderungen der Göttin Isis, ihre Niederkunft und die Geburt ihres Sohnes Horus auf der schwimmenden Insel der Chebstadt erinnern unwillkürlich an die griechische Sage von den Wanderungen und Schicksalen der Göttin Leto, die auf der schwimmenden Insel Delos den Apollo gebar, welch letzterer mit Horus viele mythologische Ähnlichkeit hat.

Voll Wonne sind die fröhlichen Herzen
Und jedermann ist entzückt.
An jedem Orte singt man preisend seine Güte:
Süß ist, süß ist seine Liebe gegen uns!"

Nehmen wir dazu die mythologische Bedeutung der Horusmutter Isis, „der Herrin des Himmels, der Erde und der Tiefe", „der Gottesmutter, die alles umfaßt, empfängt, gebärt, nährt, alles im Tode Schlummernde zu neuem Leben erweckt, alle Teile des Weltalls zusammenhält", „der Herrin des Brotes, des Überflusses und der Liebe", so fällt auf den Namen der Horus-Stadt „Cheb" ein bedeutsames symbolisches Licht. Die Fruchtbarkeit der empfangenden Erde einerseits, die Zeugungskraft der Leben erweckenden Sonne im Tages- und Jahreskreis andererseits finden in dem Symbol der Bienen eine Art von tertium comparationis. Doch nicht dies allein. Gleich den übrigen vier offiziellen Titeln, welche den egyptischen Königen bei ihrer Thronbesteigung beigelegt wurden, ist der oben erwähnte „König des Süd- und Nordlandes" ursprünglich mit dem Horus-Namen verbunden. Die Horus-Prädikate („der lebende „Horus", „Herr der Krone des Südens und Nordens", „der goldene Horus", „König des Südens und Nordens", „Sohn des Râ") sind zugleich Titulaturauszeichnungen der Herrscher, weil Horus, als der letzte König der Götterdynastie die irdischen Pharaonen zu seinen unmittelbaren Nachfolgern hat. Die regierenden Fürsten sind die Sonnen (Râ) des Landes und Volkes, welche bei ihrer Thronbesteigung als Horus d. h. als Morgen- und Frühlingssonne ihren Tageslauf im Herrscheramt antreten, um als Osiris oder als Nachtsonne nach ihrem Tode in das Reich der Tiefe zu steigen. Diese Anschauung eines Königtums von „Horus-Gnaden" war so egyptisch-national, daß sich dieselbe sogar bis in die Zeiten der fremdländischen Ptolomäer und Römer erhalten hat. Die Biene war also nicht blos ein königliches Herrschersymbol der

Pharaonen*) als der Herren von Ober- und Unteregypten, sondern steht mit der Mythologie zweier bedeutsamen Gottheiten, der Isis und des Horus in symbolischer Verbindung.

Die Einwendung Wilkinsons (the ancients Egyptians II, 415 f.: the bee is not represented on the monuments; the insect, the emblem for king so often repeated, being the hornet or wasp) unsere mehrgenannte Hieroglyphen-Biene sei gar keine Biene, sondern vielmehr eine Wespe oder Hornisse ist nicht stichhaltig. Denn damit, daß dieser bekannte Egyptenreisende unser Insekt bei den Egyptern von heute nur selten als Kulturtier antraf, ist noch lange nicht gesagt, daß dasselbe den alten Bewohnern unbekannt gewesen sei. Daß der Bienenhonig bei den alten Egyptern zu den notwendigsten Lebensbedürfnissen gerechnet wurde, beweisen zwei aufgefundene Inschriften: die eine, von einem Grabdenkmal der Nekropolis Abydos in Mittelegypten stammend und durch den Direktor des Museums von Bulak, Brugschbey, neuerdings in der „Deutschen Rundschau" (1889) veröffentlicht, lautet: „Der König bestimmt, daß eine Summe von $3^1/_2$ Pfund Silber von der Schatzkammer des Osiristempels alljährlich zu leisten sei, um den täglichen Bedarf von 1 Hin (Maß) Honig für den Totenkultus seines Schatzes Naromantha zu decken". Daraus ersehen wir zugleich den Tarif des Honigpreises in Alt-Egypten: da $3^2/_3$ Pfund (= $36^2/_3$ egypt. Lothe) ihrem Silberwerte nach 66,70 Mark entsprechen, so kostete ein Hin (= $^3/_4$ Liter Rauminhalt) die Summe von $^1/_{10}$ egypt. Lot = 18 Pfennige.

Die andere Inschrift befindet sich auf einem beschriebenen

*) Vgl. die kolorierten Abbildungen von Bienen als hieroglyphische Symbole in den Mémoires présentés par divers savants à l'académie des inscriptions I. Série, tome III S. 196/197. Es sind 6 Exemplare. Nr. 1 vom Kolosse des Memnon; Nr. 2 von Abydos; Nr. 3 von Medinet Habu; Nr. 4 aus den Gemächern des Königs Toutmes III. in Karnak; Nr. 5 von einer Statue Setis I.; Nr. 6 von einem Obelisken in Luxor.

Kalkstein des Britischen Museums und giebt an, daß fünf Hin Honig für vier Pfund Kupfer gekauft worden seien. Überhaupt scheint der Honig bei den alten Egyptern unter den Nahrungsmitteln rangiert zu haben. Brugsch teilt a. a. O. einen Ehekontrakt mit, in welchem es heißt: „Ich nehme dich zum Weibe . . . und verpflichte mich, dir alljährlich . . . . . 12 Krüge Honig zu liefern". Die unter der Mißwirtschaft des Islam leiblich und geistig verkommenen Fellahin haben vieles, wir wollen nicht sagen alles, verloren von dem, was den Stolz, den Reichtum und die Macht ihrer Vorfahren ausmachte. Wer die alte Kultur an der neuen im Nilthale messen wollte, befände sich auf falscher Fährte. Aber den Fall gesetzt, die Hieroglyphenbiene wäre eine Wespe oder Hornisse, so fragen wir, wie kamen denn die alten Egypter, welche sonst eine so sinnige, treffende und naturwahre Symbolik übten, zu dem widersinnigen Vergleich, die Majestät ihrer Pharaonen, dieser Hüter des Rechts, der Ordnung und wahren Volkswohlfahrt, über deren Regierungsthätigkeit das unerbittliche Totengericht das letzte Wort zu reden hatte, durch das Raubgesindel und Wegelagerergeschlecht der Hornisse und Wespen zu parodieren? Was den allerdings etwas massigen und langgestreckten Rumpf der Hieroglyphenbiene anlangt, ist zu verwundern, daß keinem unserer großen Egyptologen, die allerdings nicht gleichzeitig ebenso große Insektologen und Bienenkenner sein können, einfiel, auf die durch Körpergröße ausgezeichnete Bienenkönigin, welche den Egyptern, wie allen alten Völkern männlichen Geschlechts schien, hinzuweisen. Dann wäre die Hieroglyphenbiene aber das treffendste Pharaonen-Symbol, welches erfunden werden konnte. Wir dürfen daher nach dem Vorgang Champollions mit Bunsen, Brugsch und den meisten Autoritäten unter den Egyptologen als unanfechtbar annehmen, daß die Hieroglyphenbiene eine wirkliche Biene und nichts anderes darstellt.

Es war ja auch das Bienenprodukt des Honigs bei den Egyptern als Opfergabe verwendet; so am großen Feste des

Gottes Thot (s. Carrière, a. a. O. I. S. 205). Das hieroglyphische Zeichen für Honig ist eine wagerechte Linie über einer Schale. In der für den Vergleich mit dem Altegyptischen wichtigen, weil verwandten, koptischen Sprache bezeichnet Cheb und Chab die Biene und Chabiu die Honigpflanze.

Eine letzte, ausschlaggebende Bekräftigung für die thatsächliche symbolische Verwertung der Biene in der Hieroglyphik geben uns die Zeugnisse zweier Schriftsteller aus der letzten Periode des klassischen Altertums, die immerhin noch früh genug lebten, um aus der im damaligen egyptischen Volk noch lebendig fließenden Quelle der Tradition schöpfen zu können: Horapollo*) und Ammianus Marcellinus. Der erstere erklärt in seinen Hieroglyphika (I. cap. 62) die Hieroglyphe der Biene ausdrücklich für das Symbol des „gegen den König gehorsamen Volkes" (*λαὸν πρὸς βασιλέα πειθήνιον δηλοῦντες, μέλισσαν ζωγραφοῦσι καὶ γὰρ μόνον τῶν ἄλλων ζώων βασιλέα ἔχει, ᾧ τὸ λοιπὸν τῶν μελισσῶν ἕπεται πλῆθος, καθὸ καὶ οἱ ἄνθρωποι πείθονται βασιλεῖ· αἰνίττονται δὲ ἐκ τῆς του μέλιτος . . . ἐκ τῆς του κέντρου τοῦ ζώου δυνάμεως . . . χσηστὸν ἅμα καὶ εὔτονον εἶναι πρὸς . . . καὶ διοίκησιν*). Mit Ergänzung der durch . . . bezeichneten Lücken dieser Schriftstelle dürfte sich (vgl. Leemans Horap: Niloi Hieroglyph S. 291) folgender ungefähre Wortsinn ergeben: „Wenn sie (die Egypter) ein seinem Könige gehorsames Volk bezeichnen wollen, malen sie eine Biene; denn die Bienen haben unter allen übrigen Tieren allein einen König, welchem die übrige Masse der Bienen zu folgen hat, wie auch die Menschen dem Könige Gehorsam leisten. Zugleich erachteten sie die Biene in Ansehung der Honigerzeugung und Arbeitsamkeit, nicht minder auch in Würdigung des Bienenstachels als einer Waffe als vorzugsweise brauchbares und passendes Symbol für die gedeihliche

*) Vgl. Lauth „Horapollo" (in den Sitzungsberichten der bayer. Akademie der Wissenschaften, philol. hist. Abteilung 1876).

Entwicklung eines Gemeinwesens, dessen Wohlfahrt durch jene Tugenden am meisten gefördert wird“. In demselben Sinne erwähnt Ammianus Marcellinus (ed Lindenbr.) die hieroglyphische Verwendung der „honigwirkenden“ Biene zur Bezeichnung der königlichen Würde und Majestät, welcher bei aller Anmut und Liebenswürdigkeit doch auch ein Stachel zur Züchtigung angeboren sei: „Perque speciem apis mella conficientis indicant regem: moderatori cum jucunditate aculeos quoque innasci debere his signis ostendentes“ (XVII, 6, 11).*)

Egyptens Bienensymbolik ist jedoch mit der Hieroglyphik nicht erschöpft, sondern erstreckte sich in einer gewissen, magischen Geheimlehre weit über das egyptische Land und Volk hinaus bis zu Griechen und Römern, ja bis in das christliche Mittelalter hinein. Finden sich ja noch im 16. Jahrhundert Spuren davon, wie wir unten nachweisen werden. Wir meinen den Glauben an eine Procreations-Möglichkeit der Bienen aus dem verwesenden Leibe eines Stieres, die sog. „Bugonie“ der Bienen, um ein Wort des Eumelus, welcher diese magische Kunst in einem eigenen Gedichte „βουγονία“ verherrlicht haben soll (s. Salmasius in Exerc. Plin. p. 602), zu gebrauchen.

Die Anfänge dieser Geheimlehre weisen uns nach Egypten, speziell nach dem in der Ptolemäer- und Römerzeit durch Reichtum, Bildung, Kunst und Philosophie hochberühmten Alexandria, der größten Handelsmetropole der alten Welt, „wo Morgenland und Abendland wie zwei Weltalter ineinander übergingen“. Hier blühte auch die Philosophenschule des Euhemerismus, welche lehrte, daß sich unter Einwirkung der Sonne auf die feuchte Erde nicht bloß die Keime der Pflanzenwelt, sondern auch die Protoplasmata der Tierwelt entwickelt haben. So erwähnt der euhemerisierende Diodor von Sicilien (S. I, 13) als Glauben der Egypter, daß in dem äußerst fruchtbaren Schlamme

*) Vgl. Plutarch. de Is. et Os. XXXVI, p. 365: „καὶ θρίῳ βασιλέα καὶ τό νότιον τοῦ κόσμου γράφουσι.“ Vgl. Ael. h. n. I, 60.

ihres Landes von Anfang an lebende Wesen entstanden seien, und führt als Beweis dafür an, daß zu seiner Zeit noch in der Thebais manchmal unzählig viele und große Mäuse wie aus dem Boden herauswuchsen. Einige derselben seien wunderbare Gebilde; bis an die Brust und Vorderfüße seien sie ausgebildet und bewegungsfähig, während der hintere Körperteil unausgebildet sei und wie mit dem Boden zusammengewachsen erscheine*). Man nehme deutlich wahr, wie nach Überschwemmungen, sobald das Gewässer zurücktrete und der Schlamm zu trocknen anfange, sich allerlei belebte Geschöpfe erzeugten, einige vollkommen ausgebildet, andere nur halb entwickelt und noch mit der Erde zusammengewachsen. Auch der leichtgläubige Plinius (XI, 38) sucht die Geburtsstätte der Insekten an feuchten Stellen, derjenigen, die „mit den Hinterfüßen sich leichtfertig in die Höhe schnellen“, im erweichten, von der Sonne beschienenen Kothe, solcher hingegen, „die mit Flügeln versehen sind“, in dem feuchten Staube von Höhlen, der allerkleinsten in dem „von der Sonne verdickten“ Tau einiger Kohlarten, in dem Gummi der Ulme (Pl. XIII, 20), in dem Innern des Menschen, in der Haut der Tiere, in den Federn der Vögel — hauptsächlich aber in entseelten Tierkörpern, sobald dieselben in das Stadium des Verwesungsprozesses eingetreten sind. Die Schöpferkraft der allbelebten Natur erschien bei dieser Betrachtungsweise nicht als eine durch die Ordnungen der erstmaligen Schöpfung fixierte und beschränkte, sondern als eine fortdauernde Fähigkeit, aus leblosen Stoffe neue, ursprünglich nicht in derselben enthaltene Lebenskeime in primitiver Weise hervorzurufen. Doch ist diese Procreationshypothese bei Griechen und Römern ernstlich nur auf die Insektenwelt angewendet worden, welche für einen oberflächlichen Beobachter allerdings viele Analoga aufweist. So

*) Vgl. die auch von den Zoologen konstatierte Erscheinung des sog. Rattenkönigs, d. h. einer Gruppe junger Ratten, welche im Neste mit den Schwänzen zusammengewachsen sind.

entstehen die Käfer aus dem Kadaver des Esels, die Wespen und Hornissen aus dem der Pferde (Ovid. Met. XV, 386 f.), Schlangen aus Leichnamen von Menschen (Plut. Cleom. 39), Bienen — aus den Kadavern der Stiere (Plin. XI, 33).

„Siehst du nicht, daß die Körper, so viel durch Alter und schlaffe
Wärme von ihnen verwest, in winzige Tierchen sich wandeln? —
Untergescharrt ergiebt das Roß der Schlachten die Horniß.
Wenn dem Krebse des Strands du nimmst die gebogenen Scheren,
Und mit Erde den Rest zudeckest, so geht aus vergrabnem
Rumpf ein Skorpion und droht mit hackigem Schwanze.
Auch die Raupe des Felds, die das Laub mit gelblichen Fäden
Pflegt zu umspinnen (die Sach ist getreulich beachtet vom Landmann),
Tauscht mit dem Schmetterling um die Gestalt . . ."
(Ovid. Met. XV, 361 f.)

Der Imker-Heros Aristäus, der weitherrschende Mann in Arkadien, war Erfinder dieser Kunst, aus faulenden Rinderkörpern Bienen zu erzeugen (Ovid. Fast. I, 377). Virgil rühmt diese aristäische Erfindung mit dem feierlichsten Ernste, dem man anmerkt, daß in ihm ein von den Unfällen der Bienenzucht betroffener Züchter mitredet:

Aristäus, der Hirt, da er floh das peneische Tempe,
Weil, nach der Sag', er die Bienen verlor durch Hunger und Krankheit,
Stellte sich wehmutsvoll an die heilige Quelle des Stromes,
Jammerte laut und rief zur hohen Gebärerin also:
Mutter Cyren', o Mutter! . . . (Georgic. II, 5, 5.)

(Die Göttin Mutter weist den ratlos jammernden Sohn an Proteus und heißt ihn des Alten Rat zu befolgen:)

„Vier untadliche Stier', mit herrlich prangenden Leibern
Führt er daher, auch Rinder so viel, unbelasteten Nackens.
Drauf, sobald die neunte der Morgenröten emporstieg,
Bringt er des Orpheus Totengeschenk und kehrt zu dem Haine.
Aber, o sieh! urplötzlich ein staunenswürdiges Wunder
Schauen sie dort: wie rings aus geschmolzenem Fleische der Rinder
Bienen durchschwirren den Bauch und geborstenen Seiten entsummen,
Dann endloses Gewölk hinzieht, das im Wipfel des Baums sich
Jetzo vereint und als Schwarm am biegsamen Äste herabhängt."
(Virg. G. IV, 282.)

Aus diesem verwandtschaftlichen Verhältnis zwischen Stier und Bienen ergeben sich im Sprachgebrauch der Dichter die Prädikate der letzteren: „stiergezeugt“, „stiergeboren“, „stierentsprungen“. Der Epigrammist Archelaus aus Egypten nennt sie (Varr. III, 16) „des verwesenden Stiers geflügelte Kinder“. Strato (G. 88 f. Jakobs III, 88) fragt:

„Stiererzeugte Biene, woher, den Honig erspähend,
Fliegst du?“

In der schönen Frühlingsidylle des Meleager heißt es:

„Künstliche Werke bereiten die stierentsprossenen Bienen.“

Varro (III, 16) erwähnt Nikanders Ausspruch:

„Rosse verleihen der Wespen Geschlecht und Stiere der Bienen.“

Philetus, der Grammatiker und Dichter aus Kos, nennt sie mit Auszeichnung „stiergeborene“ (*βουγενέαι*). Aber nicht nur die Dichter, auch die Prosaiker, Philosophen und landwirtschaftlichen Schriftsteller rühmen unverhohlen die große Kunst der Bugonie. Nur der vorsichtige Aristoteles hüllt sich in Schweigen. Dagegen verbreiten sich Varro (III, 16, 3), Aelian (II, 57), Porphyrius (de abstin. anim. II, 11), Columella (IX, 14, 7), Florentinus, der tüchtigste der Geoponiker, Plutarch, Philo und der große Origenes sehr ausführlich über diese Geheimkunst. Den beiden letzterern mußte dieselbe schon als Alexandriern sympathisch sein.

Auch der Kirchenvater Augustinus kennt und verwertet zu theologischen Zwecken die Bugonie (Civ. d. XV, 27). Auf welche Weise sollte aber die mysteriöse Prozedur vorgenommen werden?

Mago, der Gewährsmann des Columella (XI, 14, 6) verlangt nur einen Rinderwanst (venter bubulus), Varro (II, 16, 3) hingegen einen ganzen Rindskörper und zwar ein männliches Exemplar (vitulus taurus), womöglich zweijährig (Virgil G. IV, 297). Plinius (XI, 23, 1) hält für wichtig, daß der Kadaver frisch sei. Antigonus, der Karystier, welcher unter Ptolemäus Philadelphus seine „Wundergeschichten“ (*ἱστοριῶν παραδόξων συναγωγή*) kompilierte, bedingt nicht nur einen

kompleten, zu diesem Zweck ausgesuchten Stier, sondern betont noch ausdrücklich, daß derselbe in eine Erdhöhle dergestalt vergraben werden soll, daß wie bei den von den Egyptern begrabenen Stieren die Hörner vorstehen. „Werden die Hörner nach Verlauf einiger Zeit abgeschnitten, so sieht man aus deren Löchern junge, in dem Stierkadaver zur Welt gekommene, Bienen herausfliegen.“ Also ganz dieselbe Prozedur, welche Ovid empfiehlt:

„Geh' und vergrab' in die Erd' erlesene Stiere geschlachtet!
Aus dem faulenden Wanst entstehen — die Erfahrung bestätigt's —
Blumenbenaschende Bienen zerstreut, die ähnlich den Eltern,
Fluren befliegen, zur Arbeit geneigt sich mühen in Hoffnung.“
(Met. XV, 365.)

Die dazu geeignetste Zeit ist nach Virgil (I, 217) das Frühjahr, wann die Sonne in das Zeichen des Stieres eintritt und der entwölkte Himmel auf der Erde die schlummernden Lebenskräfte weckt; dann finden die durch das Experiment gewonnenen Bienen auch gleich die nötige Nahrung. Columella hingegen hält nach dem Vorgang des Demokrit und Mago die Zeit des längsten Tages bis zum Aufgang des Sirius für geeigneter (Col. IX, 14, 10), weil die heiße Atmosphäre des Hochsommers zur Beschleunigung des Verwesungsprozesses beitrage. Soll das Experiment gelingen, so bedarf es noch weiterer Vorrichtungen. Juba, der vielseitig gebildete König von Lybien, hatte nach dem Zeugnis des Florentinus (Geop. XV, 2, 21) den Stierleichnam einfach in eine hölzerne Kiste eingeschlossen und damit operiert, während Demokrit, Varro und Virgil (G. IV, 297) ein besonders konstruiertes, abseits gelegenes Haus verlangen; dasselbe soll zum Schutze gegen den Regen mit Hohlziegeln (imbrex) gedeckt sein, zur Temperierung und Ventilation vier schräge Fenster, eines nach jeder Himmelsrichtung, und nur Eine Thüre haben. Der innere Bau stellt einen Raum von zehn Ellen Höhe und ebensoviel Breite dar. Daherein verbringt man einen tadellosen, zweijährigen, gehörnten

Stier, welchen nach Demokrit und Florentinus mehrere kräftige Jünglinge in anfangs schwächeren, dann in immer stärkeren Stockschlägen so lange prügeln müssen, bis Fleisch und Bein zerknirscht sind und das Leben entflohen ist. Dem Dichter Virgil scheint dieses barbarische Manöver doch zu grausam. Er meint, es genüge, dem in das Operationshaus eingeführten Stiere alle Öffnungen des Leibes, vornehmlich Mund und Nase, mit sauberen, feinen Leinwandtüchern zu verstopfen, damit er schnell durch Ersticken verende. Dann erst möge der Körper völlig zermalmt werden. Der Kadaver wird dann rücklings, die Beine aufwärts, auf eine untergebreitete Streu von Thymus und frischer Cassia, beides Lieblingsblumen der Bienen, gelegt, das Haus verschlossen und jede Fuge der Thüre und Fenster mit fettem Lehm verstrichen, damit in den ersten drei Wochen der Verwesungsprozeß ungestört vor sich gehe. Erst nach Ablauf dieser Frist werden die vier Fenster geöffnet, damit Licht und Luft die Keime des jungen Bienenlebens im Wachstum befördern. Bei rauhem, trockenem Ostwind aber muß der Verschluß wieder vorgenommen werden, weil sonst die zur Entstehung der Insekten notwendige Feuchtigkeit zu rasch aufgezehrt werden könnte. Sobald die jungen Bienenmaden sich zu entwickeln beginnen, wird das Operationshaus wieder luftdicht verschlossen und verstrichen und nach einer Pause von etwa zehn Tagen geöffnet, wo dann von dem Stiere außer Hörnern, Knochen und Haaren nichts mehr zu finden ist.

— „Ein Schwarm seltsamer Beseelung zeigt sich,
Mangelnd der Füße zuerst; doch bald mit schwirrenden Flügeln
Wimmelt er, mehr sich und mehr zu dünneren Lüften erhebend,
Bis er, wie Wolkenbrüche geströmt aus Sommergewittern, ausbricht."
(Georg. IV, 310.)

Die durch diesen mysteriösen Procreations-Prozeß erzeugten Bienen sind je nach den Körperteilen, aus denen sie entstanden, verschieden an Art, Geschlecht und Güte. Florentinus behauptet, daß aus dem Blute selbst keine Bienen entständen. Der König

entstammt den edelsten Körperteilen, dem Gehirn und Rückenmark. Woher, das heißt aus welchen Körperteilen die Drohnen entstehen, wird nicht erwähnt. Dagegen wird bemerkt, daß die Bienen, obwohl in dem verwesenden Tierleib erzeugt, dennoch nichts von dem Fleische verzehren, sondern kraft der auf sie übergegangenen Lebenskraft sich geheimnisvoll von selbst entwickeln. Wir nehmen zum Schlusse Veranlassung, das ganze mysteriöse Zeremoniell, über welches so viel gefabelt, aber betreffs dessen in der ganzen Litteratur des griechischen und römischen Altertums auch nicht ein einziger thatsächlicher Versuch mit Erfolg erwähnt wird, aufzuhellen und auf seinen letzten Entstehungsgrund zu prüfen.

Zuvor aber sei uns verstattet, diese allgemein geglaubte, von keinem geprüfte und doch fast magisch wirkende Bugonie-Fabel auf ihrem Wege in die christliche Gelehrtenwelt zu verfolgen.

Der berühmte Petrus de Crescentiis schreibt in seinem „opus ruralium commodorum“ (Buch XII) also: „apes nascuntur partim ex apibus, partim ex bubulo corpore putrefacto.“

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts schreibt der Regensburger Domherr Konrad von Megenberg in seinem „Buch der Natur“, der ersten selbständig vorgehenden Naturgeschichte in deutscher Sprache: „es werdent peinen (= Bienen) aus frischen Waldrinderbäuchen, die man Urochsen nennet, so man zu Latein bubuli heißet; aber man muß die bäuch mit mist bedecken, so kommen die peinen davon. Es werden auch peinen aus Ochsenhäuten, die man in der Erden vergräbt (Kap. „von den peinen“ S. 292 nach der Ausgabe von Pfeiffer).

Ausführlichsten Bericht, noch detaillierteren als Virgil, giebt über die „Praktik“ der „Bienenmacherei“ Magister Michael Herren in seinem „verdolmetschten Veldtbau“ des Constantinus Porphyrius (gedruckt in Straßburg 1563). Im wesentlichen an Demokrit, Varro und Virgil sich anschließend, ist es doch der Mühe wert, diese verdolmetschte Bugonie dem Leser vor-

zuführen, indem der ehrwürdige Magister die Angaben der alten Klassiker durch mancherlei Schlüsse und Sentenzen ergötzlich erweitert hat. Im XV. Buch läßt er sich also vernehmen: „Laß dir ein Häuslin machen, das zehen Ellen hoch und breit sei, mit gleichen Wänden. Darein mach' ein Thürlein und vier Fensterlin, an jede Wand Eins. In dies Häuslin führ' einen Stier, der 30 Monat alt, wohl bei Leib und faist sei. Bestelle dann etlich' starke Kerle, die den Stier mit dicken Knüppeln schlagen, so hart und übel, daß der Stier daran stirbt, also daß Fleisch und Bein miteinander zerknitschert werden. Das mag ihm wohl wehthun, aber es muß halt so sein. Man muß auch wohl Acht haben, daß kein Blut mehr bei dem Stier bleib'. Dann aus dem Blut wird keine Bien'. Es sollen auch die ersten Streich nicht zu grob und stark sein. Sobald aber der Stier stirbt, soll man alle Löcher seines Leibes mit weißen zarten Tüchlein, in warm Pech getunkt, verstopfen, als die Augen, Naslöcher, das Maul und besonders den After, als den Gängen, durch welche die Natur das Unrein' aus dem Leib führet. Darnach so mach' ein Streu mit Thymian und leg' den Stier mit allen Vieren über sich gekehret obendrauf und geh' dann aus dem Häuslein und schließ es zu. Verstreich' auch alle Löcher und Ritzen mit zähem Lehm, damit kein Luft nirgends darein kommen möge. In der dritten Woch' aber sollst du das alles wieder aufthun, damit das Licht und reiner Luft darein gang. Hui, mag das auch ein übler Schmack (Geruch) und Brodem sein! Sollt' aber der Luft zu stark sein, so soll man die Fensterlin wieder zu lassen. So man aber siehet, daß die Materie lebendig wird, soll man's wieder über zehn Tage zuschließen; dann thu's wieder auf und du findst viel Bienenschwärm' über einander sitzen, aber sonst findst du Nichts dann die Hörner, Bein und das Haar. Man sagt, daß der Bienenkönig aus dem Gehirn gemacht werden und aus dem Fleisch die anderen Bienen. Aus dem feuchten Mark werden auch Könige, denn sonderlich die König' wollen nicht trocken (!)

sitzen; sie sind auch, weil sie stärker verranzioniert sind, größer, stärker und schöner an Leib. Nun wollen wir sagen, wie berührte Veränderung des Fleisches im Stiere geschehe: Wenn du zum Ersten das klein Häuslein aufthust, so sind es alles weiße Dinglein, eins wie's andere, noch nicht vollkommen formiert wie Thierlein, bewegen sich auch nicht. Über ein klein' Weil siehst du augenscheinlich, daß sie größer werden, Flügel und Gleich (=Gelenke, Glieder) annehmen, dazu kommt ihnen ihre rechte Farb'. Sie sitzen auch um ihren König herum und heben gemächlich an zu fliegen mit Zittern der Flügel. Dann aber stürmen sie bald mit Getös den Fenstern zu aus Begierd' des Lichts; dann im Dunkeln wollen sie mit ihrem König auch nicht sitzen. Solches dient zur Manchfaltigung (=Vervielfältigung) der Bienen.“ Ob es der gelehrte Herr Magister wohl selber einmal probiert hat, diese „antike Kunstschwarmbildung“? Nach seinen, nicht ohne Witz geschriebenen, Zwischenbemerkungen scheint es fast so, wenn ihm nicht sein karger Magistergehalt das corpus delicti eines feisten Ochsen unerreichbar gemacht hat, was das Wahrscheinlichere sein dürfte, da die deutschen Magister — Gott sei's geklagt — nicht wie die Könige im „Feuchten“ schwimmen, sondern im Trockenen sitzen dürfen.

Zwei französische Agronomen, Carolus Stephanus und Johannes Libaltus empfehlen in ihren „XV Büchern von dem Feldbau“ (übersetzt ins Deutsche durch Melchior Selbitz, der Arzenei Doktor, 1533) gleichfalls das Experiment der Bienenmacherei. „Die besten Bienen erhält man aus Putrifizierung verfaulter junger Rindswammen und Därme (Buch IV, Kap. 4).

Hieronymus Cardanus schreibt in seinem großen Werke „de subtilitate etc. libri XXI“ ein ganzes Buch (IX) „de animalibus, quae ex putredine generantur“ und meint „de apum generatione“ (S. 646 f. der Ausgabe von Pantaleon, Basel 1640): „recte de apum ortu Virgilius cecinisse videtur.“ Der Verfasser der „oeconomia ruralis et domestica“, Joh. Colerus, weiß (Buch XIII) nicht nur treffliche Bienensalben zu

empfehlen, „so daß die Bienen von sich selber in die Stöcke fliegen“*), sondern wiederholt ebenfalls aufs Eingehendste die Geheimkunst des Virgil und Petrus de Crescentiis. Doch ist er der Erste, in dem sich gelinde Zweifel an dieses Kunststück regen, indem er (cap. 120) sich dahin bekennt: „Wollen die Gelehrten aus toten verfaulten Ochsen Bienen werden lassen, aus toten Pferden Hornitzen, aus toten Eseln Roßkäfer, aus toten Menschen Schlangen, so laß ich das alles meinesteils in seinem Wert und Unwert bleiben. Ich will niemand darob strafen; glaub's wer da will!“

Nach diesem Exkurse wenden wir uns zur Untersuchung des der Bugonie-Fabel zu Grunde liegenden mythologisch-symbolischen Kernes, bis zu welchem keiner der Alten vorzudringen den Mut hatte.

Vor allem ist zu beachten, daß schon die Heimat der als Gewährsmänner der Bugonie-Fabel oben zitierten alten Schriftsteller teils direkt nach Egypten weist, wie bei Antigonus, dem Karystier (unter Ptolemäus Philadelphus), dem Epigrammatiker Archelaus und den beiden Alexandrinern Philo und Origenes, teils in die dem alten Wunderland benachbarten Länder, nach Libyen (König Juba s. o.) und Karthago (Mago s. o.). Die egyptische Naturphilosophie selbst aber, welche in dem der Bugonie-Fabel als wissenschaftliches Substrat zu Grunde liegenden Euhemerismus eine mit griechischen Motiven versetzte Ausbildung erhielt, ist, ihrem innersten Wesen nach gar nichts anderes als ein letzter Niederschlag der antik-egyptischen Mythologie. Die

*) Eine meisterlich' Bienensalb zu machen (Buch XIII, 133): Nimm 4 Nösel ausgeseimt Honig, 1 Kanne rheinischen Wein, 1 Lot Zucker, ½ Quintlein Zimmtrinde, für 6 Pfennig Muskatenblume, für 6 Pf. weißen Ingwer, für 3 Pf. Anis, für 3 Pf. Johannisbrod, für 2 Pf. Süßholz, für 2 Pf. Balsam, für 2 Pf. Kampher, für 2 Pf. Eberwurzel, dazu Thymian und Melissenkraut. Alles muß klein geschnitten und zerstoßen werden. Dann laß man's gähren und probir's. Aber „wider den Bären weiß ich keine Arznei; er ist ein grober Geselle“ (XIII, 145).

Idee der Gemeinsamkeit des Lebensprinzipes in allen lebendigen Wesen, auch zwischen Tier und Mensch (daher die sühnende Seelenwanderung), ist die Zentralidee der egyptischen Religion, Wissenschaft und Kunst gewesen. Dieselbe Idee entdecken wir wieder in den philosophischen Kosmogonien der Euhemeristen und Orphiker, welche in Egypten heimatsberechtigt waren. Dieselbe Idee spiegelt sich ab in dem Gemisch von Wahrheit und Unwahrheit, von eigener Täuschung und absichtlichem Betrug, welches unter der Etikette „egyptische Geheimkunst" den Griechen und Römern so besonders imponierte und bis auf den heutigen Tag seine Zugkraft noch nicht ganz verloren hat, wenigstens bei der großen Masse, von der das Sprichwort gilt: „vulgus vult decipi." Plotinos hat den Entstehungsgrund dieser egyptischen Zaubereien und Geheimkünste, von denen sein Zeitalter voll war, sehr treffend auf folgenden mythologisch-symbolischen Entstehungsgrund zurückgeführt, wenn er sagt: Weil sie (die Egypter) den Zauber wahrgenommen, der in dem Weltall selbst wirkt, indem in den Bestandteilen desselben eine Kraft der Liebe verborgen ist, vermöge deren sie von einander angezogen und bezaubert werden, so sind sie darauf geführt worden, durch künstliche Mittel die innewohnende Kraft der Liebe zu erregen und die gegenseitige Anziehung zu erzeugen, so daß das Geheimnis der Zauberei darin besteht zu wissen, auf welche Weise die Anziehung erweckt wird." Der Zauberei liegt eben wie der Astrologie und Alchymie die gemeinsame Wahrheit zu Grunde von einem organischen Weltganzen, dessen sämtliche Teile durch ein geheimes Band wechselseitiger Beziehung, einer Art von unbewußtem Rapport, verknüpft sind. Wir wissen nunmehr, in welchem Gebiete wir die Anfänge der Bugonie zu suchen haben. Die Lösung des Rätsels liegt in der mythologisch richtigen Deutung des „bienenzeugenden" Stieres der Geheimkunst. Wir müssen uns daher vor allem darüber klar werden, welche symbolische Natur der Stier in der Mythologie der alten Egypter hatte.

„Apis" war der Name des zu Memphis unterhaltenen,

in ganz Egypten göttlich verehrten Stieres. Seine hieroglyphische Bezeichnung ist Chupa oder Chupy, d. i. der Verborgene. Dieser Name findet seine Erklärung in der egyptischen Priesterlehre, daß unter der leiblichen Hülle des Apis-Stieres die Seele des großen Gottes Osiris verborgen sei (vgl. Diodor I, 85; Plutarch de Isid. XX u. XXIX, Strabo XVII, 31). Als eine Incarnation des Osiris beurkundet sich Apis auch in den Inschriften durch die Bezeichnung „Apis-Osiris“, „Apis-Râ“, „Apis-Ptah“ (s. Mariette „Le sérapeum de Memph. III, p. 11). Sonach vereinigte oder versinnbildlichte der Apis-Stier die Wesenheit der beiden großen Gottheiten, des Osiris und Ptah, des „verborgenen“ Gottes und des sich „offenbarenden“ Gottes. Aelian sagt ganz richtig vom Apis (de n. a. XI, 10): „er gilt den Egyptern für den sichtbarsten Gott.“ Lucian (de sacrif. 14) nennt ihn den „größten“ Gott der Egypter. Entsprechend seiner hohen Bedeutung wissen die alten Autoren viel Wunderbares über die Geburt, die äußeren Kennzeichen, die Verehrung, den Tod und das feierliche Begräbnis des Apis zu berichten. Herodot (III, 28) äußert sich darüber also: „Dieser Apis oder Epaphos ist ein Kalb von einer Kuh, welche nicht mehr in den Fall kommen kann, noch eine Leibesfrucht zu bekommen. Die Egypter sagen, ein Strahl vom Himmel komme auf die Kuh und davon gebäre sie den Apis.“ Plutarch (de Isid. 43) führt folgende Aussagen der Priester an: „Der Apis sei ein beseeltes Bild des Osiris, welcher erzeugt werde, wenn ein befruchtender Lichtstrahl vom Monde entspringe und eine brünstige Kuh berühre. Daher gleiche vieles vom Apis den Mondgestalten, indem bei ihm das Leuchtende vom Schattigen umdunkelt werde.“ Damit stimmt die Angabe des Pomponius Mela (I, 9, 7): „Der Apis wird nicht kraft tierischer Begattung gezeugt, sondern durch ein himmlisches Feuer auf göttliche Weise.“ Ebenso erwähnt Aelian (I, 3): „Der Apis wird von einer Kuh geboren, auf die ein himmlischer Strahl gefallen ist, welcher der Erzeuger des Apis ist.“ Die

übernatürliche Empfängnis des Apis wurde nach rückwärts auch auf die Kuh, welche ihn gebar, übertragen. Die Apis-Mutter war jungfräulich und genoß als solche göttliche Verehrung, Strabo spricht von einem Tempel der „Mutter des Apis" (XVII, 31); in den Denkmalschriften werden „Propheten der Mutter des Apis" erwähnt (s. Mariette a. a. O. I, 14)*. Der generelle Name der Mutter des Apis ist in den Hieroglyphen „Aha", „Aô", woraus die „Jô" der griechischen Mythologie wurde, die, wegen ihrer Liebe zu Zeus von der eifersüchtigen Hera in eine Kuh verwandelt, auf der ganzen Erde umherirrte, bis sie endlich in Egypten, von wo sie ausgezogen, ihre Ruhe fand und mit Zeus dem Epaphus (= Apis) das Leben schenkte.

Der tote Apis wurde unter großartigen Feierlichkeiten im Serapeum beigesetzt, sein Kadaver unter allerlei geheimgehaltenen Zeremonieen in ein Grab verbracht, dessen Platz außer den Priestern niemand wissen durfte. Von diesem Augenblicke an heißt der Stier Osiris-Apis, woraus im Griechischen *Ὀσορόαπις, Σορόαπις, Σάραπις, Σέραπις* wurde. Ihm gelten die zahlreichen Aufschriften auf den sog. Apis-Stelen, welche überall in Egypten sich vorfinden, besonders aber in dem von Mariette entdeckten Serapisgräberfeld (zwischen Abusir und Saqqarah) ausgegraben wurden. Solche Aufschriften sind: „Osiris-Apis, lebend von Ewigkeit zu Ewigkeit!" oder „Osiris-Apis, verleiht jegliches reine Leben und Gesundheit" und andere mehr**).

Ferner wurde die große Göttin Neith, welche den Lichtgott Râ gebar und im unteregyptischen Sais ihr Hauptheiligtum besaß, als die alles gebärende und nährende Urmutter in

---

*) Wir kennen aus den Apis-Urkunden sogar einige Eigennamen von Apismüttern. So hieß die Apismutter vom Jahre 253 v. Chr. „Rauen", diejenige vom Jahre 231 „Tanaekt", diejenige vom Jahre 210 „Taamun" (vgl. die Monatsberichte der Berl. Akademie 1853 Nr. 720).

**) Vgl. das Stiersymbol im kretensischen und marathonischen Theseus-Cyklus; auch die Taurilia der Römer sind religiöser Art (Livius XXXIX, 22: „religionis causa").

Kuhgestalt mit der Mondscheibe, dem Symbol des befruchtenden Himmelszeichens, zwischen den Hörnern abgebildet. In ihren Mysterien nimmt die Kuh die erste Stelle ein. Dieselbe galt als Symbol des erneuten Daseins nach der Nacht des Todes „des Ausgangs am Tage", wie das Totenbuch sich ausdrückt.

Endlich findet sich hier eine Isis-Horus-Mythe, welche sich an eine der libyschen Oasen knüpft, eine beachtenswerte Bedeutung. Nach Brugsch (Mythologie der alten Egypter S. 343) lautet dieselbe: „Isis, die Mutter, die Herrin der Oase ‚Kuhland' (Taahit, heute Tarafra), das junge Weib ist in der Wüste, dem Lande des typhonischen Set, mit ihrem Kinde, dem Horus, den Nachstellungen des bösen Dämon ausgesetzt. Um denselben zu entgehen, nimmt Isis die Gestalt der Kuh an, das Horuskind wird in einen jungen Apisstier verwandelt und beide ziehen miteinander nach der Apisstadt, auf dem Gebiete des libyschen Nomos (d. h. dem westlichsten Gebiete in Unteregypten), um den daselbst verehrten Vater Osiris in seiner Apisgestalt zu schauen." Auch zum Isiskultus gehörte das Stieropfer. Herodot (II, 40) berichtet: „Die Egypter opfern der Isis als ihrer größten Gottheit an einem prächtigen Feste einen Stier, den sie, wenn er ausgeweidet ist, wobei allerlei Regeln beobachtet werden, mit mancherlei Früchten und Spezereien anfüllen, und dann zu Ehren der Göttin verbrennen; Stiere begraben sie auch in den Vorstädten, indem sie ein Horn oder beide über dem Grab hervorstehen lassen, damit solches als Symbol diene."

Auf Grund dieser von uns gesammelten Hauptmomente des hieratischen Stiersymbols in Altegypten ergiebt sich für die Bienenprocreation der Bugonie-Fabel folgende Parallele:

Die Bienen, diese auf wunderbare Weise entstandenen und geheimnisvoll lebenden Geschöpfe mit ihrer ätherischen, dem Lichte und Leben zugewandten, Naturseite finden in dem Stier, als dem irdischen Ausgangspunkt und sichtbaren Repräsentanten der zeugenden Licht- und Lebenskraft den passenden Untergrund der Entstehung.

Wie das Eine in der Vielheit aufgeht und wieder in die Einheit zurückkehrt, so nimmt das Licht der Einen Sonne in dem Apis-Stier seinen Eingang und gewinnt in den „stiergezeugten“ Bienen seinen Ausgang; es kehrt zurück. Der Kreislauf der Naturkraft setzt sich ununterbrochen fort. Gleich der zeugenden Naturkraft des Einen Sonnenkörpers (Osiris) verteilt sich die Eine Lebenskraft des symbolischen Stieres durch die Metamorphose des Verwesungsprozesses, dieser verborgenen Nachtseite alles Kreatürlichen. Der Verwesungsprozeß ist ein Vervielfältigungsprozeß. Nun werden uns auch die einzelnen seltsamen Vorschriften des Bugonie-Experimentes klar: Der für das Experiment bestimmte Stier darf nicht auf die gewöhnliche Art getötet werden, da hierbei Blutverlust, was gleichbedeutend mit Kräfteverlust ist, unvermeidlich ist. Die dem Stiere, als einem symbolischen Tiere, innewohnende göttliche Lebenskraft soll ganz intakt, voll und ganz erhalten bleiben, damit das Resultat ein ganzes werde. Daher wird der Stier in der Bugonie-Fabel nicht geschlachtet, sondern zu Tode geprügelt und zwar nicht durch einen gewaltigen Schlag auf einmal, wodurch wieder Blut- d. h. Kraftverlust eintreten könnte, sondern langsam nach und nach.

Ebenso darf dem toten Stier nichts von seiner Kraft entweichen; deshalb die Vorschrift, daß alle Öffnungen des Leibes mit Tüchern, die in Pech getaucht sind, sorgsam verstopft werden.

Die neu entstandenen Bienen wollen „im Feuchten“ sitzen. Das Feuchte mit seinen latenten Keimkräften ist das Element der Geschöpfbildungen. Daher die Vorschrift, das Operationshaus zu schließen und vor dem austrocknenden Ostwind zu schützen. Der Entwicklungsprozeß dauert drei Wochen und zehn Tage, also ungefähr einen Monat. Der Mond und sein Umlauf ist für die Zeitdauer der Procreation maßgebend. Der Mond selber (s. o. Neith) steht als Symbol der Befruchtung mit dem Stier in Beziehung.

Die geeignetste Zeit zur Vornahme der Kunst ist das Ein-

treten der Sonne in das Zeichen des Stieres. Mit der Sonne im Zeichen des Stieres verbindet sich der Begriff der gedeihlichen Witterung, des erwachenden und aufblühenden Naturlebens*). Kreuzer hat recht, wenn er als der Erste, der auf den egyptischen Ursprung der Bugonie-Fabel hinwies (Symbolik I, 375 f.), meint: „aus dieser physikalischen Metamorphose gingen, um im Bilde zu bleiben, wie aus dem Stierleib der Bienenschwarm, eine ganze Schar geflügelter Mythen hervor.“ Die oben erwähnte Jo der Griechen ist ein Gleichnis dieser von Egyptern zu Griechen, von Griechen zu Römern und von diesen zu den Völkern der christlichen Welt unaufhaltsam gewanderten Fabel der Bugonie. Daß wir in der That in Egypten, und nicht etwa anderswo bei Phöniziern oder im persischen Mithrasdienst, das Mutterland dieses Mythus zu suchen haben, dürfte aus den bis in das Einzelnste zutreffenden Parallelen evident von uns nachgewiesen sein. Um allen Zweifeln an der Richtigkeit dieses von den Symbolikern vielumstrittenen mythologischen Objektes zu begegnen, schließen wir mit einem ganz klaren und bestimmten Zeugnis, welches Hermias (in Platons Phaedra; cf. Porphyr. de autr. XVII) niedergelegt hat: „*γενέσεως γὰρ σύμβολον ὁ ταῦρος.*“ Mit diesem symbolisch naheliegenden Tiere hat zuerst die mythologische, dann die philosophisch-poetische Einbildungskraft der Alten ihr Spiel getrieben, bis dasselbe in der von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Geheimkunst ein Inventarstück der magischen Wunderwelt wurde, dessen physikalische Richtigkeit erst der erwachende Sinn der modernen Naturwissenschaft aufgedeckt hat. Die Bugonie-Fabel ist gleichsam ein erratischer Block, welcher von den sagenumrauschten Gestaden des Nil auf den Wassern der Tradition und des Aberglaubens bis in die Länder und Völkerwelt der christlichen Aera herübergetragen wurde.

*) Vgl. das Stiersymbol auf zahlreichen Münzen griechischer Städte (Thurinum, Athen, Larissa, Pherae, Pharkadon, Perrhäbia, Paestum u. a.).

Vgl. Brugsch: „Religion und Mythologie der alten Egypter.“
Piehl, Karl: „Inscriptions hiéroglyphiques.“
Brugsch: „Thesaurus Inscriptionum Aegyptiacarum (Abteilung IV, mythol. Inschriften).
Mémoires, présentés par divers savants à l'académie des inscriptions et belles lettres de l'institut de France (Ie Série, tome III).
Lepsius: „Zeitschrift für egyptische Sprache und Altertumskunde.“
Dümmichen: „Historische Inschriften altegyptischer Denkmäler.“
Léon de Rosny: „Les écritures figuratives et hieroglyphiques des differents peuples anciens et modernes.“
Wilkinson: „Manners and customs of the ancients Egyptians.“
Stephan, Heinrich: „Das heutige Egypten.“
Hartmann: „Naturgeschichtlich-medizinische Skizze der Nilländer.“

Drittes Kapitel.

Bei Hebräern und Mohammedanern.

„Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig und allesamt gerecht.“
„Sie sind köstlicher denn Gold und viel feines Gold; sie sind süßer denn Honig und Honigseim.“
(Psalm 19, 10 u. 11.)

„Der Ewige und Allbarmherzige lehrte auch die Biene, indem er zu ihr sagte: Baue deine Häuser in die Felsen der Berge und in die Bäume der Wälder mit solcher Kunst, wie die Menschen zu bauen gewohnt sind! Fliege aus zu allen Blüten und Früchten, welche der Herr dir angewiesen!“
(Koran, Sure 16.)

Von den Gestaden des Nil wenden wir uns zu den Ufern des Jordan, von den Egyptern zu den Hebräern. Das Hebräerland, Kanaan, wird in der alttestamentlichen Litteratur mit einer Art sprichwörtlichen Vorliebe als das Land, „wo Milch und Honig fließt“, bezeichnet (2. Mose 3, 8; 13, 5; 33, 3; 3. Mose 20, 24; 4. Mose 13, 28; 5. Mose 6, 13; Josua 5, 6; Jes. 7, 16; Jer. 11, 5; Ezech. 26, 6). Zumal während des langen und beschwerlichen Wüstenzuges weiß der große Gesetzgeber und Führer Moses die unzufriedene Volksmasse, welche sich zuweilen nach den Fleischtöpfen Egyptens zurücksehnte und bis zur offenen Empörung widersetzlich wurde, mit der lockenden Aussicht auf Milch und Honig, die im gelobten Lande in Strömen fließen sollten, zu beruhigen. Ein Schlaraffenland war deshalb Palästina noch lange nicht; der alte

Hebräer mußte so gut wie sein egyptischer Nachbar das tägliche Brot dem Acker „im Schweiße seines Angesichtes“ abringen; doch läßt die sprichwörtliche Hervorhebung des Honigreichtums mit Sicherheit den Schluß zu, daß das Land einer außerordentlichen Menge von Bienen zum Aufenthalt diente, denen die noch heute dort wildwachsenden aromatischen, honigreichen Kräuter Nahrung in Fülle boten. Tristram (the natural history of the Bible, London 1867) bemerkt, daß gegenwärtig noch die größere Quantität Honig, welche im südlichen Palästina auf den Markt kommt, von wilden Schwärmen gewonnen wird. In den zahllosen Spalten und Klüften des Kreidekalks finden die Bienen passende Stellen genug zur Ansiedelung. „Israel saugte Honig aus den Felsen und mit Honig aus dem Gestein sättigt Gott das gehorsame Volk“ (5. Mose 32, 13; Psalm 81, 17). Auch an Bäumen kleben die wilden Schwärme ihre Wohnungen an, wobei es dann vorkommen konnte, daß ein Stock wegen der Fülle des Honigs in den Waben zu Boden stürzt und von den Bienen verlassen wird. Einen solchen Stock fand Jonathan, als er einst während eines Feldzuges durch den Wald marschierte (1. Sam. 14, 257). Auf wilden Honig deutet auch der Prophet Jesaja hin, wenn er verkündet, daß im verwüsteten, mit Dorngestrüpp überwucherten Lande die geringe Zahl der das Kriegselend Überlebenden Rahm und Honig essen werde (Jes. 7, 22). Dagegen möchten wir die bekannte Erzählung von den Bienen im Aase des von Simson erschlagenen Löwen (Richt. 14, 8) hier nicht zum Beweise beiziehen. Wenn auch die Unwahrscheinlichkeit, daß Bienen, die bekanntlich jedem üblen Geruch ausweichen, in ein verwesendes Aas sich ansiedeln, durch den von alten Exegeten beliebten Hinweis auf die ausdörrende und reinigende Kraft der palästinensischen Sonne etwas plausibler gemacht werden kann, so wird doch die Hauptsache übersehen, daß wir in der ganzen Geschichte des Helden Simson, dieses hebräischen Herakles, nicht bloß in dieser einzelnen Episode, eine Sage vor



uns haben, die mit ganz anderem Maßstabe gemessen sein will. Simson, „der Sonnenmann", ist Löwenbezwinger, d. h. die Kraft der Sonne, die mit ihren Armen (d. i. Strahlen) die an sich harte und widerstrebende Erde lockert und öffnet, bewirkt, daß „Süßigkeit ausgeht von dem Starken" (Richt. 14, 14). Dafür wurden die Bienen, die an ihrem Teil dasselbe produzieren, das passende Symbol, wohlgemerkt die einzige Symbolisierung der Biene im ganzen Schrifttum der Hebräer und diese einzige ist nicht genuin-hebräisch, d. h. dem Geiste des hebräischen Monotheismus entsprungen, sondern muß als ein in denselben von außen hereingeschobenes Motiv einer fremden Sagenreihe, ob egyptischen oder iranischen Ursprunges (vgl. das Betreffende in Kap. 2 dss. Teils) begriffen werden.*) Ob man schon in vorexilischer Zeit Bienenzucht getrieben hat, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Doch findet der Honig im Leben des Volkes die mannigfaltigste Verwendung. Er wird benutzt zur Speise (Richt. 14, 9; 1. Sam. 14, 26, 27), zur Arznei (1. Sam. 14, 27), zum Mettrank (Neh. 8, 10), in Krügen gefaßt zu angenehmen Geschenken (1. Mose 43, 11; 1. Könige 14, 3), zu schätzenswerten Gütern (Jerem. 41, 8).

Josephus (Altertümer XIV, 7, 4) berichtet, daß man den Leichnam des unglücklichen Aristobulus mit Honig bestrichen habe, um ihn vor Verwesung zu bewahren; ein Verfahren der Einbalsamierung, von dem sich in der Bibel selbst keine Andeutungen finden. Dagegen scheint in der nachexilischen Zeit die Bienenzucht betrieben worden zu sein. Wenn das Neue Testament den Täufer Johannes wilden Honig genießen läßt, so setzt dies voraus, daß es damals auch nicht an Honig von zahmen Bienen gefehlt habe (Matth. 3, 2). Philo (de vita contempl. III, 633) berichtet ausdrücklich, daß die in kloster-

*) Auch die fünfte Großthat des Simson, daß er mit einem Eselskinnbacken 1000 Philister erschlagen und nachher aus einer dem Knochen entsprungenen Quelle, vom Kampfe ermattet, sich erquickt habe (Richt. 15, 18), kann nur mythol. Sinn haben.

ähnlichen Verbindungen lebenden Therapeuten Bienenzucht mit Vorliebe getrieben hätten. Dasselbe gilt von den verwandten Essäern, welche außer Ackerbau und Viehzucht auch die Bienenzucht in geregelter Weise ausübten (Joseph. Altert. XVIII, 1, 5; Philo, quod omnis probus liber II, 457). Sogar ein Anfang zu einem Bienenrecht wurde gemacht. Die Mischnah führt dasselbe, allerdings ohne nähere Gründe, auf Josua zurück und bestimmt (Sabb. 24), daß den Bienen am Sabbath kein Wasser, wie den anderen Haustieren vorzusetzen sei, weil sie dasselbe selbst holen könnten. An einer anderen Stelle (Chelim 16, 7) wird eingeschärft, daß der von den israelitischen Imkern schon gebrauchte Madoph oder Medaph, eine Art Rauchmaschine*), welche mit trockenem Rindermist angefüllt und zur Bändigung stechlustiger Völker beim Zeideln in Brand gesetzt wurde, am Sabbath nicht gefüllt werden dürfe. Auch findet sich die Verordnung, daß die Bienenstöcke, um den öffentlichen Verkehr nicht zu stören, fünfzig Ellen von der Stadt oder dem Dorfe entfernt aufgestellt werden sollen.

Bei alledem ist bei dem Hebräervolk von einer mythologischen Symbolik der Biene, wie wir sie bei allen anderen Kulturvölkern der alten Welt wahrnehmen, keine Spur zu finden; denn die oben berührte Symbolik der Simsonsage ist nicht auf dem Boden des nationalen Hebraismus erwachsen. Der strenge Monotheismus der mosaischen Religion hatte in dem kategorischen Gesetz jeglicher symbolisierenden Regung der Phantasie eine unübersteigliche Schranke gesetzt. „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen, weder dessen, das oben am Himmel, noch dessen, das unten auf Erden, noch dessen, das unter der Erde ist“ (2. Mose 20, 4; 5. Mose 4, 16; 5, 87; 27, 15 f.). Damit war jeder Symbolik, auch der künstlerischen, der Mutterboden des Gedeihens entzogen. An

---

*) Also der älteste Smoker, den übrigens die Römer und Griechen ebenfalls gebrauchten.

Stelle der in den Naturreligionen zu klassischer Blüte gelangten Symbolik tritt eine künstelnde Emblematik, welche in dem Inventarium der Stiftshütte und später des Tempels, sowie auf einzelnen wenigen Kunstwerken für den Profangebrauch, wie dem prächtigen Löwenthron Salomos (1. Könige 10, 19) und in den Theraphimbildern der Könige (1. Sam. 15, 23; 1. Sam. 19, 13; 2. Könige 23, 24) zur Verwendung kam. Zumal in der späteren sog. nachexilischen Zeit machte sich unter dem Drucke der Zeitverhältnisse mehr und mehr ein starrer Rigorismus geltend, der die Bildwerke überhaupt, auch die unschuldigsten architektonischen Verzierungen, als Reizmittel zum Götzendienst verdammte (Joseph. Altert. XV, 8, 1; XVII, 5, 2; XVIII, 3, 1; jüd. Krieg II, 9, 2).

Überaus reichlich ist dafür bei den mit Vorliebe allegorisierenden Hebräern die metaphorische Verwendung der Biene und noch mehr ihrer Produkte, vorab des bei ihnen hochgeschätzten Honigs. So wird die Israel feindliche Heidenwelt mit den Bienen verglichen, die „von allen Seiten“ herandrängen (Psalm 188, 11 u. 12). Zur Strafe für den Abfall des Volkes „wird Johovah die Fliege vom Nil Egyptens und die Biene vom Lande Assurs herbeizischen“ (Jesaja 7, 18). Treffend ist dieser Vergleich in der That: das egyptische Volk, das ungemein zahlreiche, gleicht der schwärmenden Fliege; das assyrische Volk, das kriegerische und eroberungssüchtige der wehrhaften und stechlustigen Biene; die Embleme entsprechen auch beidemal der Natur der feindlichen Länder, die Fliege dem schlammigen und deshalb insektenreichen Tiefland des Nildeltas, die Biene dem waldigeren und gebirgigeren Assyrien. In der Amoriterschlacht bei Seir brechen die Scharen der Feinde aus den Bergschluchten hervor und jagen hinter Israel her „wie die Bienen thun“ (5. Mose 1, 44). Die streitbare Debora, Lapidoths Eheweib, welche als Befreierin ihres geknechteten Volkes auftrat und mit dem Helden Barak den glänzendsten Sieg feierte, führt ihren Namen nicht umsonst von der Biene;

sie wurde ihrem weisellosen Volk eine „wahre Königin“ (Richter 4, 57). Dagegen scheinen die Hebräer, ähnlich wie die Egypter, dem Bienenfleiß keine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Nicht die Biene, sondern die Ameise*) ist das Tiersymbol des Fleißes, der Emsigkeit, der vorsehenden Klugheit, des in schönster Eintracht geordneten Haushaltes. „Gehe hin zur Ameise, du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne“ (Sprüchw. 6, 6). „Die Ameise, ein schwaches Volk, dennoch schaffen sie im Sommer ihre Speise“ (ebenda 30, 25). Im Talmud (Erubin 100, 6) wird sie wegen ihrer Ehrlichkeit sogar über die Biene gestellt.

Äußerst beliebt ist dagegen im Alten Testament der Vergleich alles Süßesten und Köstlichsten mit dem Honig**). „Die Rechte des Herrn sind süßer denn Honig und Honigseim“ (Psalm 19, 11; 119, 103). „Meine Predigt ist süßer denn Honig und meine Gabe süßer denn Honigseim“, rühmt der weise Siracide von seinem Buch (24, 27); desgleichen „wie Honig im Munde ist das Andenken des Gerechten“ (49, 1). Die dem Propheten Ezechiel und dem Apokalyptiker des Neuen Testamentes zu teil gewordenen Offenbarungen waren wohlschmeckend wie Honig (Ezech. 3, 3; 16, 13; Offenb. 10, 9). „Die Reden des Freundlichen sind Honigseim“ (Sprüchw. 16, 24). „Eine volle Seele zertritt sogar Honigseim“ (Sprüchw. 27, 7). Die Lippen der Braut sind wie Honigseim (Hohel. 4, 11), aber auch „die Lippen der Buhlerin sind süß wie Honigseim, aber hernach bitter wie Wermut“ (Sprüchw. 5, 3). „Wer zu viel Honig isset, dem bekommt es nicht gut und wer zu schwierige Dinge erforschet, dem wird es zu schwer“ (Sprüchw. 25, 27). Dem auferstandenen Christus, der den Jüngern am

---

*) Vgl. das berühmte „Buch von der Emeis“ von Geyler von Kaisersberg, worin die Demut, Dienstfertigkeit und Einigkeit der Ameisen den Christen zum Exempel vorgestellt werden; ebenso die Ameisenmoral des „Fornicarius“ von Joh. Nider.

**) Das Wort Honig kommt im Alten Testamente allein 38 mal, das Wort Wachs nur sechsmal; das Wort Biene nur fünfmal vor.

See Genezareth plötzlich erscheint, wird Honigseim als Speise vorgesetzt (Luk. 24, 42); für den durch die Auferstehung in dem Glauben der Jünger Verklärten, der nicht einmal „angerührt“ sein will (Joh. 20, 17), ist das reine Produkt der Bienen die passendste Speise. Um so mehr muß auffallen, daß der so hochgeschätzte Honig durch das mosaische Gesetz (3. Mose 2, 11) von den Opfergaben ausgeschlossen war. Wie der Sauerteig, als eine im Übergang zur Korruption und Fäulnis begriffene Masse, somit im Gegensatz zur Integrität und Reinheit, durch seine Beimischung zum Opferbrote demselben den für jedes Opfer wesentlichen Charakter der Reinheit benommen hätte, ebenso war auch der Honig, welcher gleich dem Sauerteig einen Gärungsprozeß bis zur Läuterung durchmacht, vom Altare Jehovahs ausgeschlossen. Daneben lief aber in der Intention des Gesetzgebers ein bewußter kultischer Gegensatz gegen die Symbolik der umgebenden heidnischen Völker mit unter, welche den Honig mit Vorliebe zu Opferzwecken verwendeten.

Was dem Hebräer und Christen die Bibel, das ist bekanntlich der Koran (al Koran, d. i. Sammlung der Schrift) dem Mohammedaner, dem gläubigen Moslemin. Nur ist der ethisch gemilderte und messianisch erweiterte und über die nationale Grenze hinausgehobene Monotheismus der Hebräer hier zur starren und schroffen Satzung geworden; der dichterischen Produktionskraft ist hier die starre, unlösbare Fessel des Dogmas angelegt; jedes Sicherheben der Phantasie in das Reich der Symbolik ist unmöglich geworden. Die Sprache des Koran, eine gereimte Prosa, ist nur das willige Gefäß zu den Visionen und Verzückungen des Propheten, welcher, von dem Feuer seines Glaubens hingerissen, nur da wahrhaft poetischen Schwung erreicht, wo er die Scenen des jüngsten Gerichtes mit den Qualen der Hölle und den Freuden des Paradieses ausmalt (vgl. die 11. Sure von der Sündflut). Daher ist bei den Mohammedanern von einer mythologischen oder kultisch-symbolischen Bedeutung der Biene keine Spur wahrzunehmen. Wohl aber

wird das Thun und Treiben der Biene allegorisch verwertet. Ein ganzes Kapitel des Koran (Sure 16) trägt die Überschrift „Die Biene“, darin heißt es (nach der Übersetzung von Dr. Ullmann 1877): „Auch in den Tieren habt ihr ein belehrendes Beispiel; denn wir trinken auch von dem, was in ihren Leibern die Mitte hält zwischen Kot und Blut, nämlich mit der reinen Milch, welche für die Trinkenden so angenehm zu schlürfen ist. Von der Frucht der Palmbäume und der Reben erhaltet ihr berauschende Getränke und auch gute Nahrung. Wahrlich, hierin liegt ein Zeichen für verständige Menschen! Der Ewige und Allbarmherzige lehrte auch die Biene*), indem er zu ihr sagte: Baue deine Häuser in die Felsen der Berge und in die Bäume der Wälder mit solcher Kunst, wie die Menschen zu bauen gewohnt sind. Fliege aus zu allen Blüten und Früchten, welche der Herr dir angewiesen! Aus ihrem Leibe kommt nunmehr der köstliche Honig, verschieden an Farbe, aber eine wahre Arznei für die Menschen. Wahrlich, auch in ihnen ist ein Zeichen für nachdenkende Menschen.“

Bei den mohammedanischen Dichtern findet sich jedoch im Lehrgedicht, in der Satire, in der oft allerliebsten Makamen-Humoristik, besonders in der reichen Fabeln- und Märchenlitteratur manch treffende allegorische Erzählung über die Bienen und den Honig. Als Persiens größter dichterischer Genius, Firdusi, sein berühmtes Heldenbuch, das Schahname, dichtete, gab Schah Mahmud seinem Wesir den Auftrag, an den Dichter für jedes Tausend von Doppelversen alsbald nach Vollendung tausend Goldstücke auszuzahlen. Fünfunddreißig Jahre dichtete Firdusi an den 60 000 Doppelversen der Heldensagen — aber der versprochene Lohn wurde nicht gegeben. Da schleuderte der betrogene Dichter gegen den wortbrüchigen Sultan eine Satire von furchtbarer Kraft, in welcher er denselben aufs herbste geißelt:

*) Vgl. Sure 27 „Die Ameise;“ Sure 29 „Die Spinne.“

„Ob einen Baum von bitterer Natur
Man auch verpflanzen mag auf Edens Flur,
Ob man ihn aus des Paradieses Flüssen
Auch tränkt mit lauter Honiggüssen,
Nicht läßt sich seine Bitterkeit bezwingen
Und immer wird er schlechte Früchte bringen!"

Wie keine Rose ohne Dornen, so kein Honigseim ohne Stachel, diese Lehre wendet Hafis, „der genialste und fruchtbarste Lyriker, welchen im Orient der Kuß der Muse geweckt hat", auf das menschliche Leben an:

„Auf die Welt und ihre Güter
Lege nicht zu großen Wert,
Weil noch keinem Menschensohne
Ihre Treue sie bewährt.
Keiner aß in diesem Leben
Stachellosen Honigseim,
Keiner trug aus diesem Garten
Dornenlose Rosen heim."
(Mukathaat I, übers. von Rosenzweig.)

Der Honig ist ein Geschenk Gottes. So heißt es in Sadi's Bostan (II, S. 96, übers. von K. H. Graf):

„Drum wenn auf rechten Weg dein Fuß dich führt,
Nicht dir, dem Herrn ist's, dem der Dank gebührt,
Schuf in dir guten Sinn sein weiser Rat,
So geht hervor aus dir nicht böse That.
Aus Bienen Süßes läßt hervorgelangen
Derselbe, der das Gift erschuf den Schlangen."

Im Übermaß genossen ist auch das Kostbarste schädlich; dieser Wahrheit giebt Sadi in seinem „Rosengarten"*) (S. 102) Ausdruck:

*) Sadis Rosengarten wurde schon 1654 ins Deutsche übersetzt von Adam Olearius, welcher die von Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit Schah Sefi nach Ispahan entsandte Gesandtschaft als Sekretär begleitete. „Persianisches Rosenthal, in welchem viel lustige Historien, scharfsinnige Reden und nützliche Regeln vor 400 Jahren von einem sinnreichen Poeten Sadi in persischer Sprache beschrieben, jetzo aber von Adamo Oleario mit

„Wenn in der Speise gleich Genuß und Freude liegt,
So bringt die Speise doch im Übermaß den Tod;
Des Rosenhonigs Viel kann dir verderblich sein,
Wie Honigseim schmeckt Hungrigen das trockne Brot."

Als Sadi jemand fragte, wem der Wissende ohne gute Werke gleiche, antwortete derselbe: der Biene ohne Honig:

„Sprich zu der groben, ungeschlachten Wespe:
Da du nicht Honig giebst, so stich auch nicht!"
(Ebenda S. 25.)

Gelehrte Leute sind oft recht unpraktisch und werden in der Welt leicht zu Schaden kommen:

„Gelehrte, Heil'ge, Scheiche und Novizen,
Und die vom Predigtstuhl die Stimm' erheben:
Wenn sie sich in die Welt herabgelassen,
Sie bleiben bald wie Fliegen an dem Honig kleben."
(Ebenda S. 87.)

Für den Tod ist aber auch der süße Honig kein Rettungsmittel:

„Den Pflanzen hat Gott Heilungskraft gegeben,
Wenn einem noch beschieden ist das Leben.
Der Honig ist dem Leib gut und gesund,
Doch heilt er nicht mehr was vom Tode wund.
Wenn sich die Seele trennt in letzter Stunde
Vom Leib, was hilft der Honig da im Munde?"
(Sadi's Bostan II, S. 85.)

Auch die Kleinen haben Kraft, wenn sie zusammenstehen:

„Viele Bienen stürzen wohl den Elefanten,
Mag er auch der Mächtigste und Stärkste heißen,
Der Ameisen viele, wenn sie sich versammeln,
Können leicht des grimmen Löwen Fell zerreißen."
(Sadi's Rosengarten S. 122.)

Das Angenehme will auch auf eine angenehme Weise an den Mann gebracht sein, sonst findet es keinen Beifall:

„Ein Lächelnder trug Honig aus zum Kauf,
So hold, die Herzen flammten vor ihm auf,

Zuziehung eines alten Persianers, Namens Hakwirdi, in deutscher Sprache herausgegeben und mit vielen Kupfern geziert."

Gleich Zuckerrohr, bereit zu süßer Spende,
Wie Fliegen drängten sich der Käufer Hände.
Ja, reichte Gift mit seiner Hand er dar,
Als Honig hätten sie's verzehrt fürwahr.
Ein plumper Mensch, der auf sein Treiben blickte,
Ward neidisch, daß dem so der Handel glückte.
Den andern Tag lief hin und her der Wicht,
Sein Kopf trug Honig, Essig sein Gesicht.
Vergebens ging er schreiend hin und wieder;
Nicht eine Fliege ließ bei ihm sich nieder.
Nachts, als kein Geld in seiner Hand er sah,
Saß finster er in seines Hauses Winkel da.
Zum Gatten sprach die klügre Gattin dann:
„„Herb schmeckt der Honig bei dem herben Mann!““
O mache selbst das Leben schwer dir nicht;
Vom Mürrischen kehrt sich des Glücks Gesicht!“
(Sadi's Bostan I, 188.)

Bekannt dürfte das Märchen aus „Tausend und Eine Nacht“ sein, wo eine Biene von der Tafel eines Sultans Brosamen fortträgt, um einen erblindeten Sperling damit zu nähren. Wir schließen mit einem Märchen aus dem „Frühlingsgarten“ des Abdurrahman Dschami*) (übers. v. Schlechta S. 130):

„Eine Hornisse griff eine Biene an, um sie zu verzehren. Diese begann zu jammern, bat um das Leben und sprach: Mein Korb schließt so viel Honig ein; ich selbst aber kann dir nur von geringem Werte sein; warum willst du nicht lieber jenen aufessen und mich in Ruhe ziehen lassen? Die Hornisse aber sprach: Jener ist süß, weil er Honig hat, du aber mußt noch viel süßer sein, weil du des Honigs Schacht und Quelle bist.“

---

*) In Dschami's Frühlingsgarten (Beharistan) steht der berühmte nihilistische Satz:
„Hast einer Welt Besitz du dir gewonnen, sei nicht erfreut darüber,
es ist nichts!
Und ist dir einer Welt Besitz zerronnen, sei nicht im Leid darüber,
es ist nichts!
Vorüber gehen Schmerzen sowie Wonnen: Geh' an der Welt vorüber:
es ist nichts!“

Vgl. Bähr: „Symbolik des mosaischen Kultus."
Herder: „Vom Geiste der hebräischen Poesie."
Mejer: „Die poetischen Bücher des Alten Testamentes."
Delitzsch: „Geschichte der jüdischen Poesie vom Abschluß der H. Schrift d. A. B."
Ewald: „Die Altertümer des Volkes Israel."
Dillmann: „Über den Ursprung der alttestamentlichen Religion."
Levysohn: „Zoologie des Talmud."
Weil: „Historisch-kritische Einleitung in den Koran."
„ „Tausend und Eine Nacht, aus dem arabischen Urtext treu übersetzt."
v. Schack: „Heldensagen des Firdusi."
Daumer: „Hafis, eine Sammlung persischer Lieder."
Tholuck: „Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik."
Nesselmann: „Der Rosengarten des Scheikh Muslih-Eddin Sa'di."

Viertes Kapitel.

Bei Griechen und Römern.

„Im roßprangenden Lande gingst nun zur schirmenden Ruhe du ein.
o Gastfreund,
Im glanzreichen Kolonos,
Wo die melodische Nachtigall ihr süßjammerndes Lied hinausklagt ins
grünende Waldthal,
Wo weindunkel der Epheu rankt über nimmer betretenes Laub,
Früchtebeladenes, welchem der Sonne Schein
Und jedes Windes Anhauch
Stets fern bleibt, wo von holdem Wahnsinn erfüllt Dionysos laut ein-
herzieht
Im Geleite der Götterammen.

Aufblüht unter des Himmels Tau hier schönsternig mit jedem Tag
Narkissos,
Euch zu kränzen, ihr beiden
Großen Göttinnen; goldeshell strahlt hier Krokos, und ewig gießt sein
schlafloses Gewässer
Durch die Auen Kephissos' Quell und vollschwellend die Tage lang
Nahet den Auen der Lebenerweckende
Mit seinem reinen Regen
Im weitlachenden Lande, wo gern der Reigen der Musen weilt und gerne
Aphrodite mit goldnen Zügeln.

Hier auch blüht ein Gewächs, wie im Gefild Asias keines,
Keins auf dorischer Flur dort in dem weiträumigen Eilande des Pelops,
Ein ungepflegt selber sich erzeugend
Gewächs, der Feindeslanzen Schreck,
Das herrlich aufgrünt in dieser Landschaft,
Mein sproßtreibender, laubschimmernder Ölbaum.
Kein Führer, sei Jüngling sei Greis er,
Wird mit friedlicher Hand je ihn zerstören;
Sieht doch ewig der weihende Zeus ihn gnädigen Blicks an, feur'gen
Auges Athene."

Mit dieser schönsten landschaftlichen Schilderung aus jenem herrlichen Chorgesange des Sophokles, mit welchem die Greise von Kolonos den flüchtigen Ödipus auf attischem Boden gastlich willkommen heißen, begrüßen auch wir auf unserer Wanderung vom fernen Osten her das klassische Land der Freiheit und Schönheit. Wo die Blumen so duftig blühen, wo die Nachtigallen so traulich klagen, „wo die goldene Ceres lacht und der friedliche Pan, der Flurenbehüter", da hat auch unsere Biene eine traute Heimat gehabt und liebevolle Pflege und Verehrung gefunden, mehr als bei irgend einem andern der bis jetzt von uns besuchten Kulturvölker. Attika trägt die Palme eines durch die ganze alte Welt gefeierten Honigs; den Preis der cekropischen Bienen (Virg. Georgic. IV, 177) und des hymettischen Honigseims wiederholen die römischen Dichter. Hier ist das Mutterland der ältesten Bienenpflege und -Zucht. Den nach Sizilien und Italien weiterwandernden Griechen war die Biene eine treue Begleiterin der Kolonisation. Daher haben die Römer, die später so fleißige Bienenzüchter geworden sind und aus deren Mitte der klassische Sänger der Biene und ihrer Zucht (Virgilius) erstand, den größten Teil ihrer Bienenweisheit aus dem Vorgang der Griechen geschöpft.

Die ersten Andeutungen geordneter Haus- oder Garten-Bienenzucht finden sich in den Werken Hesiods (Theogn. 595), mit dem die Muse der griechischen Poesie aus den ritterlichen Übungen Homerischer Schlachten und Meerfahrten in die idyllische Arbeit des bürgerlichen Feldbaues herabgestiegen ist. Er, der Vater des griechischen Landbaues, kennt schon „gewölbte Honigkörbe und die verschiedenen Arten der Bienen"; er bewundert den Tagesfleiß der Arbeiterbienen und tadelt die Faulheit und Freßlust der Drohnen; er rühmt den wunderbaren Bau der Zellen, das geordnete Regiment der Bienenmonarchie und ihres Oberhauptes; er erkennt in der erbarmungslosen Drohnenschlacht, die alljährlich im Bienenvolk geschlagen wird, einen Akt der Gerechtigkeit und haushälterischen Klugheit der kleinen Tiere (Op. 302).

Die Bienenzucht muß speziell in Attika einen nicht unbeträchtlichen Teil der Landwirtschaft ausgemacht haben, wenn Solon, der große Gesetzgeber der Athener, Veranlassung nahm zu verordnen, daß neu aufzustellende Bienenstöcke mindestens 300 Fuß vom nachbarlichen Stand entfernt aufgestellt werden müssen (Plut. in Sol. 23). Hierher weisen auch die ersten Spuren der bienenwirtschaftlichen Litteratur, welche kein Geringerer als der große Aristoteles, dieser „maestro di color che sanno", wie ihn anderthalb Jahrtausende später Dante genannt hat, in seiner Naturgeschichte auf einen klassischen und für lange Jahrhunderte, zumal für die römischen bienenwirtschaftlichen Schriftsteller maßgebenden Ausdruck gebracht hat. Mit welcher operativen Feinheit Aristoteles z. B. die Fische des Mittelmeeres zergliederte, haben selbst in unseren Tagen Johannes Müller und Liebold staunend durch die Resultate eigener Untersuchungen anerkannt. Nicht minder bewunderungswürdig sind die für die Hilfsmittel seinerzeit großartigen und treffenden Beobachtungen über das geheimnisvolle Leben unseres Insektes.

Das Leitmotiv der aristotelischen Philosophie, der Begriff der immanenten Zweckmäßigkeit, kraft welcher die der Welt einwohnende Vernunft sich dadurch erweise, daß jedes Wesen seinem Begriffe gemäß gebildet wird, daß alles Besondere aus einer inneren Einheit hervorgeht, daß das Ganze früher ist als die Teile, daß um des Besten und Vollendeten willen die Entwickelung und Gliederung sich vollzieht, daß im großen Haushalt der Natur auch das Unscheinbarste und Kleinste nicht zwecklos ist — wo fände das alles einen besseren Beleg, ein treffenderes Bild, eine natürlichere Deutung als im Bienenstaat und seinen nur auf das Zweckmäßige hinzielenden Gesetzen? (vgl. Aristot. hist. nat. V, 19; 21; 22; de genere anim. III, 10 u. ö.).

Eine lange Reihe kleinerer Geister — es sind nur die Namen von nicht weniger als 70 griechischen Agronomen, deren Schriften aber leider verloren gegangen sind, bekannt — hat

die Bienenzucht in den Spuren des großen Stagyriten weiter behandelt, so sehr war dieselbe ein wesentlicher Teil der nationalen Landwirtschaft, eine Nahrungs- und Erwerbsquelle des Volkes, die unerschöpfliche Fundgrube für die kultischen Bedürfnisse auf den Altären der Götter durch die Bienenprodukte des Honigs und Wachses, wovon später die Rede sein wird.

Auf den bienenwissenschaftlichen Forschungen und praktischen Erfahrungen der Griechen, vorab des Aristoteles ruht die Bienenzucht und -Wissenschaft der Römer, deren praktischer Realismus auch in diesem Gebiete der Kulturarbeit sich geltend macht. Während der Grieche mit angeborenem philosophischen Sinn in die Kräfte und Erscheinungen der Natur sein eigenes Bild hineinschaut und daran sich ergötzt, denn „der Mensch ist das Maß aller Dinge", macht der praktische Römer die Natur sich dienstbar, um sie für die Bedürfnisse des Lebens zu verwerten und auszubeuten. Wo das Römerschwert über ein Volk gesiegt hat, da nimmt der Pflug von Grund und Boden Besitz. Die römischen Legionen haben nicht nur in ihren Kastellen die feindlichen Völker von des Reiches Grenzen ferngehalten; ihnen verdankt das Donauland die erste Kultur des Weinstocks; sie haben auch längs dem Rheinstrom die erste geordnete Bienenzucht getrieben; darauf weist die Angabe bei Strabo (IV, 6), daß am Rheine die Casia um die Bienenhäuser angepflanzt worden sei. Hier war also schon damals die vaterländische Gegend durch eine honigende, aus dem Süden eingeführte Pflanze bereichert.

In M. Terentius Varro (116 v. Chr.) tritt uns wie der erste gelehrte Landwirt so auch der erste und tüchtigste Bienenwirt Italiens entgegen. Man merkt seinen Beschreibungen (Varr. III, 16, 1 ff.) an, daß er ein praktischer Imker war, aber seine bienenwirtschaftlichen Kenntnisse stützen sich durchgängig auf die griechischen Agronomen, namentlich auf Menekrates. Derselben Zeit gehören an die beiden Saserna, Vater und Sohn, Scrofa Tremellius und der bei den zeitgenössischen

Imkern als Autorität ersten Ranges geltende Julius Hyginus, Augusts Freigelassener, Ovids Freund und Columellas (I, 13), geschätzter Lehrmeister. Leider ist auch das Werk des Hyginus der Nachwelt nicht erhalten geblieben, was im Interesse der apistischen Archäologie umsomehr zu bedauern ist, als Hyginus nach dem Zeugnis seines Schülers Columella nicht nur die in den Schriften der Griechen zerstreuten apistischen Lehrsätze mit großer Sorgfalt systematisch geordnet (Col. IX, 2, 1), sondern auch — und das war das Neue — die Erfahrungen und Beobachtungen bienenwirtschaftlicher Praktiker, wie der beiden Sicilianer Aristomachus aus Solus und Hyliskus*) aus Thapsus, zum erstenmale einem größeren Publikum zugänglich gemacht hatte. Hyginus war nach den Andeutungen Columellas aber mehr als Sammler fremder Meinungen; er hatte in der Bienenzucht eigene Kenntnisse und selbständiges Urteil. Letzteres kann von dem großen römischen Encyklopädisten**) Plinius, welcher unsere Bienen in seine große Naturgeschichte aufnahm, nicht behauptet werden. Er schreibt zwar sehr ausführlich; aber die Art und Weise schon, wie er Wesentliches und Unwesentliches aus der Bienenkunde und -Pflege aneinanderreiht, zeigt den gelehrten Dilettanten, dessen erster und letzter Gewährsmann Aristoteles bleibt; nur daß bei diesem mehr Klarheit und Disposition vorhanden ist. — Als Kuriosität sei angeführt, daß Plinius glaubt, der Bär, dieser schlimme Honigdieb, verfolge beim Erbrechen der süßduftenden Bienenkörbe nicht bloß den Zweck, sich ein leckeres Mahl zu verschaffen, sondern wolle sich zugleich einen der Gesundheit dienlichen Aderlaß am Kopfe durch die bei dem Honigschneiden gratis verabfolgten Bienenstiche erwirken (nat. hist. VIII, 129).

*) Hyliskus soll sich mit seinen Bienen in eine Einöde zurückgezogen haben und als Einsiedler 58 Jahre mit ihnen zusammengewesen sein (vgl. Plin. h. n. IX, 9).

**) Nicht weniger als 2500 Schriftsteller soll der unermüdliche Sammler benutzt haben.

Dafür war der genannte C. Junius Columella, der um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung schrieb, ein theoretisch wie praktisch geschulter Imker, der das Zeug und den Beruf zum apistischen Schriftsteller in der That besaß (vgl. Col. IX, 14, 9; 14, 18 u. ö.). Allerdings stand in seinen Tagen die römische Bienenzucht, vorab in Italien, auf einer sehr hohen Stufe der Entwicklung und des Betriebs. Sie war nicht mehr ein Nebengeschäft des armen Kleinbauern, der Honig und Wachs auf dem Markt der Stadt zu Geld macht, sondern gehörte zum landwirtschaftlichen Betrieb des Großgrundbesitzers so gut wie die Obstbaumpflege, die Weinkultur oder die Fischzucht. Die goldene Biene war recht eigentlich ein fashionables Tier geworden. Der Honig fand nicht nur als Haustrunk des gewöhnlichen Mannes Verwendung, sondern wurde als Vor- wie Nachtischkost bei den lukullischen Mahlzeiten der Reichen erwartet (Varr. III, 16, 1). Nach Columella (VIII, 1; XI, praef.) und Plinius (XI, 17) wies man den Bienen in den Nischen der Villenwände, in den bedeckten Säulenhallen der Parkanlagen, in Obst- und Wildgärten, auch in besonderen, den Villen benachbarten Bienenschauern (alvearium, apiarium, mellarium vgl. *μελισσοτροφεῖον*, *μελισσαῖον*) ihren Platz an, während der ärmere Bauer und Hirte die bevölkerten Stöcke ohne weiteren Schutz unter Zeus' Himmel im Feld oder Wald aufstellte. Die Liebhaberei der Bienenzucht ging mit der in der Kaiserzeit verbreiteten Liebe zum Villenbesitz Hand in Hand. Hatten schon die strenggesinnten Republikaner, die Zeitgenossen Varro's und Cicero's volle Honigkannen für Erkennungszeichen des tüchtigen Landwirtes gehalten (Cic. de senect. 16, 8), so wurde die Bienenzucht bei den Römern der Kaiserzeit Modesache. Der eintretende Gastfreund, welchem die weißen, duftigen, den eigenen Stöcken entnommenen Honigscheiben ebenso vorgesetzt wurden, wie der selbstgezogene alte Massiker (Mart. IV, 13) oder der Falerner (Hor. S. I, 10, 24; II, 2, 12), schmeckte und fühlte daran den Erfolg der landwirtschaftlichen Bestrebungen des Hauswirtes

welch letzterer seinerseits darauf vielleicht einen größeren Wert legte als die alte Baucis gethan haben mag (Ovid. Metam. VIII, 676).

Von den XX Büchern der „artes“ des Aulus Cornelius Celsus, welche unter die Regierung des Tiberius fallen, sind gerade die ersten fünf, worin die Bienenzucht als Teil der Landwirtschaft behandelt war, nicht mehr vorhanden (Col. I, 1, 14; III, 17, 4; IV, 8, 1). Ähnliches Schicksal hatte das Wirtschaftsbuch des Julius Atticus und die Monographie des Weinbaues von Julius Gräcinus, welche beide die Bienenzucht nebenbei wohl berührt haben dürften.

Noch möge hier erwähnt werden, daß Roms gefährlichster Gegner, das phönizische Karthago, zwei land- und bienenwirtschaftliche Schriftsteller besaß, Mago und Hamilkar. Ersteren stellt Varro (I, 1) über alle Griechen und Columella giebt ihm den Ehrentitel eines „Vaters der Landwirtschaftslehre (Col. IX, 4, 11; XII, 4, 2).

Es muß angesichts so vieler verloren gegangener Litteraturstücke von allen Imkern und Freunden des klassischen Altertums als ein besonders gütiges Geschick gewürdigt werden, daß wenigstens Virgils Georgica, dieses klassische Hohelied auf die edle Landwirtschaft und deren edelsten, poesiereichsten Teil, die Bienenzucht, der Menschheit erhalten geblieben ist. Hier hat der Sänger der Äneide, wie Columella sich ausdrückt (I, 1, 14) „den Landbau zur Geltung im Liede erhoben“, sich dabei erweisend als ein berufener Träger jener gesunden italischen Volkskraft, welche der durch Üppigkeit und ziellose Genußsucht entnervten Weltstadt der Cäsaren noch immer vom Lande zuströmte. Größere Liebe zum Landbau und zur Bienenzucht hat keinen Dichter vor ihm und nach ihm beseelt. Mit welchem Verständnis und poetischen Geschick weiß er auch das Unbedeutende und Prosaische zu verwerten! Wie anmutig und idyllisch-lieblich wechselt in den vier Büchern Scene um Scene! Jahrelangen Fleiß wandte er auf die Vollendung dieses Werkes,

während*).... „Cäsar der Held am tiefen Euphrates donnerte mächtig im Streit, siegreich willfährigen Völkern Rechte gab und Gesetz, und den Pfad aufstieg zum Olympus. Damals weilt' ich Virgil in der holden Parthenope freundlich rührender Flur von Geschäften umblüht ruhmloseren Mühn."

Wenn wir es auch bedauern müssen, daß Virgil in der Georgica von Anfang an zu viel Regeln und Beschreibungen giebt, statt den Landmann in seiner mit den Jahreszeiten wechselnden Thätigkeit handelnd darzustellen, so sind doch die Reize der Natur und das Glück des friedsamen Landlebens im Bunde mit ihr gemütlich und anmutig geschildert; den Fehler, welchen er in der Conception der Äneide beging, daß er die mythologischen Götter- und Heldengestalten bloß zur allegorischen Maschinerie und Draperie verwendete, hat er in der Georgica glücklich vermieden; sparsam hat er den mythologischen Stoff benutzt, wo aber mythologische Bilder aufgenommen sind, erscheinen dieselben nicht als gesuchter Schmuck, sondern ergeben sich ungesucht aus dem Gegenstande der Dichtung, wie Blüten aus dem Zweig aufsprießen.

Am sinnigsten aber vertieft sich des Dichters Genius in das geheimnisvolle Leben und Weben seiner und unserer Lieblinge, der Bienen; in ihnen sieht er mehr als in den übrigen Tieren der Landwirtschaft das Walten der alldurchdringenden Weltseele.

„Die Gottheit geht durch alle
Land' und Meere dahin und durch den unendlichen Himmel;
Tiere des Feldes und Waldes, und alle Geschlechter der Menschen
Nehmen sich bei der Geburt von ihr das keimende Leben,
Und so kehren zu ihr sie aufgelöset zurücke.
Nie bleibt Raum für den Tod; es entschwebt das Lebendige wieder
Aufwärts unter die Sterne zum Zelt des erhabenen Himmels.
Schaue den Himmel an und die Erd' und die brausende Woge,
Schaue die leuchtende Scheibe des Monds und die Sonnengestirne,

*) Georgica IV, 560 ff.

Immer ernährt sie der Geist, und rings in die Glieder ergossen
Regt und bewegt er die Masse, dem Weltall innig gesellet."

In einer Schrift, welche wie die vorliegende die poetische Natur der Biene und ihrer Pflege behandelt, muß Virgils Leistung in erster Linie genannt werden. Wir glauben daher nur eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Manen des Dichters, der einen Dante zu seiner comedia divina anregte, zu erfüllen, wenn wir demselben zum Schlusse (III. Teil d. Symbolik, klass. Beilagen) noch einmal das Wort erteilen und das klassische Lob der Biene aus seinem Munde vernehmen.

Die Symbolik der Biene, zu welcher wir uns nun wenden, wurde in der griechischen Mythologie mit den verschiedensten Göttergestalten und -Geschichten in Beziehung gebracht. Die Volkssage versetzt die Entstehung der Bienen nach der Insel Kreta und bringt sie in Zusammenhang mit der Geburt des Göttervaters Zeus selber. In einer heiligen Grotte dieser Insel hat Rhea den jungen Gott geboren und Bienen waren nebst der Ziege Amalthea die Ammen. Um den Neugeborenen vor dem feindlichen Vater, dem kinderfressenden Saturn, zu verbergen, erhoben die Kureten*), diese erzgewappneten kretensischen Bergknappen und Waffenschmiede, einen lärmenden Waffentanz. Jahrhunderte lang wurde diese mystische Geburt des Göttervaters durch mimische Darstellungen in den Weihungsfeiern der Mysterien von Knossus verkündigt (Diodor V, 77). Dort zeigte man auch die Windeln des Zeus (*σπάργανα*) und sein erstes Spielzeug, den goldenen Ball mit den himmelblauen Streifen (*σφαῖρα*), aus dem sich die Weltkugel der römischen

*) Die Kureten, Dactyli Idaei, sind mythologische Personifikationen der alten phönizischen Bergleute und Metallschmelzer, welche zugleich Erfinder der Waffenschmiedekunst waren und gerade in Kreta lohnende Ausbeute fanden. Der Waffentanz der Kureten ist die erste Liturgie des Jupiterdienstes (vgl. Plin. n. h. IV, 20; Hesiod. op. 143; Apollod. I, 7, 2). Die kretensische Erzbewaffnung war die erste Stufe der griechischen Kultur.

Kaiser und zuletzt unser berühmter Reichsapfel als ein Symbol der Weltherrschaft gebildet hat, als heilige Reliquien. Später kam der Würfel und der heilige Honig dazu (Clem. Alex. Protrept. p. 12), welchen eine besondere Art kupferfarbiger und allen Stürmen trotzender Bienen in jener diktäischen Höhle auf dem Ida bereitet haben sollen. Weder ein Gott noch ein Sterblicher darf von diesem Honig kosten. Zu einer bestimmten Zeit, wenn das Blut des Zeus von seiner Geburt her aufsiedet, was alljährlich geschieht, sieht man starkes Feuer aus der Höhle flammen. Zeus selbst wacht über das Geschlecht, das ihn ernährte, und straft alle, welche dieses Heiligtum zu betreten wagen. Vier Vorwitzige, Laius, Celeus, Cerberus und Ägolius wagten es trotzdem. Am ganzen Leibe mit Erz umpanzert, schöpften sie von dem Honig der Bienen. Da zerriß das Erz an ihrem Leibe; Zeus donnerte und zuckte schon den Blitzstrahl, aber die Parzen und Themis hielten ihn ab, denn es war nicht gestattet, daß dort jemand sterbe (Anton. liber metam. 19); darum verwandelte er sie zur Strafe in Vögel. Von ihnen sollen die Vogelgeschlechter der Laier und Kolöer (Dohlen), der Cerberer und Ägolier abstammen, deren Erscheinen für augurisch günstig angesehen wird, weil sie das Blut des Zeus gesehen haben. Aus dieser Sage vom heiligen Honig des Zeus entstand die Fabel vom Göttertrank Nektar, der allerdings noch neunmal süßer ist als Honig (Ibyk. bei Athen. II, 39; Hor. I, Od. 13, 16). Die vier Hauptakte dieses kretensischen Zeus-Mythus giebt auf plastische Weise sehr schön ein bei Alba Longa aufgefundener vierseitiger Altar, dem Jupiter Latialis geweiht*). Auf der einen Seite sehen wir die kreisende Mutter Rhea, auf der zweiten die Täuschung des Kronos, auf der dritten den Waffentanz der Kureten, auf der vierten die Begrüßung des jungen Gottes durch die Olympier.

*) Im Museo capitolino T. IV, tab. 5; vgl. das marmorne Bruchstück des Kuretentempels im Museo Pio-Clementino T. IV, tab. 9.

Merkwürdig für den Archäologen bleibt, daß auch die Variationen dieser ursprünglichen Zeussage doch immer den lokalen Hintergrund der für die griechische Kultur- und Mythengeschichte so wichtigen Insel Kreta beibehalten. Der Euhemerismus, welcher die Majestät des Göttervaters zur Würde eines kretensischen Königs ermäßigt, verlegt die Urheimat der Bienen doch auch nach Kreta; nur läßt er sie von Hornissen und der Sonne erzeugt werden (Lact. de fals. relig. I, 11, 13; de ira 11; Arnob. IV, 29). In einer anderen Variation derselben Sage erhalten die Bienen für ihre geleisteten Ammendienste von dem dankbaren Gott die Kunst, den Honig als Kost für den Winter in Wachstafeln zu sammeln, gleich den Menschen ein durch Gesetze geordnetes Volk zu bilden, insbesondere auch die goldenstrahlende Farbe des Leibes. (Col. IX, 2, 4.) Auch Nikander von Kolophon, der Verfasser eines Bienenwerkes (*μελισσουργικά*), welches Cicero bekannt war (de nat. deor. I, 16, 69), bezeichnet Kreta als Ursprungsland der Bienen. Daher wird der Göttervater auf antiken Bildwerken öfters von Bienen begleitet dargestellt; gewöhnlich sitzen dieselben neben Zeus auf dem Füllhorn, dem Sinnbild des Segens*).

Interessant ist weiter, daß auch die dem Göttervater geheiligte Eiche, welche in dem dodonäischen Orakel als quercus fatidica („arbor numen habet coliturque tepentibus aris“ Sil. Ital. III, 691) so hohes Ansehen genoß, mit dem Honig im Dienste desselben Gottes in mythologische Beziehung tritt. Bienen haben den Gott genährt; der dem Gott geweihte Baum giebt Honig. Die natürliche Entstehungsursache dieser Sage war die den Alten wohlbekannte Erscheinung des sog. Honigtaus (Arist. h. n. V, 22), welcher allerdings nicht, wie sie glaubten, als ätherischer Niederschlag vom Himmel herabkommt, sondern eine durch atmosphärische Veränderungen bedingte Ausschwitzung der Blätter von Pflanzen und Bäumen, besonders der Eiche, der

*) Vgl. den Zeuskopf mit Bienen in den von Winckelmann gesammelten Gemmen (monument. inedit. Nr. 12 u. 13).

Linde und des Ahorns ist. Von diesem Honigtau ging bei den Alten das Sprichwort: „Zeus regnet Honig“ (vgl. Galen. de alimentorum facultatibus III, 38). Bei der Wiederkehr des goldenen Zeitalters werden „die knorrigen Eichen süßduftenden Honig“ spenden*) (Virgil, Eclog. 4, 30).

Wie dem Göttervater so war die Biene auch der großen Weltmutter, der gebärenden Naturkraft, heilig, welche als Kybele bei den kleinasiatischen Griechen, als Artemis oder Demeter bei den eigentlichen Hellenen in hoher Verehrung stand. Ihr größtes, weltberühmtes Heiligtum stand in Ephesus, dem nach Strabos Zeugnis gewaltigsten „Emporium der Asia diesseit des Taurus.“ Von dem Tempel singt der Alexandriner Kallimachos: „Nichts Göttlicheres wird die Morgenröte schauen und nichts Heiligeres; leicht wird er Pytho überstrahlen“ (Hymn. in Dian. V. 294 f.). Die Universalität einer solchen Mutter alles Lebendigen auf Erden, auch aller menschlichen ersten Kultur unter Einfluß des Himmels, speziell des Mondes, ist von dem Kultusbild, einem schwarzen Puppenbild, durch allerlei Tiere, Früchte u. dgl. symbolisiert.

Die in der vatikanischen Sammlung (Museo Pio Clementino I, 32) vorhandene berühmte Statue zeigt an der Göttin eine Turmkrone, Greifen als Hüter des Goldes und Diener des Lichtes, im Nimbus Frucht- und Blumenkranz, die bedeutungsvollen Eicheln und Pinienäpfel, Zeichen des Tierkreises und der Jahreszeiten, endlich Reihen von Stieren, Löwen, Hirschen, Panthern und — Bienen. Pinienkerne, mit Honig eingemacht, waren eine Opfergabe. Die Priesterinnen hießen geradezu Melissen (= Melitten). Die Biene selbst wurde das bevorzugte Wappentier der Stadt Ephesus**). Auch die Prieste-

---

*) Die Frage über die physiologische Entstehung des Honigtaues ist zur Stunde von unseren Gelehrten noch nicht endgiltig entschieden. Vgl. Dr. Büsgen, „Der Honigtau“. Jena 1891 (siehe das Nähere unter Teil III, Beilage I).

**) An einer farnesischen Statue der ephes. Göttermutter sind

rinnen des Artemistempels in Athen, besonders die Oberpriesterin der jungfräulichen Göttin, welche den Tempel öffnen und schließen mußte, wurden Melissen oder Melissonomen genannt (Aristophan. Ran. 1274). Ebenso war die Biene der mit der Kybele verwandten griechischen Ceres heilig. Sie vermied die unreine Bohne, welche der Göttin der Fruchtbarkeit nicht geopfert werden durfte (Porphyr. de antronymph. 19).

In einen anderen, originellen Mythencyklus weist uns das Vorkommen der Biene in der Dionysos- oder Bacchussage. Bacchus, der Repräsentant der schwellenden in allen Organismen hervortretenden Naturkraft, welche im Kreislauf des Jahres dem gewaltsam eingreifenden Tode verfällt, um aus winterlichem Todesschlaf zu neuem Leben geweckt zu werden (vgl. Shiwa der Inder), ist zugleich der Träger jeder höheren, die Menschen von Not und Sorgen befreienden, alles Schaffen, Ordnen und Neubilden bedingenden Begeisterung. Als solcher hat Bacchus die vor ihm irr und wirr umherschwirrenden Bienen erstmals gebändigt und zuerst in die Höhlung eines Baumes zum Wohnungsbau gelockt. Der Schauplatz dieser Gottesthat waren die thessalischen Gebirge, Rhodope und das durch Rosen herrliche Pangäum (Theophr. H. Pl. IV, 6; Pl. XXI, 10), als der Bacchuszug durch dieses Land sich bewegte.

„Schon gelangt zu Rhodope's Höh'n und den Blüten Pangäums
Bacchus, es schläget die Hand seiner Gesellen das Erz.
Sieh! Da schart sich neues Geflügel, geführt vom Geklingel;
Wo erschallet der Ton, ziehen die Bienen ihm nach.

---

seitwärts zwei Bienen abgebildet (Menetrej. tab. 59). In Bellori's Münzsammlung findet sich auf vielen Stadtmünzen die Biene als begleitendes Wappentier. So führt Ephesus einen Hirsch mit Biene, Delphi einen Ziegenkopf mit Biene, Messana einen Hasen mit Biene, Dyrrhachium eine säugende Kuh mit Biene, Neapel einen Stier mit Biene, Metapont eine Ähre mit Biene, Syrakus eine Quadriga mit Biene, eine arkad. Münze, einen Adler mit Biene. Auch die römische Juno Caprotina (d. i. mit dem Ziegenfell als Helm) führt eine Biene als Symbol.

Liber sammelt die Irren und schließt in die Höhlung des Baumes
Ein sie; sein ist der Preis, daß er den Honig erfand."
(Ovid. Fast. III, 738.)

Gleich dem Göttervater ist auch Bacchus als Kind mit Honig genährt worden und zwar durch Makris, die Tochter des Aristäus. Cornutus, der Erklärer des Persius (ad S. I, 76) nennt die Nymphe Brisa, welche den Gott auch die Kunst gelehrt habe, den Honig aus den Honigscheiben auszupressen. In dem Dionysustempel auf dem lesbischen Vorgebirge Brisa wurde Bacchus als Brisäus*) verehrt. Als Spender der sprossenden Blumen auf Feldern und Wiesen, diesen Honigquellen der Bienen, führt Bacchus bei den Dichtern das Prädikat des „Blütereichen" (ἄνθιος). Demnach ist Dionysus Bienenvater und Bacchus Brisäus der Gott der Süßigkeit, der Honiggott.

Vermöge ihrer prophetischen, sich besonders bezüglich der Dichter und Redner äußernden, Begabung nennen die Dichter die Bienen „Dolmetscher, Verkündiger, Redner der Musen" (Theokr. XXII, 116) oder „der Musen Vögel" (Varr. III, 16, 7, 30). So wurde die Biene zu einem dem „Führer der Musen", dem Apollo, heiligen Tiere. Die Priesterin des Gottes zu Delphi, dem hellenischen Nationalheiligtum, hieß „delphische Biene". Eine Sage erzählt, die Bienen hätten einst in Delphi einen Apollotempel im Kleinen aus Wachs gebildet zu Ehren ihres Patrons**).

Jamos, ein Sohn des Apollo, wurde als Kind auf Veilchen ruhend von zwei Schlangen mit Honig genährt und später der Stammvater eines berühmten Sehergeschlechtes (Pindar Olymp. VI).

Eine letzte, ebenfalls den Mysterien angehörige, Sage läßt dem Heros Aristäus, dieser Personifikation alles Trefflichen und

*) Das Wort Brisa leiten einige von βλίσσω oder βλίττω = Honig schneiden, zeideln ab, eine Kunst, die eben der Gott zuerst gelehrt haben soll.

**) Auf einem alten Basrelief dargestellt in Millins mythologischer Galerie (deutsche Ausgabe 2. Aufl. Tafel 19 Nr. 63).

Guten, den Ruhm der Erfindung der Bienenzucht und des Honiggewinnes. Als Sohn des Apollo und der von ihm entführten Nymphe Cyrene wird Aristäus in Lybien geboren und von Horen oder bienenkundigen Nymphen erzogen (Oppian IV, 275). Nach einer anderen Version soll Ceres selber ihre Lieblingstiere, die Bienen, angewiesen haben, den Heros in der Bienenpflege zu unterrichten (Apoll. Rh. IV, 1132; Justin. XIII, 8, 10). Vor ihrer Entbindung erhielt die Mutter den Göttерspruch:

„Dort wird einen Sohn sie gebären,
Den der erhabene Hermes,
Von der geliebten Mutter ihn nehmend,
Den goldenthronenden Horen und der Erde bringt.
Sie, den Knaben auf die Knie' sich setzend,
Werden Nektar ihm in die Lippen
Und Ambrosia träufeln,
Und zum unsterblichen Zeus
Ihn erheben und zum reinen Apollon,
Daß er die Freude der Menschen,
Der treuste Begleiter der Herden,
Der Jagd und der Triften Beschützer,
Aristäus genannt werd'." (Pind. Pyth. IX, 109.)

Thessalien, die mütterliche Heimat, wurde sein erster Aufenthalt. Dort am vaterländischen Strome Peneus lehrte er die Menschen die Künste des Ackerbaus, der Viehzucht und Bienenpflege*) (Virgil. IV, 318. Cic. de nat. Deor. III, 18). Er schloß die wild umherschweifenden Waldbienen zuerst in künstlich gefertigte Wohnungen ein, gab die Weisung, den Sirius, dessen Erscheinen den für die Honigtracht so verderblichen Mehltau erzeugen soll (Arist. V, 22), durch Opfer zu versöhnen (Virgil I, 14, 282). Über die ihm zugeschriebene Kunst, aus verwesenden Stierkörpern Bienen zu erzeugen, haben wir oben (s. Bugonie, Egypten) ausführlich gehandelt. Die Aristäussage gehört gleich der Heraklessage nicht bloß einem Lande an. Auch

*) Der italische Volksglaube unterstellte die Kunst der Bienenzucht dem Priapus und der Mellona (Arnob. IV, 7, 8, 11).

Aristäus soll von Thessalien aus viele Wanderungen nach Böotien, nach Keos, der fruchtbaren Insel des myrtoischen Meeres, nach Thracien, Arkadien, ja bis nach Sicilien und Sardinien unternommen haben, überall Ackerbau und Bienenzucht lehrend. Wir machen hierbei die Bemerkung, daß die Mehrzahl der genannten Länder bei den Alten wegen ihres Honig- und Bienenreichtums berühmt waren*). Besonders Sicilien erzeugte viel und vorzüglichen Honig; der bei der Stadt Hybla und dem Berge gleichen Namens erzeugte wurde nach dem hymettischen für den besten gehalten (Ovid. Pont. II, 7, 15; Trist. V, 13, 22; 6, 38; A. a. III, 150: II, 517; Sil. XIV, 197). Der in Galatea verliebte Korydon bekennt:

„Nereus Kind, Galatea, mir süß vor hybläischem Honig."
(Virg. Eclog. VII, 36.)

Als Produkt des reinen, mit den Göttern selbst in so vielseitiger Beziehung stehenden, Tieres muß der Honig in der gottesdienstlichen Verehrung eine hervorragende kultische Bedeutung erlangen. Mit Mehl und Milch erscheint der Honig fast bei allen Opfergaben. Es repräsentieren die genannten drei Produkte eine Art heilige Trias; das Mehl repräsentiert die nährende Pflanzenwelt, die Milch die Tierwelt; im Honig ist die nektarische Göttergabe symbolisiert. Der Honig war, wie Varro sagt, „Göttern und Menschen willkommen; man bedarf

*) Andere honigberühmte Gegenden und Länder waren: Die an Wiesen, Wäldern, Wein- und Obstbäumen reiche Umgegend von Tarent, „wo Hymettus' Feldern nicht der Honig weicht" (Hor. Od. II, 6, 13); Gnossus auf Kreta (Ovid. Ib. 588); Cypern (Plin. h. n. XI, 14; XX, 78); Corsika (Diodor. S. V, 14): Spanien (Diod. S. V, 34); Kolchis (Str. XI, 2). Doch erhält der attische vom Hymettus immer das größte Lob; er ist „der Ruhm Attikas" (Athen. I, 50):

„Hier, solch' edlen Nektar entsandte des Theseus Hymettus'
Bewohnerin dir, die Bien', her vom palladischen Wald."
(Mart. XIII, 101.)

Wegen seiner purgierenden und berauschenden Wirkung war der pontische Honig bei den Alten als giftig verrufen (Xenoph. Anab. IV, 8, 20; Plin. h. n. 21, 44, 45; Strabo XII, 3, 18).

ihn auf den Altären.“ Es dürfte wenige griechische und römische Gottheiten geben, welchen der Honig als Opfergabe nicht dargebracht worden ist. Vor allen erhielten die den Feldbau schützenden Gottheiten Honig als Opfergabe. So der ländliche Pan, „der Flurenbehüter“ (Theokr. V, 59), der fruchtspendende Buhle der Demeter, Priapus:

„Wir auch bringen den Laren des obstbepflanzten Gartens
Erstlinge dar und weih'n dir gebildete Fladen, Priapus,
Waben gedrängt voll triefenden Seims und geläuterten Honig.“
(Calpurn. II, 64.)

Auch der Terminus wurde nicht vergessen (Ovid. Fast. II, 639; Juvenal XVI, 39); in Hellas erhielt der Hermes vorzugsweise Honigopfer (Antipat. Ep. XXVIII, Antol. graec. II, 13). Der Landmann brachte den Honig am Feste der Frühlingsfeldweihe (ambarvalia), sowie bei dem großen Erntedankfest im Oktober der fruchtspendenden Ceres*) dar; auch Bacchus, der Erfinder des Honigs, der Bändiger der Bienen, der Freund aller Süßigkeiten (Ovid. Fast. III, 73), der Bekleider der blumenreichen, von Bienen bevölkerten Wiesen, verlangte sein Teil. Ebenso wurden die unterirdischen Gottheiten, der Hades, die Hekate, die Erinnyen sowie die Manen der Verstorbenen durch Honigopfer besänftigt; den Toten wurden Honigkuchen zur Besänftigung des Höllenhundes Cerberus mitgegeben (Apoll. Rh. III, 1034; Eurip. Iphig. Taur. 165, 636; Hom. Odyss. X, 519; XI, 27; Virgil. Aen. VI, 418).

Dazu kommen die Dii minorum gentium, die zahlreichen Haus-, Familien- und Geschlechtergottheiten, welche alle mit Honig erfreut sein wollen (Tibul. I, 10, 24). Auf die Opfertiere, welche den höheren Gottheiten geschlachtet wurden, wird außer Milch und Wein auch Honig gegossen (Virg. Georg. I,

*) Athenäus (l. 14) meldet, daß man zu Syrakus an dem großen Ceresfest, den Thesmophorien, Kuchen von Sesam und Honig in der Form der weiblichen Pudenda gebacken und in Prozession herumgetragen habe.

344). Als schlafwirkendes Mittel wurde der Honig Totenopfer; denn der Schlaf ist den Alten ein Bild des Todes. Neben den aufgebahrten Leichen werden schon in vorhomerischer Zeit honiggefüllte Gefäße und Honigscheiben aufgestellt; so an der Bahre des Hektor (Il. XXIII, 170) und des Achilleus (Il. XXIV, 67). Das Grab des Hesiod pflegte das fromme Hirtenvolk in Lokris pietätvoll mit Honig zu begießen. Überhaupt pflegten die Hinterbliebenen das Andenken geliebter Toten durch Honigspenden, welche auf die Gräber ausgegossen wurden, zu ehren (vgl. Cilano, röm. Altert. II, 403). Auch eine verwesungswidrige, konservierende Kraft legten die Alten dem Honig bei. Nach Columella (XII, 45) soll der Honig den Verwesungsprozeß auf lange Jahre hinaus verhindern (vgl. die im alten Assyrien und Babylon heimische Sitte, die Toten in Honig einzubalsamieren). Alexander der Große soll in Honig einbalsamiert worden sein (über Aristobulus s. o. unter Hebräern). In den leontinischen Weihen des Mithras-Kultus, welcher im cäsarischen Römerreiche bis in die westlichsten Provinzen*) sich verbreitete, war der Honig für die Neuaufzunehmenden ein Symbol der Reinigung und Wiedergeburt**). Der bekannte

*) Vgl. die zahlreichen Mithreen im Dekumatenland (im Badischen in Osterburken und Neuenheim bei Heidelberg), noch mehr im alten Gallien.

**) Bei den in den ersten Grad der „Wissenden" Aufzunehmenden wurde Honig in das Wasser gemengt. Diejenigen, welche den letzten Grad erworben hatten, opferten nur Honig. Daß der Mithraskult aus der Römerzeit bis in die Zeit der Frankenkönige sich als Geheimkult erhalten hat, beweisen die 300 goldenen Bienen, welche man 1653 nebst einem vergoldeten Stierkopf in dem Grabmal des Childerich III. zu Tournay (Doornik) in Flandern ausgegraben hat. Leider ist der größere und wertvollere Teil dieses einzigartigen Gräberfundes bis auf einen Rest, der sich jetzt im Museum des Louvre in Paris befindet, verloren gegangen. Doch sind gerade von den Bienen mehrere erhalten geblieben. Es sind goldene, mit roten Edelsteinen verzierte Bienen, welche auf den golddurchwirkten Stoff des Königmantels eingeheftet waren; dabei weise ich auf die erstmals von Felix Dahn (siehe die naturgetreuen Ab-

Löwe der Mithrasbilder hat regelmäßig die Biene zur Begleiterin. Ob auf diesen Altarbildern die Bienen aus dem toten Löwen hervorgehen oder von dem lebendigen Löwen gefressen werden, es ist dasselbe Symbol, nur in zwei verschiedenen Momenten aufgefaßt: Das eine Mal ruft die Sonne das Leben hervor, das andere Mal verzehrt sie es mit ihren sengenden Strahlen.

Demokrit spricht von einer Wiederauferstehung des Leibes, wenn er in Honig begraben würde. Eine mythische Parallele zu diesem Volksglauben ist die Sage vom Glaukos. Dieser, ein Sohn des Kreter-Königs Minos, fiel einst in ein Honigfaß. Der Vater sucht den Verunglückten lange vergeblich und erhält endlich den Orakelspruch, derjenige werde ihm seinen Sohn wiedergeben, der eine dreifarbige Kuh, die sich in des Königs Herden befände, am besten zu vergleichen wisse. Minos beruft den Seher Polyidos aus dem Geschlechte des Melampus und dieser vergleicht treffend die Farbe der Kuh mit der Frucht des Brombeerstrauches, die im Stadium der Halbreife bekanntlich in mehreren Farben sich zeigt. Minos fordert nun die Belebung des Sohnes und schließt den Seher mit dem Leichnam in ein Grabgewölbe ein. Hier schleicht eine Schlange auf die Leiche zu. Polyidos tötet sie, sieht aber in demselben Augenblick eine

---

bildungen in dessen Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III. Band, S. 42/43) gemachte Beobachtung hin, daß die erhaltenen Bienen zufolge einer verschiedenen Größe der oberen Körperhälfte (siehe die Bilder bei Dahn, Nr. 15 und 16) ganz deutlich sich als Drohnen und Arbeitsbienen charakterisieren. Das goldene Stierhaupt (ebenda Nr. 18 und 19) läßt Dahn als Prunkschirrung des mitbegrabenen königlichen Schlachtrosses gelten. Nr. 17 der Abbildungen zeigt deutlich die Hefte, mit der die Bienen an den Mantel angeheftet waren.

Vgl. J. Chiflet: Anastasis Childerici I., Francorum Regis, sive thesaurus sepulcralis Tornaci Nerviorum effossi et Commentario illustratus. Antwerpiae 1655.

andere Schlange herbeikommen, welche ein Kraut im Rachen trägt, mit welchem sie die tote Schlange bedeckt, worauf diese wieder lebendig wird. Nun legt der Seher dasselbe Kraut auf den Leichnam des Glaukos und dieser steht vom Tode auf (s. Eckermann, Melampus und sein Geschlecht S. 138). In einem Homerischen Hymnus auf den Hermes (550 ff.) wird der Honig als Mittel zur Erlangung der Gabe des Hellsehens, somit der Weissagung gepriesen. „Die Wahrsagerinnen suchen den Honig der Blumen und treiben das Geschäft der Bienen; sobald sie den frischen Honig gekostet haben, ergreift sie die Begeisterung.“ Hier hat also der Honiggenuß augurische Wirkung.

Der Honig ist auch Zaubermittel. Wenn heilkräftige Kräuter, wie etwa herba britannica, von dem bei den Römern der Glaube ging, daß es seinen Besitzer gegen Blitzschlag schütze (Plin. h. n. 25, 3), ausgegraben wurden, mußte das Erdreich rings um die Pflanze vorher, gleichsam zur Sühne der unterirdischen Götter, mit Honig und Met begossen werden (favis ante et melle terrae ad piamentum datis circumscriptam ferro verbenacam effodi sinistra manu et sublime tolli, ebenda 25, 9).

Auch das andere Bienenprodukt, das reine, duftende Wachs, diente kultischen Zwecken.*) Die Verwendung desselben war so beliebt und mannigfaltig, daß sich sogar das Gewerbe und die Kunst desselben als willkommenen Objektes bemächtigte. Es gab bei den Römern eine Gewerbsinnung der cerarii und sigillarii (Plaut. Mil. III, 1, 2). Für die griechische Welt war das kunst- und gewerbreiche Alexandria mit seiner hochentwickelten Wachsbildnerkunst (τέχνη κηροπλαστική), für die römische Welt Rom selbst Hauptplatz dieser weitverzweigten Industrie. Dort wurden unter anderem Wachsfrüchte so täuschend

*) Vgl. den Gebrauch des Wachses zu Schreibtafeln (tabellae pugillares, κηρώματα), zu medizinischen Zwecken (ceratum), in der Kosmetik zu Salben und Schminken (γυναῖκες κηρίναι), in der Gymnastik zur Salbung der Fechter.

gebildet, daß einst der stoische Hofphilosoph des Königs Ptolomäus eine auf die Tafel getragene Schüssel wächserner Granatäpfel für natürliche ansah und anbiß (Diog. Laërt. VII, 177). Varro rühmt die Kunstfertigkeit des römischen Wachsziehers Posis, welcher Äpfel und Weintrauben so täuschend imitierte, daß auch der Kenner sie nicht unterscheiden konnte (vgl. Plin. n. h. XXXV, 45). Die Wachskünstler (fictores) stellen aber nicht bloß dekorative Kunstwerke wie Früchte, Kränze und Puppen her, sondern verkauften in ihrem Quartier, dem vicus sigillarius, auch sämtliche Opfertiere, aus Wachs en miniature gebildet. Besonders die Armen, deren Mittel zum Ankauf eines lebenden Opfertieres nicht zureichten, waren die Abnehmer dieser sog. simulacra, sigilla animalium, hostiae fictae (Ovid. Her. VI, 91; Cic. Fam. V, 12; Tertull. de or. 12). Mit Anchusa gefärbte Wachsbilder der Ahnen wurden bei wichtigen Familienereignissen in den Häusern aufgestellt (Cic. de nat. D. I, 29; Auson. Id. VII), ebenso Götterbilder bei allen feierlichen Göttermahlen (Juvenal. X, 55; Symm. I, 203). Bei der Leichenfeier wurden die imagines majorum, d. h. die nach dem Leben geformten Wachsmasken (cerae) der Vorfahren dem Leichenkondukt feierlich vorausgetragen und zwar von den Klienten und Sklaven des Hauses. Bei der Leichenfeier des Divus Augustus versahen die neugewählten Konsuln diesen Dienst, was besonders bemerkt wurde (Dio Cass. LVI, 34). Wachsbilder berühmter und verdienter Männer werden von ihren Verehrern im Atrium des Hauses aufgestellt (Juvenal. VIII, 19; Tacit. dial. 11), bei Gelehrten in der Bibliothek (Plin. Ep. III, 7, 3), oder wie diejenigen des Appius Claudius und Scipio Africanus in einem Tempel (Valer. Max. VIII, 15, 1). In augurischem Sinne setzte man Wachsbilder von Göttern und Heroen auch über die Thürschwelle, an Scheidewege und selbst auf Gräber (Plato de leg. XI, 933). Besonders waren die Wachsbilder der thessalischen Zauberinnen bei dem abergläubischen Volk im Rufe magischer Kraft (vgl. den Zauber der Wachsbilder im deutschen

Mittelalter im Abschnitt 5). An den großen Festen des Saturnus, Bacchus und der Ceres fanden Wachskerzen und -Kränze reichliche Verwendung. Der größte Prunk mit derlei Wachsfabrikaten wurde jedoch nicht in Rom, sondern im griechischen Orient am Adonisfest zur Schau gestellt. Am Tage der Todesfeier des Adonis*), dieses gestorbenen und wiedererstandenen Geliebten der Aphrodite, unter dessen lieblichem Bilde die belebende, zeugende Naturkraft, die im Winter erlischt, symbolisch verherrlicht wurde, stellten die Frauen die wächsernen Bildchen des Gottes öffentlich aus und erhoben die Totenklage. Dabei wurden sog. Adonisgärtchen neben dem kleinen Katafalke aufgestellt, welch' letzterer mit den mannigfaltigsten Wachsfiguren von Früchten, Tieren u. dgl. verziert war. Wir besitzen von Theokrit eine sehr anschauliche Beschreibung einer solchen Adonisfeier, welche von der egyptischen Königin Arsinoë veranstaltet wurde. Darin heißt es:

„Dir zum Dank, Aphrodite, du tempelgefeierte Göttin,
Ehrt Arsinoë heut' mit allerlei Gaben Adonis.
Neben ihm liegt anmutig, was hoch auf den Bäumen gereifet,
Neben ihm auch Lustgärtchen, umhegt von silbergeflochtnen
Körben, auch goldenen Krüglein, gefüllt mit syrischen Düften.
Auch des Gebackenen viel, was Frauen in Formen bereiten,
Mischend das weißeste Mehl mit mancherlei Würze der Blumen,
Was sie mit lieblichem Öle getränkt und der Süße des Honigs.
Alles ist hier, das Geflügel der Luft und die Tiere der Erde.
Grünende Laubgewölbe vom zartesten Dille beschattet,
Baut man und oben als Kinderchen fliegen Eroten.
Sehet das Ebenholz und das Gold! Und den reizenden Schecken,
Herrlich aus Elfenbein, vom Adler entführt zu Kronion!
Auf dem purpurnen Teppich hier, sanfter als Schlummer,
Ist ein Lager bereit zugleich dem schönen Adonis.
Hier ruht Kypris und dort mit rosigen Armen Adonis.
Morgen tragen wir ihn, mit der tauenden Frühe versammelt,
Alle hinaus in die Flut, die heraufschäumt an das Gestade,

*) Vgl. den Osiris-Horus der egyptischen Mythologie. Brugsch „Religion und Mythologie der alten Egypter." S. 659 f.

Und mit fliegendem Haar, das Kleid tief bis auf die Knöchel
Offen die Brust, so stimmen wir hell den Feiergesang an:
Holder Adonis, du nahst bald uns, bald Acherons Ufern,
Wie kein andrer Heilgott, sagen sie . . . .
. . . .
Schenk uns Heil, o Adonis und bring ein fröhliches Neujahr!
Freundlich kamst du Adonis; o komm', wenn du kehrest, auch freundlich!"
(Theokr. Id. XV, 112 f.)

Wo die Biene und ihre Produkte so sehr im Mittelpunkt des religiösen und kultischen Lebens des Volkes standen wie bei Griechen und Römern, konnte es nicht fehlen, daß die Symbolik derselben auch in der Dichtung, wie in der Sprache des Volkes überhaupt eine überaus reiche und bevorzugte werden mußte. Dies trifft sogar für die Prosa der Sprache zu. Der Sprachkenner weiß, daß es im Griechischen wie im Lateinischen wenige Wortverbindungen von gleicher Fruchtbarkeit und Plerophorie giebt, als die allegorische oder metonymische Verbindung des Begriffes von Personen und Sachen mit dem Worte Biene und Honig.*) Ein gleiches gilt für den Sprachgebrauch der Römer. Daher begegnen wir der Biene und ihren Produkten nicht nur in den oben angeführten Fachschriften der land- und bienenwirtschaftlichen Schriftsteller, sondern auch in allen Gebieten der Dichtung, im Epos wie im Drama, in der Didaktik wie in der

*) Im Griechischen: *μελίζειν, μελίζωρος, μελικός, μελικτής, μελίπνοος, μελισμός, μελισσότοκος, μελιστής, μελιτμός, μελιτόεις, μελίφθογγος, μελίφρων, μελίβρομος, μελιχρός, μελιγαθής* u. s. f.

Im Lateinischen: melli est = gereicht zu Honig (Hor. S. VI, 32). Puer mellitus (Cic. ad. Att. I, 18; Cat. 90). Puella mellita (Plaut. I, 2, 47). Eros giebt als „avis mellitus" „oscula mellitissima". Die Geliebte heißt bei dem Geliebten „mea mellitula" (Apul. III, 63) oder „meum mel" (Plaut. I, 4, 12), „meum melliculum" (Plaut. Cas. IV, 4, 14), „mea mellila" (Plaut. Cas. I, 57), „corpusculum mellitulum" (Plaut. Cas. IV, 4, 19) u. s. f. Vergleiche auch die vielen Ortsnamen: Melitonus (in Pontus), Melitaia (in Thessal.), Melita (in Sicil.), Meliteria (in Cappadok.), Melitussa (Illyrien), Melissurgis (in Makedonien) u. s. f.

Lyrik. Besonders im Idyll, welches recht eigentlich dem Genuß der landschaftlichen Natur gewidmet ist, wurde die Biene ein beliebtes und ausgiebiges Objekt poetischer Symbolik. Es dürfte wenige Idyllen geben (vgl. Theokrit und Moschos), wo die Bienen nicht ein wesentlicher Bestandteil der Naturschilderung sind: Die Hirten ruhen auf hochschwellendem, duftenden Grase, die Quellen rauschen, Ulmen und Pappeln werden vom sanften West bewegt, die Lerche und der Goldfink zwitschern ihre Lieder, die Turteltaube girrt, das Käuzlein ächzt melancholisch und — goldene Bienen regen sich mit Cikaden und Schmetterlingen um die Wette.

Anstatt vieler sei hierfür nur die Schilderung der Nachtruhe von dem spartanischen Dichter Alkman angeführt:

„Es schlafen die Gipfel der Berg' und die Felsenschluchten,
Höhen und Tiefen zumal;
All' das kriechende Volk, das nährt die schwarze Erde,
Die Tiere im dunkeln Wald'
Samt dem Volk der Bienen,
Das Ungetüm unten am Grunde des Meers,
Es schläft der Raubvögel
Mächtig befiedert Geschlecht."

Auch der ernste Homer, welcher doch wilde Meerfahrten und blutige Männerkämpfe besingt, beobachtet mit kindlicher Liebesfähigkeit das Leben und Weben der Geschöpfe der Natur. Seine Helden stehen „wie hochwipfelige Eichen des Berges, welche den Sturm ausharren und Regenschauer beständig" (Il. XII, 132). Seine Jünglinge senken im Tode das Haupt wie die Blumen des Mohnes oder fallen dahin wie „des Ölbaums stattlicher Sprößling", welchen der Sturm entwurzelt (Il. VIII, 306; XVII, 53). Das im Winde wogende Getreidefeld ist ihm ein Symbol der wogenden Schlachtreihen. Aus dem Tierreich ist ihm nicht bloß der Eber (Il. XI, 324, 414, 474), der Löwe (XII, 42), die Hirschkuh (Od. XVII, 126), der Esel (Il. XI, 558), die Hündin (Od. XX, 14), der Schwan (Il. II, 459), der Kranich (Il. III, 3), die Taube (V, 778),

die Nachtigall (Od. XIX, 517), sondern auch — die Biene ein beliebtes Symbol, und zwar vorzugsweise kriegerischer Natur. Ihnen vergleicht er den Ansturm der hauptumlockten Achäer:

„Her nun stürzten die Völker,
Wie wenn Scharen der Bienen daher zieh'n, dichten Gewimmels,
Aus dem gehöhleten Fels, in beständigem Schwarm sich erneuend;
Jetzt, in Trauben gehängt, umfliegen sie Blumen des Lenzes,
Andere hierhin entfliegen sie zahllos, andere dorthin.
Also zogen gedrängt von den Schiffen daher die Achäer."
(Il. II, 85 f.)

„Aber sie (die Achäer), wie die Wespen mit regsamem Leib und die Bienen,
Die am höckrigten Weg' ihr Felsennest sich bereitet,
Nicht verlassen ihr Haus in den Höhlungen, sondern den Angriff
Raubender Jäger besteh'n, im mutigen Kampf für die Kinder."
(Il. XII, 167.)*)

Doch nicht nur Dichter, auch Philosophen, Politiker und Pädagogen fühlen sich von dem wunderbaren Wesen und Treiben der Bienen angezogen. Ihnen allen ist die Biene Symbol. Den einen ein Symbol der paradiesischen Urzeit, des Volkes der Seligen, den anderen ein Symbol der staatlichen und geselligen Ordnung, anderen ein Symbol des Fleißes und der Sparsamkeit, wieder anderen ein Symbol der Wehrhaftigkeit und des kriegerischen Mutes, oder der Reinlichkeit und Jungfräulichkeit, oder in augurisch-prophetischer Deutung ein Symbol der Dichtkunst und Redekunst, mit Vorliebe endlich vielen ein Symbol der Liebe. Nur für eine, bei den Alten hochgerühmte und vielbewiesene Tugend und Pflicht, für die Göttern und Menschen wohlgefällige Gastfreundschaft konnte unsere Biene kein Symbol sein; denn in dem Bienenstaate gilt, wie in dem alten Italien (Cic. Off. I, 29), der Gastfreund (hospes) als Staatsfeind (hostis) und Besuch wird nicht angenommen.

*) Vgl. Odyss. IV, 9; X, 34; Il. I, 180; XI, 638; XVI, 65.

Die Biene ein Symbol des verlorenen Paradieses, des goldenen Zeitalters.

Das glücklichste Zeitalter war nach den Vorstellungen der Alten das goldene Zeitalter, die Zeit des Paradieses ohne Sorgen, ohne Kummer und ohne Not, ein alle beglückender, einfacher Zustand unschuldigen Genusses für Menschen und Tiere. Die einzigen noch lebenden Zeugen dieser seligen Zeit sind die Bienen; sie besaßen schon damals (Col. IX, 2, 5) die Fähigkeit, Honig zu sammeln, welcher, ein köstlicher Saft von dem Himmel, unvermischt mit geringeren Stoffen, ein wahrer Himmelstau, reichlicher träufelte als in Hyrkanien, Matiane, Lakusene, Araxene in Medien und Armenien, jenen fernen glücklichen Länder, wo das Getreide sich von der ausgefallenen Halmfrucht von selbst fortzeugt, die Bienenschwärme auf Bäumen sich anbauen und Honig von den Blättern herabfließt (Strab. XI, 7). Dieses übersprudelnden Segens waren im goldenen Zeitalter alle Länder unter der himmelumwandelnden Sonne teilhaftig:

„Es tropfte herab goldfarbiger Seim vom grünenden Eichbaum."
(Ovid Met. I, 112.)

Nur auf den Inseln der Seligen ist noch dieser ursprüngliche Zustand vorhanden:

„Dort quillt Honig aus Eichen heraus, vom hohen Gebirge
Hüpft munter und geschwätzig einer Quelle Fluß."
(Hor. Ep. 14.)

Wie die Biene unter den Tieren, so ist die Eiche unter den Bäumen der einzige, in das eiserne Zeitalter herübergekommene Repräsentant des goldenen Zeitalters (vgl. den Zusammenhang von Eiche und Biene in der kretischen Zeussage s. o.), bis das Kindheitsalter der Welt und Menschheit zurückkehren wird.*)

„Dann wird knorrigen Eichen enttropfen der tauige Honig."
(Virg. Ecl. IV, 30.)

---

*) Vgl. Ovid. Met. I, 89 ff.: „flumina jam lactis, jam flumina nectaris ibant flavaque de viridi stillabant illice mella."

Alle naturwidrigen Unterschiede hören dann von selbst auf:

„Dann wird allen gemeinsam die Erd', dann schneidet das Fruchtfeld
Nimmer ein Pfad und nimmer spaltet die Schärfe des Schares
Furchen; selbstentsprossener Ähren erfreut sich der Schnitter.
Eichenstämmen entträufelt der Honig; all' Ortes ergießt sich
Wein in Strömen, dem Kruge das Öl, als Ehre gilt dann nicht
Vließe mit Purpur zu färben; die Herden erröten von selber,
Hirten zum Schreck; so weit auch branden die Fluten des Pontus,
Lächelt das grünende Schilf entgegen aufwachsenden Gemmen."

(Claudian. Ruf. I, 380.)

. . . . „Kräuter wie Honig
Treiben betauete Wiesen hervor und fruchtbare Auen
Alles in Fülle" . . . .

(Theokr. XXV, 15.)

„Honig geben die Eichen von selbst und willig entgegen
Trägt Mühlosen von Milch strotzende Euter das Schaf."

(Tibull. I, 3, 45.)

„Wo freiwilliges Laufs sich Bacchus ergießt und dem zähen
Laube der Honig entspringt und Pallas dem schattigen Ölbaum."

(Cornel. Sever in Ätn. 13.)

So ist das Bienenvolk ein Symbol der Ordnung, des Friedens und der Fülle, welche im goldenen Zeitalter vorhanden war. Die Bienen bewahren daran gleichsam die heilige Erinnerung; ihr bewundernswerter Instinkt ist ein Teil des heiligen Geistes der Gottheit, welcher durch das erste Erdenparadies gegangen ist und mit der Wiederkehr desselben den Menschen aufs neue offenbar werden wird. Die Biene ist für das klassische Altertum das einzige symbolische Tier, welches Anfang und Ende, Morgen und Abend der Weltentwicklung mit dem Menschen miterlebt. So verdienen sie das Lob, welches in der griechischen Anthologie ein Sänger ihnen spendet:

„Schwärmet hinaus, ihr Bienen, ihr Kinder des sonnigen Frühlings,
Schwärmet auf Blumen und bringt euren gesammelten Tau.
Uns, den Sterblichen strömt aus euren kunstvollen Zellen
Goldener Strom, ein Quell aus der verlorenen Zeit,
Wo nicht Hacke noch Karst, wo Pflug und Stiere nicht gruben,
Wo die Natur uns selbst Nektar in Strömen verlieh!

Schwärmet, Schwärme der Luft, ihr Nektar bereitenden Bienen,
Zeugen der goldenen Zeit, die ihr genießet und schafft."
(Nach der Übers. Herders.)

Die Biene ein Symbol der staatlichen und geselligen Ordnung.

Bewunderungswürdig schien den für öffentliche Leben des Staates veranlagten Griechen und Römern die gesellige und staatliche Ordnung der Bienen. Mehr noch als die auch gesellig lebenden Ameisen weist der Bienenstaat Ordnung und Gesetz auf. Der Kirchenvater Ambrosius, dessen Leben noch der, allerdings im Niedergang begriffenen, antiken Welt angehört, sagt sehr richtig: „Die Bienen allein haben allen gemeinsame Kinder, Ein Haus bewohnen sie alle, Eine Heimat umgrenzt sie, gemeinsam ist allen die Arbeit, gemeinsam die Nahrung." (Hexaëm. V, 21).

„Sie nur haben gemein der Kinder Geschlecht und vereinbart
Häuser und Stadt und leben beherrscht von großen Gesetzen.
Heimat kennen nur sie und eignen Herdes Penaten,
Und vom nahenden Winter gewarnt, arbeitet im Sommer
Jegliche emsig für alle, verwahrend gemeinsamen Vorrat."
(Virg. Georg. IV, 153.)

Gleich dem höchst organisierten Geschöpf, dem Menschen, ist die Biene buchstäblich ein ζῶον πολιτικόν, d. h. ein Wesen, welches nur im Verband der geselligen Ordnung seine Kräfte entfalten, ja ohne dieselbe gar nicht existieren kann. Der Biene gilt gleich dem Menschen der Zuruf des Dichters:

„Immer strebe zum Ganzen und kannst du selber kein Ganzes werden,
Als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!"
(Schiller.)

Als gesellige Tugend pflegen die Bienen Gutmütigkeit und Verträglichkeit, allerdings nur unter den Angehörigen desselben Volkes. Keine Mitbürgerin fällt die andere an; keine zerstört was die andere gebaut hat; selbst, wenn sie wegen Schadhaftigkeit oder Unbrauchbarkeit eine Wabe zerstören, erfolgt der

Abbruch gemeinsam (Varr. III, 16, 7) und wenn der Hungertod oder die Pest im Volke Einzug hält, entweicht keine Biene. Wie sie im Leben zusammen wirken, so sind sie auch im Tode gesellig vereint.

So ist den Alten die Biene das „bürgerliche Tier“ (Plotin. Ennead. III, 4, 2). Xenophon erblickt in dem Bienenvolk das von der Natur gegebene Vorbild eines wohlgeordneten Hauswesens. Für Plato ist die Verfassung des Bienenstaates so musterhaft, daß er den realen Kommunismus der unvernünftigen Tiere als idealen Kommunismus seiner Republik zu Grunde legt. Epiktet erzählt von den emancipierten Frauen der römischen Aristokratie, diese hätten an diesem Vorschlage Platos solches Wohlgefallen gefunden, daß sie die Platonische Republik beständig in der Hand führten. Didymus erkennt im Regimente der Bienen Ähnlichkeit mit der vollkommensten Ordnung eines Staates und versichert, daß alle Arbeiten der Bienen als Staatsactionen von Obrigkeitswegen vorgenommen würden (Geop. XV, 2 u. 3). Die einzelnen Arbeiten, wie Wabenbau, Brutpflege, Wasserholen, Honigsammeln, Reinigen des Hauses, Wachestehen u. s. f. seien pflichtmäßige Staatsarbeiten (officia), welche nach bestimmter Ordnung durch den König des Volkes verteilt werden (Plin. XI, 16; Col. IX, 8, Senec. Ep. 121). Den alten Bienen, als den lebens- und arbeitserfahrenen, falle die Arbeit zu Hause zu, den jungen die Feldarbeit des Honigsammelns (Aristot. IX, 40; Virg. G. IV, 178), was in der Wirklichkeit aber gerade umgekehrt sich verhält, indem die jungen Bienen die Brut versorgen und erwärmen, die älteren als Flug- und Trachtbienen thätig sind (vgl. Virg. G. IV, 158—169; 177—181).

Ähnlich dem Römervolk hat das Bienenvolk drei Stände (ordines). Den ersten Rang nimmt der König ein; denn den Alten ist der Weisel nicht weiblichen, sondern männlichen Geschlechtes (Ael. I, 59; Aristot. IX, 40). Er ist Fürst und

König*) (βασιλεύς, rex), Oberhaupt im Frieden, Anführer im Streit (ἡγεμών, dux). Angethan von Natur durch seinen kräftigeren Bau mit Ansehen, Macht und Majestät denkt, handelt und ordnet er alles in seinem Volk, hält auf Recht und Ordnung, hält die Volksmasse als Ganzes zusammen (Senec. clem. 19), verteilt die Arbeiten innerhalb und außerhalb des Stockes, während er selber keine Sklavenarbeit verrichtet (exactor alienorum operum), vermehrt die Staatsschätze, teilt im Winter die Nahrungsmittel aus, wie der römische Cäsar dem Volk der Hauptstadt Getreide spendete, beschließt über Krieg und Frieden und freut sich als humaner Landesvater des Wohlergehens seines Volkes (in officio conspici gaudet, Plin. XI, 18). Ist durch die zahlreich ausschlüpfende Brut im Frühjahr eine Übervölkerung eingetreten, so entsendet er den jungen König mit dem überschüssigen Volksteil zur Gründung eines neuen Staates aus (Xenoph. Oec. VII, 33). Also haben die Bienen lange vor den auswanderungslustigen Phöniziern, Doriern, Joniern und den europamüden Leuten unserer Zeit systematische Kolonialpolitik getrieben. Wo der König sich niederläßt, macht die Kolonie Halt und siedelt sich an; auch die Zerstreuten finden sich bald ein (Plin. XI, 17). Wird der König altersschwach, flügellahm und krank, so tragen ihn die kräftigsten Bienen auf den Schultern (Varr. III, 16, 8). Durch tausend Bewaffnete geschützt, bedarf der König die eigene Waffe nicht (Ael. h. n. I, 60); der ihm von der Natur nicht versagte Stachel ist bloß eine Art Gala- und Paradedegen, den einen Fall ausgenommen, daß in der Brust des Alleinherrschers sich die berechtigte Eifersucht gegen aufrührerische Nebenbuhler als jus laesae majestatis geltend macht. Sonst läßt er seine Trabanten, die ihn wie die Leibwache des Perserkönigs und die fasces-tragende Liktorenschar bei Tag und Nacht umgeben, für seine Sicherheit wachen (Plin. XI, 17).

*) οὐχ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω.

. . . „Dem Könige hat nie so Ägyptus, die große
Lydia nie und der Parther Geschlecht, noch der Meder Hydaspes
Gehorcht." (Virg. G. 192 f.)

. . . . „Bienen verehren
Schon bei seiner Geburt den König, der schwirrende Schwärme
Einst zu üppigen Wiesen zu leiten bestimmt ist; des Honigs
Staatliche Rechte nehmen sie wahr und vertrauen die Waben."
(Claudian. Honor. IV, 380.)

Erkrankt der König, so trauert das Volk, es senkt die Flügel, wie ein entmutigtes Kriegsheer die Fahnen senkt, wenn der Feldherr auf dem Schlachtfeld verwundet ist; anstatt des fröhlichen Gesumses, dieser Musik zur Arbeit des fleißigen Volkes, dringen dumpfe, heulende Klagetöne zum Thor der Stadt heraus. Die Arbeitslust und Schaffensfreudigkeit ist dahin; Zerstörungswut tritt an ihre Stelle, Auflösung und Vernichtung ist das Ende. Das Volk ist weisellos.

. . . . . „Wenn der König nur lebt, ist alles in Eintracht;
Stirbt er, sofort ist gebrochen der Bund; den gespeicherten Honig
Plündern sie selbst und trennen den Bau der geflochtenen Waben."
(Virg. G. 192 f.)

In dem Bienenvolke stellt sich also thatsächlich dar, was Sokrates bei Xenophon an dem jüngeren Cyrus als dem Vorbild eines edlen Fürsten rühmt: „Mit Cyrus kämpften seine Freunde, so lange er lebte; auch starben sie mit ihm, als er starb — alle im Kampf um den Leichnam des Fürsten."

Die Biene als Symbol des Fleißes und der Sparsamkeit.

— „In dem Stocke summt laut der Schwarm der Bienen,
Wenn nun der Winter verfloß, und hinaus auf blumige Auen
Rüsten zum Flug sie sich zu, im Stocke behaget es nimmer
Und die ein' ermuntert die andre zur fleißigen Arbeit."
(Quint. Smyrn. I, 441.)

Frühlingszeit ist Bienenzeit. Wenn die stürmischen Winterorkane dem linden Favonius gewichen, wenn das Schneegestöber und verderbliche Hagelgewölk ins Land der Hyperboreer getrieben

und Zeus' blauer Äther über Berg und Thal sich lieblich wölbt, dann

„sproßt die Erde auf grünende Kräuter,
Lotos mit tauiger Blum' und Krokus sammt Hyacinthus,
Dicht und locker geschwellt, die empor vom Boden sich heben."
(Hom. Il. XIV, 346.)

Mit dem Jüngling, der auf den Fluren jetzt sucht, womit er seine Liebe schückt:

„bald leuchtende Lilien bringt er,
Bald zartblumigen Mohn mit purpurnem Blatte zum Klatschen."
(Theokr. XI, 56.)

zieht auch die Biene, als Freundin der neuerwachten Blumenwelt ins weite Feld und hält auf blühenden Bäumen, Sträuchern und Blumen willkommene Einkehr. Jetzt ist die Zeit, in welcher

„Künstliche Werke bereiten die rinderentsprossenen Bienen,
Prangende; und um den Stock dichtwimmelndes Volk arbeitet
Frischabträufend und hell aus löchrigem Wachse die Waben."
(Meleager.)

Nun belebt sich die Flur,

. . . „auf den Triften
Weidet das zärtliche Schaf mit dem Lämmlein; jetzt füllen die Bienen
Emsigen Fleißes das Honiggebäude."
(Theokr. XIII, 25.)

„Goldenes Bienlein, das du den farbigen, blütenumglänzten
Frühling bringst, umher gaukelnd auf blumiger Flur,
Über den duftigen Rain hin schwinge dich, schaffend das Tagwerk,
Daß dein wächsernes Haus reichlich anfülle den Seim."
(Diotimus.)

„Goldene Biene, Verkünderin süßblühenden Frühlings,
Die sich mit taumelnder Lust unter den Blüten berauscht,
Fliege hinaus zur duftenden Au und betreibe die Arbeit,
Daß dein wächsernes Haus schwelle von lieblichem Seim."
(Nikias.)

Und welch ein rastloser, unermüdlicher, die Fleißigen selber buchstäblich aufreibender Fleiß offenbart sich jetzt! Wenn die Sonne aufgeht, giebt die Thorwache, wie im römischen Lager für das Soldatenvolk, das Zeichen zur Arbeit. Alle erheben sich

zugleich; kein Schläfer ist säumig (Virg. G. IV, 184). Vor dem Abmarsch wird noch kurz das Wetter ausgespäht und die Honigfelder ausgekundschaftet, dann geht es hinaus zum frohen Tagewerk (Plin. XI, 10. Aristot. IX, 40, 23. Virgil IV, 158).

„. . . . Alle fliegen zugleich an die Arbeit
Früh drängt aus dem Thore die Schar, nicht Rast noch Verzug ist."
(Virg. G. IV, 182.)

Fast alle Blumen der Wiesen, Wälder und Felder durchirren sie spähend, am liebsten aber besuchen sie den Thymus, doch

„. . . . auch Arbutus kosten sie ringsum,
Weiden von bläulichem Grün, Zeiland und feurigen Krokus,
Auch die balsamische Lind' und die dunkle Blum' Hyacinthus."
(Virg. G. IV, 181.)

Bald kehren die ersten mit schwerer Honig- und Blumenstaubbürde zur Wohnung zurück; fast wollen sie unter der Last erliegen, da stehen schon Genossen unter dem Thore bereit und nehmen einen Teil der Bürde in Empfang*) (Xenoph. Oec. 7, 33. Virg. IV, 167) und drinnen treibt der König die Säumigen an, die kunstreichen Waben, diese „Speicher und Keller duftenden Nektars" mit doppeltem Eifer zu vollenden in einer für Menschen bewunderungswürdigen Weise (Xen. VII, 33; Varro III, 16). Andere glätten und wölben das Gewirk, entfernen den Unrat (Plin. XI, 10) und versorgen die Brut, das nachwachsende Geschlecht der „kleinen Quiriten". Wieder andere verwahren die offenen Seiten der Wohnung gegen räuberische Feinde, bauen Schanzen aus Klebwachs (Propolis) und sorgen damit für die Sicherheit der Festung (Virg. G. IV, 36, 179, 193; Plin. XI, 5; Arist. IX, 40, 5). Allen ist nach ihrer Kraft, Geschicklichkeit und Einsicht eine besondere Arbeit übertragen, so daß der beobachtende Mensch an den Bienenfleiß

*) Eine nicht ganz korrekte Auffassung der sog. „Bettelbienen", welche zu gewissen Trachtzeiten an den Fluglöchern ihr innobles Geschäft machen.

wohl die sprichwörtliche Devise anknüpfen durfte: „sic vos, non vobis“.

Erst mit dem Erscheinen des Abendsternes, des Vorläufers der Nacht (Virg. Ecl. VIII, 17) geht die Arbeit zur Rüste.

„. . . Müd' in der Späte der Nacht kehrt wieder die Jugend
Voll von Thymus die Füßchen . . . . .“
(Virg. G. IV, 180.)

Jetzt erst löst die Heerschar sich auf. Wie die Soldaten im Lager sucht jeder sein Zelt auf. Ein gemeinsames Mahl erquickt die Müden. Zum Schlusse wird mit demselben summenden Tone (bombus), mit dem in der Morgenvigilie zum Erwachen gemahnt wurde, Nachtruhe geboten. Alle werden still und lagern sich in den Zellen (Plin. XI, 10).

„Bald nachdem sie in Zellen sich lagerten, schweiget die Nacht durch
Tiefe Still' und es fesselt der Schlaf die ermatteten Glieder.“
(Virg. G. IV, 189.)

So geht es Tag für Tag den Sommer und Herbst hindurch, bis das Plejadengestirn zum Untergang sich rüstet (Ael. V, 12) und der Winter hereinbricht. Dann träumen sie in warme Zellen gebettet (Ael. I, 1) vom kommenden Frühling; es sei denn, daß ein zu gestrenger Winter sie heimsuche, wo sie

„Unmutsvoll vor Hunger und träg im Froste sich schmiegen,
Dann erschallt ein dumpfes Getön und gezogenes Surren.“
(Virg. G. IV, 258.)

Wehe auch, wenn eine träg sein wollte! Die Lässigen trifft Verachtung und Haß (Varr. III, 16), die Faulen censorische Beschimpfung oder Züchtigung, sogar Verbannung und Todesstrafe (Plin. XI, 10, 22). So ist die Biene mit ihrem rastlosen Fleiß, ihrem Ordnungssinn, ihrer Sparsamkeit und ihrem Verwaltungssinn ein Symbol der auch bei den Alten schon hochgeschätzten Hausfrau, die da

„reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.“
(Schiller, Lied von der Glocke.)

Melissa ist ein bedeutungsvoller Eigenname des weiblichen Geschlechtes.*) Die arbeitsscheuen, faulen Drohnen, deren physiologische Bestimmung im Bienenstaat den Alten nicht klar war, haben glänzende und prächtige Leiber wie üppige Frauen, die ihre Zeit nur mit Luxussorgen ausfüllen (Aristot. IX, 40, 9, 22); dagegen sind die kleinen fleißigen Arbeitsbienen, besonders die älteren mit ihren unansehnlichen, bei der Arbeit des Honigsammelns rauh und farblos gewordenen Flügeln dem patriotischen Römer ein Gleichnis jener kernhaften, fleißigen Weiber der Sabiner- und Umbrer-Bauern, „deren kräftiger Nachwuchs das Meer mit Punierblut gefärbt hat“ (Virgil. IV, 200). Phocylides leitet den Ursprung der wackeren Hausfrau von der Biene ab und empfiehlt sie dem Freunde; denn diese ist

„Treffliche Wirtschaftsfrau und rüstig im Haus arbeitend;
Ihr zum ersehneten Bunde gelobe dich, trauter Genosse.“

Simonides von Amorgos singt:

„Die von der Bien' stammt, glücklich ist, wer die empfängt!
Denn ihr allein nur sitzet nicht der Tadel nah.
Durch sie erblüht und mehret sich sein Lebensgut;
Geliebt und liebend altert mit dem Gatten sie,
Dem sie ein schönes, rühmliches Geschlecht gebar.
Vor allen Weibern strahlet sie in Herrlichkeit,
Denn einer Gattin holder Reiz umschließt sie rings.
Es freut sie nie zu sitzen unter Weibervolk,
Wo man von Liebesklatsch sich müßig unterhält.
So sind die besten Weiber und verständigsten,
Die Zeus den Männern gnädig zum Besitz verleiht.“

Die faulen Drohnen, welche die fleißigen Arbeitsbienen als „träges Vieh“ von „den Honigkrippen“ scheuchen (Virg. IV, 168), sind das Gegenstück der Bienen.

„Der ist den Göttern verhaßt und den Menschen, welcher ohn' Arbeit
Hinlebt, gleich an Mute den ungewaffneten Drohnen,
Die der emsigen Bienen Gewerk aufzehren in Trägheit,
Nur Mitesser! (Hesiod. Op. 303.)

*) Vgl. die deutschen Eigennamen „Bina“ und „Emma“ (= Imma).

Die Drohnen sind wie die Kreter weiland „faule Bäuche“, ein Gleichnis aller trägen, nutzlosen Menschen.

„In der Honigkörbe gewölbetem Baue die Bienen
Nähren Drohnengezücht, das Teil am bösen Geschäft hat.
Jene den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Schaffen in Tagarbeit und bau'n weißzelliges Wachs auf —
Diese daheim im Verschluß der gewölbeten Stöcke beharrend,
Mühen sich, fremden Ertrag in die eigenen Bäuche zu sammeln.“
(Hesiod. Theog. 587.)

Die Römer gaben ihnen wegen dieses schmarotzenden Verhaltens den Namen „Spitzbuben“ (fures), welches Schimpfwort gewöhnlich nur von den Sklaven gebraucht wurde (Virg. Eclog. V, 16; Terent. Eunuch. IV, 7, 6). Plutarch vergleicht die Drohnen mit den Sophisten der bürgerlichen Gesellschaft; ebenso Aristophanes, der in den Wespen (1113) den Chorführer sagen läßt:

„Freilich haben Drohnen sich auch eingenistet unter uns,
Welche keinen Stachel führen, aber müßig nur die Frucht
Unseres Ertrages hier verzehren, ohne Arbeit und Beschwerd'.“

Die Drohnen sind auch ein Symbol der Dummheit und Unbeholfenheit, wozu ihr im Verhältnis zu den regsamen Arbeitsbienen plumpes Benehmen Anlaß gab. Auf sie findet das griechische Sprichwort Anwendung:

„παχεῖα γαστὴρ λεπτὸν οὐ τίκτει νόον“
(d. i. ein dicker Schmeerbauch zeuget nicht behenden Sinn).

Sehr gut persifliert ihr dummes, schmarotzendes Wesen Ovid in dem durch die Biene so bitter bestraften Silen. Der dickbäuchige Geselle muß sein Honiggelüste mit jäher Flucht aus dem Walde bezahlen, während die ergrimmten Bienen wie Hagelgeschosse hinter ihm her sind und seinen Glatzkopf zeichnen.*) Der Vernichtungskampf der Drohnenschlacht ist für die Drohnen die gerechte Strafe (Varro III, 16).

*) Bekanntlich haben die Bienenschriftsteller des vorigen Jahrhunderts noch die Drohnen zu Ammen der Bienenbrut, sog. „Bienenmütterchen“ gemacht. Aber die kurioseste Erklärung hat doch ein hoch-

Die Biene ein Symbol der Wehrhaftigkeit und Tapferkeit.

„Ein Volk, Ein Haus, Ein Heer“ — das ist die Losung der Bienen, dieses Amazonen-Volkes im Tierreiche. Hier ist die allgemeine Wehrpflicht, zu welcher die modernen Kulturvölker die ganze waffenfähige Volkskraft organisieren, seit unvordenklichen Zeiten Staatsgesetz. Nur das Geschlecht der Drohnen, dieser ehrlosen, faulen Sklaven, von denen wir im vorigen Abschnitte redeten, ist mit Recht von der Waffenehre ausgeschlossen (Hesiod. Op. 304). Von ihnen gilt: „Ehrlos — wehrlos.“ Wie ein Staatskleid ohne Purpurstreifen, wie ein Circusroß ohne wehenden Kopfschmuck, so entbehrt der freie Mann ohne Waffen der Ehre und des Ansehens, das war altrömischer Waffenstolz.

Die Waffe der Honigbiene ist der scharfe Stachel (aculeus), das telum des „lanzenkundigen Volkes“, wie Vater Homer seine Troer nennt. Der Stachel ist scharf und giftgetränkt, wie die den Römern aus den Schlachten bekannten mauretanischen Pfeile oder marsischen Wurfspeere. Wie diese wilden Völker tragen die kleinen Krieger des Bienenvolkes das Gift bei sich (Plin. VII, 3). Wunderbar! Im selben Leibe, wo die Natur die Süßigkeit des Nektar bereitet, erzeugt sie auch den ätzenden Tropfen des Giftes! So nahe liegen die Gegensätze auch im Naturleben bei einander. Damit aber der Stachel nicht bloß oberflächlich verwunde, sondern tödlich in der Wunde haften bleibe, ist derselbe mit einem Widerhaken versehen. In dieser natürlichen Beschaffenheit ihrer gefürchteten Waffe liegt zugleich das tragische Geschick der tapferen Biene.

---

gelehrter deutscher Philosoph des vorigen Jahrhunderts von ihnen zum besten gegeben. Christ. v. Wolf erhebt dieselben in seinem Werke „Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und dem gemeinen Wesen“ zur Würde von Beiräten der Königin in der Regentschaft; sie wären also so etwas wie Geheime Regierungs- oder Staatsräte z. D.

Die Wunde am Feindesleib bezahlt der Krieger des Bienenvolkes mit dem eigenen Leben.

. . . . . „Sie lassen verborgenen Stachel
Eingesenkt in die Ader, den Geist in der Wunde verhauchend."
(Virg. G. IV, 237.)

Mit Bezug auf diese verhängnisvolle Wirkung des Bienenstichs für die Biene selbst stellt Seneca (de clem. 19) die moralische Betrachtung an: „O daß es doch in der Menschenwelt ebenso geschähe, daß doch der Zorn mit dem Gebrauche der Waffe gebrochen wäre! Daß doch keiner öfter als einmal schaden und seinen Haß nicht mit Anwendung fremder Gewalt in Wirksamkeit erhalten könnte! Maßlose Wut würde leicht ermatten, wenn sie sich selbst befriedigte, wenn sie ihre Gewalt in Todesgefahr ausließe." Die Philosophen erblickten ein Zeichen der Verweichlichung und Entartung darin, daß ihre Zeitgenossen die Bienenstiche nicht mehr ertragen können, ohne laut wie ein zartes Mädchen aufzuschreien (Cicero, Tusc. II, 22). Doch kann zu gewissen Zeiten und an gewissen Körperteilen (z. B. Augenbrauen, Augapfel und Rachen) der Bienenstich ebenso schmerzlich wie gefährlich sein. Das wußten die Alten wohl (Plin. XI, 29; Aristot. XI, 40, 17). Antenor erzählt, daß die kretischen Bienen auf dem Götterberge Ida, die Nachkommen der alten Götterbienen des Zeusmythus, so stechlustig seien, daß sie jedweden des Weges Daherkommenden angefallen hätten (Aelian. Hist. an. XVII, 35). Harmonax, des Amyntors Sohn, wurde von den Bienen beim Honigentnehmen getötet. In der That scheut die Biene, welche auf ihren Ausflügen niemand belästigt, weder Menschen noch Tiere, wenn sie ihre Wohnung bedroht glaubt oder sonst irgendwie gereizt wird. Wie der Homerische Eber aus des Waldes Dickicht hervorbricht,

„wetzend den weißen Zahn im zurückgebogenen Rüssel
am Felsen",
(Hom. Il. XI, 415)

so stürzt mit ausgerecktem, giftgetränktem Stachel die kleine Biene wutentbrannt aus dem Thore ihrer Stadt auf den Feind

los. „Sie wetzt den Stachel am Rüssel“ (Virg. G. IV, 74). Für Hab und Gut, für König und Vaterland kämpfen sie bis aufs äußerste. Ihr Schlachtgeschrei heißt: „Siegen und Sterben“ (Senec. de clem. 19. Varro III, 16, 7).

„Ihnen entbrennt unmäßig der Zorn; beleidiget sprühen sie
Geiferndes Gift in den Biß und lassen verborgene Stacheln
Eingeschmiegt in die Ader . . . . .
(Virg. G. IV, 236.)

Besonders den Räubern ihrer Honigschätze wissen sie zu begegnen:

. . . . . „In das Antlitz des Hirten
Stürzen erbitterte Bienen zu Hauf, wenn den Nektar des Seimes
Rauben er will; sie schwingen die Flügel und strecken die Stacheln
Und in Gliedern gereiht um die Veste des schwachen Gewirkes
Bilden sie Wehr um die spaltige Heimat und die geliebten
Grotten des Bimssteins, vorstürzenden Schwarmes verhüllend den Bau
rings. (Claud. Rufin. II, 460.)

Ebenso schlagfertig sind sie in den Kriegen gegen Volksgenossen, wenn es gilt, Empörungen aufständischer Könige (reguli seditiosi, Varro III, 16, 18) zu dämpfen oder Raubbienen und Wespen von der Burg abzuwehren. Wenn nur der König noch lebt, so werden sie mit solchem Raubgesindel bald fertig. Zuerst fliegen nur vereinzelte Bienen als Kundschafter aus und beginnen das Vorpostengefecht (Aristot. IX, 40, 30), dann wenn des Königs Kommando zum Hauptangriff ergeht, rückt laut dröhnend (sub murmure) die Schlachtlinie (agmen) zum Thore hinaus „nachahmend den schmetternden Hall der Trompeten“ (Virg. G. IV, 72; Col. IX, 9).

. . . . . „Der gepriesenen Bienen Geschlechter
Folgen mit lautem Gedröhn dem zuganführenden König.“
(Quint. Sm. VI, 325.)

„Und dann kannst du des Volkes aufwallenden Mut und in Kampflust
Bebendes Herz schon von Ferne vorherschaun, denn es ermuntert
Krieg'rischer Klang, wie des Erzes, die Zauderer, und ein Gesumse
Tönt umher, nachahmend den schmetternden Hall der Trompeten.
Rings dann strömen sie hastig herbei, mit den Fittigen schimmernd,

Schärfen den Stachel mit Macht am Gebiß und strengen die Muskeln,
Und um den König geschart und das ragende Zelt des Gebieters
Wüten sie all' und rufen den Feind laut drohend zur Feldschlacht."
(Virg. G. IV, 70.)

Als solche Amazonen hat, wie oben schon erwähnt, Vater Homer sie bewundert. Aber auch ein Äschylos nimmt die Bienen zum kriegerischen Vergleich:

„Das ganze Heer von Reitern und Fußtruppen
Hat wie ein Schwarm von Bienen
Die Stadt verlassen mit des Heeres Führer."
(Perser, 106.)

Dem Aristophanes sind sie ein Bild gerechter Notwehr, welche der Friedsame gegen den bösen Nachbar üben darf:

. . . . „Ich mag gern friedlich zu Hause sitzen,
Betrübe keinen Menschen je und rühre keinen Strohhalm;
Nur darf man nicht, wie einen Bienenstock, berauben mich und reizen."
(Lysistr. 473.)

Wir begreifen gerne, wie dem waffenfrohen und -berühmten Geschlecht der Griechen und Römer in den besten Tagen ihrer echten Manneskraft gerade die Biene das Symbol kriegerischer Wehrkraft und freudigen Todesmutes werden konnte. Was die einzelne Biene im Augenblick der Not für Volk und Vaterland einsetzt, ist fast noch mehr als die Erfüllung jenes kategorischen Entlassungswortes der spartanischen Mutter an ihren Sohn: „Entweder mit dem Schild oder auf dem Schild!"

Die Biene ein Symbol der Reinheit und Jungfräulichkeit.

Eine hervorragende Eigenschaft der Biene ist der sehr entwickelte Geruchssinn, ohne den allerdings dem Insekt auch alle Möglichkeit benommen wäre, seine Nahrung, den in den Blüten der Pflanzen versteckten Nektar, zu finden (Aristot. IV, 8, 15; Plin. X, 90; XI, 2). Wie wäre es sonst denkbar, daß die Biene aus den Millionen blühender und duftender Pflanzen gerade diejenigen schnell und sicher herausfände, welche

des Honigs „willkommene Gabe“ gewähren? Davon hat sich wohl jeder Bienenfreund schon zu überzeugen Gelegenheit gehabt. In Zeiten der Haupttracht, wo das Blütenmeer das intensivste Aroma verbreitet, welches dann, wie bei blühenden Akazien, Linden oder roten Kleefeldern, auch für das weniger entwickelte menschliche Geruchsorgan bemerklich wird, leitet der Instinkt des Geruchssinnes die ausfliegenden Bienen so sicher, daß sie dann nicht nach allerlei Richtungen und im weiten Bogen abfliegen, sondern pfeilschnell aus dem Flugloch hervorstürzen und sofort in geradester Linie, in ein- und derselben Richtung davoneilen, als sähen sie das entlegene Trachtfeld unmittelbar vor Augen. Allen Gerüchen sollen die Bienen denjenigen der Melisse und des Mohnes vorziehen (Virg. G. IV, 131; Porphyr. de antr. 18). Der Imker, welcher die Hand mit Melissenkraut eingerieben hat, darf den aufgeregtesten Schwarm nach Herzenslust teilen, durchsuchen und behandeln. Wenn der Stock mit Melissenkraut tüchtig eingerieben ist, verläßt ihn der gefaßte Schwarm nicht mehr (Col. IX, 9). Die größte Anziehungskraft hat aber der Duft des reinen, süßen Honigs auf die Bienen; ihm folgen sie überallhin, auch in die Häuser der Menschen (Col. IX, 8, 16; Aristot. IV, 8, 15).

„Es leitet der Honiggeruch durch die Lüfte die Bienen
Weit aus der Ferne daher.“

(Lucret. IV, 681.)

Dagegen verabscheut die Biene alle üblen Gerüche, allen Rauch (besonders aus Storax und Hirschhorn); sie meidet alle unsauberen, verunreinigten Plätze; sie läßt sich auf keinem faulen, modrigen Baume, geschweige auf toten Körper nieder (Plin. XI, 18). Hierin unterscheidet sich die edelgeborene, ätherisch-reine Biene von dem gemeinen Volk der verwandten Wespen und Hornissen, welche das Aas mit Vorliebe aufsuchen und an faulenden Cadavern ihre Freßlust befriedigen (Varro III, 116 Plin. IX, 24; Ael. V, 11). Ihr Abscheu richtet sich überhaupt gegen alles Unreine, Unlautere, Unkeusche. Der Ehebrecher ist

ihr ebenso verhaßt wie der Trunkenbold; die Venus vulgivaga wird von der keuschen, jungfräulichen Biene ebenso verabscheut wie die geschminkte, salbenduftende Städterin, deren Ruf zweifelhaft ist (Pall. I, 37; VIII, 5). Die Biene soll die Fähigkeit haben, diejenigen, welche unkeusch leben oder eine Frevelthat auf dem Gewissen haben, aus vielen herauszuerkennen und feindlich zu verfolgen (Äl. V, 11). Dem Diebe setzen sie auf der Flucht nach (Plin. XV, 15). Auch soll in der Nähe ihrer Wohnungen nichts Unreines geduldet werden; es kann ein ganzes Bienenvolk zum Auszug veranlassen, wenn eine Frau, welche gerade ihre Periode hat, den Stock berührt (Plin. XXVIII, 23). Sollen die Bienen gedeihen, so muß sich der Eigentümer einer höheren Sittlichkeit befleißigen, Leib und Seele rein erhalten. Der alte Imker mußte sich nicht nur äußerlich zur Zeidelung vorbereiten, indem er die Honiggefäße reinigte, das Zeidelmesser schärfte, die Rauchpfannen (pultuaria) mit Brennmaterial (Kohlen, Galbanum, trockenem Rindermist) füllte (Pall. VII, 17) und ähnliches mehr, sondern mußte in erster Linie den eigenen Leib reinigen und waschen, sich einige Tage vorher schon des Genusses salziger penetrant-riechender Speisen wie gesalzenen Fleisches, marinirter Fische, der Zwiebeln, des Knoblauchs, auch der Salben enthalten, keinen Rausch sich antrinken, vor allem aber, nach des Hyginus ausdrücklicher Vorschrift, wenigstens einen Tag, ehe er dem „geheiligten Sitze der jungfräulichen Bienen“ sich nahte, auf den geschlechtlichen Umgang verzichten (Col. IX, 45). Überhaupt muß er sich, so oft und so bald er den Bienenstöcken naht, reinigen und waschen:

„Wenn den geheiligten Sitz einmal und die Schätze des Honigs
Öffnen du willst, dann erst, mit geschöpfter Quelle dich spülend,
Säubre den Mund!“ (Virg. G. IV, 228.)

Reinen, Ehrbaren und Keuschen thun sie nichts zu leid.*)

*) Der alte Colerus (Oec. rur. et domest. S. 329) erzählt: „Meine Mutter, welche eine sehr ehrbare, tugendsame und züchtige Frau war, ist nie von einer Biene verletzt worden. Wenn die Bienen ganz dick

So wurden die Bienen in der Symbolik der Alten zu Vorbildern der Entsagung, Mäßigkeit und Herzensreinheit, der Keuschheit und des jungfräulichen Sinnes. Die Priesterinnen der jungfräulichen Göttinen (s. o.) erhielten mit Absicht darauf den Namen Melissen und die Heimkehr der „reinen, keuschen" Seelen wurde mit Vorliebe dem Auffluge der reinen Biene in den Äther des Lichtes verglichen (Theokr. XV, 94; Porphyr. de antr. 18).*)

Die Biene ein Symbol der Dichtkunst und Redekunst.

An dem Verhältnis des Menschengeistes zur Natur, wie sie in ihrer unberührten Frische heilend und verklärend auf ihn wirkt, er selber aber in ihr sich gesund badet und sie durch den Zauberspruch der Poesie, des Guten, Wahren und Schönen zum Göttlichen emporführt, hat kein Geschöpf der vielgestaltigen Tierwelt so originellen Anteil als die Biene. Auch die Sängerin Cicade und der Psyche-Schmetterling der griechischen und römischen Kunst erreichen diesen einzigartigen Vorzug unseres Insektes nicht. Herrlicher ist diese höchste, zarteste, geistigste Symbolik von keinem der alten Dichter begriffen und dargestellt worden als von Euripides, wenn sein Hippolyt, vor das Bild der Artemis hintretend, in die Worte ausbricht:

„Dir bring' ich, Herrin, diesen frisch geflochtnen Kranz,
Zum Schmuck gewunden auf der unentweihten Flur,
Wo nie der Hirt die Herden auf die Weide führt,
Noch nie die Axt erklungen, wo die Biene nur

---

und schwarz vor den Stöcken lagen, konnte sie sich nahen und mit der Hand unter ihnen herumwühlen."

*) Der Altar der Antonia Pomace in der Sammlung der Villa Medicis zeigt auf dem Hauptreliefbild oben ein Gorgonenhaupt; unten liegt ein Totengerippe, die Hand wie im Schlaf über die Stelle der Augen gelegt, auf dem Knie sitzt ein Vogel (nach andern eine Eidechse), der eine auffliegende Biene (die Seele) vergebens erhaschen will. (Siehe Gruter 669, 2.)

Auf heil'gen Auen über Frühlingsblumen schwärmt,
Da wohnt die Unschuld, tränkt die Flur mit Quellentau;
Wer nicht dem Angelernten folget, wem Natur
Für alle Dinge weisen Sinn und Maß verlieh,
Darf hier sich Kränze pflücken, doch der Böse nicht.
So nimm, geliebte Königin, aus frommer Hand
Die Krone, die dein goldnes Haar umkränzen soll."

Die Bienen sind „der Musen heil'ge Vögel" (Varro III, 16, 7, 30), die „heiligen Redner der Musen" (Theokr. XVI, 29), welche der Dichter wie der Redner und Weise verehren soll. Apollo selbst, der Führer der Musen, war ja Beschützer der Bienen (s. o.). Wie die Musen, den Niederungen des gemeinen Lebens, dem „Hauch der Grüfte" entrückt, mit Vorliebe die Berge mit ihren Grotten und Quellen, den Helikon (Hesiod, Theog. 1), den Olymp (ebenda I, 64; Varro I, 1), den Parnaß mit der poesie-rauschenden kastalischen Quelle (Paus. X, 32, 33) bewohnen, so halten sich auch die alles Unreine und Unwahre verabscheuenden Bienen am liebsten auf Bergen und an Quellen auf; die Blumenwelt, diese Naturpoesie der harten, rauhen Erde, ist der Bienen Tummelplatz. Gleich den Musen leben die Bienen in jungfräulicher Gemeinschaft, im harmonischen Verein bei Verschiedenheit der Gaben und Anlagen. Das Bienenvolk ist ein Volk der Kunst; das Bienenwerk ein Werk voll Schönheit und Ebenmaß, im Hinblick auf die süße Gabe des Honigs auch der Lieblichkeit. Es ist eine Reihe der Geister ersten Ranges mit vollem Bürgerrecht auf dem griechischen Parnaß, welchen die bewundernde Nachwelt den rühmlichen Beinamen „Biene" zugelegt hat. Xenophon, welcher das Schwert so gut wie die Feder zu führen verstand, hat als Fortsetzer des Werkes des großen Thukydides die attische Gesellschaft so anziehend und reizvoll geschildert und in seiner Anabasis die geistige und sittliche Überlegenheit der freien Griechen über das orientalische Wesen so treu und wahrhaft zur Darstellung gebracht, daß ihn seine Landsleute die attische Biene nannten. Gleicher Auszeichnung erfreute sich, mit noch mehr Verdienst, Sophokles.

Er hat in seinen dramatischen Schöpfungen die zwar kernige, aber ungefüge und nicht selten rauhe Art eines Äschylos durch maßvolle Harmonie und vollendete Grazie gemildert. Er verdient in Wahrheit das Prädikat des „Anmutvollen", welches ihm der Epigrammatist Simmias in einer Grabschrift beigelegt hat:

„Mögest du sanft hingleiten um Sophokles Hügel, o Epheu!
Sanft ausgießen auf ihn, dein unverwelklich Gelock;
Rosengebüsch aufblühe da rings und, von Beeren umschimmert,
Schütte der Weinstock feucht grünende Sprossen umher:
Wegen der sinnigen Kunst, die der „Anmutvolle" geübt hat;
Denn ihm waren zumal Musen und Grazien hold."

Wer kennt nicht Sapphos feurige Strophen? Welch' echtes, tiefes, oft wie Flammen aufloderndes Naturgefühl in ihren süßen Braut- und Hochzeitsgesängen! Sie ist die lesbische, pierische Biene. Den Lippen des herrlichen Pindar, dieses größten griechischen Lyrikers, der von sich sagen durfte, daß die Muse ihn stark mache, um den olympischen Siegern gesellt „groß wie sie in Hellas Volk hervorzustrahlen durch des Gesanges Weisheit", haben die Bienen, als gottgesandte Lieblinge der Musen, die erste dichterische Weihe gegeben. Als er, ein Jüngling, einst um die heiße Mittagsstunde nach Thespiä ging und ermüdet neben der Straße auf einer Anhöhe ausruhend einschlief, kamen Bienen herbei und tränkten den Liebling der Musen mit köstlichem Honig (Äl. XII, 42; Valer. Max. I, 6); nach der Relation des Pausanias (IX, 23) sollen sie Wachs auf seine Lippen kunstvoll gebaut haben. Dasselbe widerfuhr dem großen Plato, als er, ein Kind noch, durch hymettische Bienen, welche auf seinem Mund sich niederließen, zu hohem Berufe der Weisheit und Wohlredenheit prädestiniert wurde. Wie tief dieser feine symbolische Zug der Musenverwandtschaft der Bienen in der alten Welt haftete, beweist, daß, als das Christentum bereits garantierte Staatsreligion war und alle heidnischen Mythen von Staatswegen verpönt waren, zwei hochangesehene Kirchenväter, der Grieche Chrysostomus und der Mailänder Ambrosius,

beide hervorragende Redner und Dichter, mit der gleichen Auszeichnung ehrend bedacht wurden.*)

Athenäus nennt überhaupt alle Schöpfungen der Dichter und Dichterinnen „bienengeflügelte Melodien der Musen“ (XIV,8).

Naheliegend ist dann der Vergleich der dichterischen Produkte mit dem Honig. Höchst anmutig und galant werden in der griechischen Anthologie die Verse der Sängerin Erinna mit den honigvollen Waben der Bienen verglichen:

„Sieh hier Waben Erinnens, der Lesbischen! Wenn sie auch klein sind,
Füllet sie doch durchaus Honig vom Helikon an.
Dreimalhundert der Zeilen des neunzehnjährigen Mädchens
Gleichen, erhabner Homer, deinem heroischen Lied.
Mochte die Spindel sie drehn, dem Gebote der Mutter gehorsam,
Oder am Webstuhl stehn, diente den Musen sie doch!“

Noch sei bemerkt, daß das „Honigsüß“ im Sprachgebrauch der Alten durchaus von dem fade und heuchlerisch prädizierten „Zuckersüß“**) der hochdeutschen Sprache unterschieden werden muß. Honigsüße war das Kennzeichen der durch Wahrheit überzeugenden und zugleich durch Wohllaut, Ruhe und Ebenmaß der Gedankenentwicklung gefälligen Redekunst. Das hat für den griechischen Sprachgebrauch schon Homer ein für allemal festgestellt, wenn er in der Ratsversammlung der Fürsten nach dem donnernden Peliden, der im Zorn das goldene Scepter auf den Boden schmettert, und nach dem lautwütenden Agamemnon, den ruhigen Alten von Pylos mit holder, gemessener Rede eingreifen läßt, Nestor,

„Dem von der Zung' ein Laut' wie des Honigs Süße daherfloß.“
(Il. II, 249.)

---

*) Dieselbe Ehre widerfuhr dann im Mittelalter dem Isidorus Hispalensis, dem h. Dominicus und dem Herold der Kreuzzüge Bernhard v. Clairvaux (Doctor mellifluus).

**) Es ist eine treffende Bemerkung, welche Alex. v. Humboldt gelegentlich in seinem klassischen Kosmos macht, daß sämtliche modernen Kolonialprodukte (Zucker, Kaffe u. s. f.) trotz ihrer Verbreitung über die ganze civilisierte Welt dennoch keine dichterische Verwertung erfahren haben, wie solche unserem Honig oder dem Wein zu teil wurde.

Die Biene ein Symbol der Liebe.

Wir haben gesehen, wie in der Mythologie der Inder die Bienen ein specifisches Symbol des Liebesgottes Kama waren. Es ist eine interessante mythologische Parallele, daß auch Griechen und Römer die Bienen und ihre Produkte als Symbole der Liebe und ihres süßen Dienstes erwählt haben. Schon Theokrit (VIII, 83), gesteht:

„Süßer ist nichts als Liebe; die anderen Segnungen alle
Kleiner; den Honig sogar weiset die Liebe zurück."

Auch im hohen Olymp kann es nichts Süßeres geben:

„Sicher, du trankst, Ganymedes, mit Nektar getränkete Küsse;
Vater Zeus, er selber, schenkt' sie dem Lieblinge ein.
Aber auch ich sog, als ich Antimachus küßte,
Der vor allen erglänzt, lauteren Honig ins Herz."
(Silentiarius bei Jacobs IV, 41.)

Dem Freunde offenbart der beglückte Verliebte das Glück seiner Liebe mit den Worten:

„Dir sind die weichen Küsse der Damno
Und ihres nektarischen Mundes lieblicher Honig bekannt."
(Silentiarius bei Jacobs IV, 41.)

Wie reizend vergleicht Sappho die unberührte Schönheit der jungen Braut mit dem im Laubwerk des Baumwipfels versteckten Honigapfel:

„So wie der Honigapfel am oberen Zweige sich rötet,
Hoch am obersten Ast; ihn vergaßen die Pflücker der Äpfel;
Nein! sie vergaßen ihn nicht, sie konnten ihn nur nicht erreichen."

In nächste, symbolische Beziehung treten die Bienen zu Eros (Amor) selbst, dem Sohne und Boten der „schaumgeborenen" Göttin der Liebe. Als einen Jüngling auf jener Markscheide des Lebens, wo die Liebe in der Sehnsucht nach dem Ideal erwacht und alle Stimmung in dieser Poesie aufgeht, hat ihn Praxiteles, dieser größte Lyriker unter den Meistern der antiken Plastik, dargestellt. Das Haupt des Eros ist sanft geneigt; ein gewisser Ernst schaut auf der heiteren, glatten Stirne, ein halb schalkhaftes, halb schwermütiges Lächeln spielt um die Lippen; alle Züge reden von dem Süßen, welches dem

Jüngling vor der Seele schwebt. So ist er der zartgeflügelte Gott, welcher mit dem süßen Pfeil die Menschenherzen trifft, um die Liebe zu erwecken, die er selber fühlt.

„Den er empfunden, den Gott, hier offenbart ihn der Künstler,
Wie er das Urbild selbst trug in der liebenden Brust.“

Dagegen ist die Vorstellung von den Eroten als kleinen neckischen Koboldén, die mit den Verliebten ein mutwilliges Spiel treiben, eine spätere Fortbildung und zwerghafte Verkleinerung des Eros, obwohl gerade diese Auffassung bei den Epigrammatikern und auf den Gemmen, wo Eros die mannigfachsten Proben von Schalkhaftigkeit und Mutwillen leistet, außerordentlich beliebt ist. Eros und die Bienen — das ist eines der lieblichsten und fruchtbarsten Motive der Dichter und Künstler des Altertums und in Nachahmung derselben auch der Modernen. Das antike Gegenstück dazu ist Amor und Psyche, dieses klassische, vom zartesten poetischen Duft umwobene, Liebesmärchen der alten Welt. Ist es nicht merkwürdig, daß gerade zwei Angehörige der sonst nicht viel beachteten Insektenwelt, die Biene und der Schmetterling, die auserwählten Symboltiere für die Liebe wurden? Eros führt nicht nur goldene Pfeile, welche Liebe entzünden, sondern auch bleierne, welche die Liebe verscheuchen; bald taucht er dieselben in Honig, um durch Liebe glücklich zu machen, bald in Galle, um zwischen den Liebenden Verdruß zu bereiten (Ovid, Metamorph. I, 488 f.).

Eines der schönsten und sinnigsten Motive für den Dichter wie für den Künstler ist der von der Biene gestochene Eros. Wir besitzen darüber zwei Variationen aus dem klassischen Altertum und unzählige Nachahmungen bei den Neueren, die wir hier, weil es sich bei den letzteren doch nur um poetische Ausmalerei der antiken Grundidee handelt, gleich folgen lassen. Der lebensfrohe Anakreon, der eigentliche Sänger des „goldgelockten Eros“, scheint unter den Griechen der erste gewesen zu sein, welcher den glücklichen Einfall hatte, den Liebesgott den Stachel der Bienen fühlen zu lassen.

„Eros fand einst ein Bienlein
In einer Rose schlafend,
Und ward von ihm gestochen.
Kaum fühlt er sich am Finger
Der kleinen Hand verwundet,
So lief, so flog er weinend
Hin zu der schönen Kypris.
„„O weh! o weh! ich sterbe,
Ich bin gebissen worden
Von einer kleinen Schlange,
Die aber Flügel hatte,
Der Landmann nennt sie Biene.““
Da sprach sie: „„Macht der Stachel
Der Biene solche Schmerzen:
Wie meinst du, daß es schmerze,
Wenn du, mein Sohn, verwundest!““
(Nach der Übersetzung von Ramler.)

Die andere klassische Variation, welche von der eben angeführten nur darin abweicht, daß sie Eros zum bestraften Honigdieb macht, rührt von Theokrit her:*)

„Einst ward Eros, der Dieb, von den zornigen Bienen gestochen,
Als er Honig dem Korb entwendete. Vorn an den Händen
Hatten sie all' ihm die Finger durchbohrt; er blies sich die Hände,
Schmerzvoll, sprang auf den Boden und stampfte. Jetzo der Kypris
Zeigt er das schwellende Weh' und jammerte, daß so ein kleines
Tierchen die Biene nur sei und wie mächtige Wunden sie mache.
Lächelnd die Mutter darauf: Bist du nicht ähnlich dem Bienlein?
Schau, wie klein du bist und wie mächtige Wunden du machest!“
(Übers. von J. H. Voß.)

Eine etwas andere Deutung derselben Idee ist folgende Eros-Episode des spanischen Dichters Estevan Manuel de Villégas*):

---

*) Von dieser tragikomischen Familienscene besitzt die Kunst eine ganze Reihe trefflicher Genrebilder. Am bekanntesten sind diejenigen von Lukas Kranach dem Älteren, der diese Scene nicht weniger als fünfmal behandelt hat (vgl. Schuchardt, „Lukas Kranach, des Älteren Leben und Werke“, 1851, Bd. II, S. 17 (zweimal), 101, 127, 146). Siehe das Titelbild unseres Buches!

*) In dessen „Las Eroticas“ (1620), welche sich durch Zartheit

„An einem Rosenstocke
Sich Bien' und Amor treffen,
Die beiden Plagegeister
Der Blumen und der Herzen.
Mit Pfeilen hat der Knabe
Den Köcher wohl versehen;
Die schärfste Spitze führet
Der Stachel des Insektes.
Die Biene mit Gesumme
In Kreisen sich erhebet,
Und er, der Lose, kichert
Und trillt sich tausend Verschen.
Allein bald finden Rache
Die Blumen wie die Herzen;
Er geht hinweg verwundet
Und sie bleibt tot zur Stelle."
(Aus Hofmanns Blüten spanischer Poesie.)

Der italienische Dichter Zappi läßt in einem Liebesgedicht eine Unzahl Eroten, als neckische Kobolde, wie ein Bienenschwarm über die Geliebte herfallen. Sie hängen sich in ihr schwarzes Haar, sie steigen mit lodernden Fackeln in die schönen Augen, sie verstecken sich hinter den dunklen Augenbrauen und — schießen von all' diesen Bastionen und Schanzen ihre Pfeile auf den Liebhaber. Eine Biene, der kleinste Kobold, verkriecht sich sogar in ihren Busen.*)

Weniger anmutig, aber immerhin originell ist das Schicksal, welches dem schlafenden Eros von seiten der Honig suchenden Bienen in einem Gedichte von Conz begegnet:

„Als wir tiefer kamen ins Dunkel des heiligen Haines,
Lag wie ein purpurnes Äpfelchen hold, der Knabe Cytherens,
Ab den Bogen gelegt und den pfeilverwahrenden Köcher;
Diese hingen am Baum, vom säuselnden Laube geborgen.
Lächelnd lag er, von Schlummer umstrickt, auf Blättern von Rosen.

---

der Empfindung und süßen Wohllaut der Sprache auszeichnen und dem Dichter den Beinamen des spanischen Anakreon eintrugen und sichern.

*) Vgl. den ganz ähnlichen symbolischen Gedanken in dem berühmten Freskobild von Sodoma „Alexander und Roxane" in der Farnesiana in Rom.

Goldene Bienen umkrochen des Schlafenden wächserne Lippen,
Krochen hinein und heraus und sogen den Honig der Liebe."

Eine artige Rache nimmt Eros als „gestochener Amor" in einem Sinngedicht bei Lessing:

„Als Amor in den goldnen Zeiten
Verliebt in Schäferlustbarkeiten
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da stach den kleinsten von den Göttern
Ein Bienchen, das in Rosenblättern,
Wo es sonst Honig holte, schlief.
Durch diesen Stich ward Amor klüger.
Der unerschöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegslist nach:
Er lauscht' in Rosen und Violen,
Und kam ein Mädchen sie zu holen,
Flog er als Bien' heraus und — stach."

Unter aller Kritik ist die rohe, indecente Behandlung des Lieblings der Götter und Menschen bei dem Satiriker des dreißigjährigen Krieges, Michel Moscherosch in seinem Buche „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte (vgl. Sueños des Quevedo y Villégas) Philanders von Sittewalt." Der arme Eros gerät, nachdem ihn die Bienen zerzaust haben, in die Hände roher Landsknechte, welche ihn durchprügeln. Hier hört die Poesie auf.

Ehe wir aber dieses interessante Kapitel schließen, müssen wir noch die Symbolik des Kusses, dieses Siegels und Pfandes der Liebe, durch die Biene in einigen der schönsten poetischen Deutungen zum Worte kommen lassen. Daß die Liebe im süßesten Kuß einen Stachel in das Herz drückt, davon giebt ein liebliches Sinngedicht (aus der griechischen Anthologie) Kunde:

„Blumenkosende Biene, warum verlässest du deine
Süßen Blumen und störst summend den liebenden Kuß?
Oder willst du mir sagen, o Freund: die Biene der Liebe,
Auch im süßesten Kuß drückt sie den Stachel ins Herz."

Neu und schön, ganz in dem Geiste der Alten, ist Logaus reizende Dichtung, daß die Bienen aus den Küssen entstanden

seien, welche Venus dem Adonis gab. Die Bienen erinnern durch die Süßigkeit ihres Honigs an Aphrodites Liebesglück und durch ihren Stachel an des Adonis Tod:

„Mädchen, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Mädchen, habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Als sie den Adonis liebte,
Der sie liebt' und auch betrübte?
Wann im Schatten kühler Myrten
Sie sich kamen zu bewirten,
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer sie die Zeit vermissen,
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer um die Wette,
Eines ward des andern Klette,
Bis es Venus so verfügte,
Die dies Thun sehr wohl vergnügte,
Daß die Geister, die sie hauchten,
Innen blieben, nie verrauchten,
Daß die Küsse Flügel nahmen
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Meer der Lüfte,
Wiesen, Wälder, Feld und Klüfte,
Scharten sich zum Küssen immer.
. . . .
Aber Neid hat scheel gesehen
Und Verhängnis ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis' Totengräber.
Venus, voller Zorn und Wüten,
Hat gar schmerzlich dies erlitten.
Als sie mehr nicht konnte schaffen,
Ging sie, ließ zusammenraffen
Aller dieser Küsse Scharen,
Wo sie zu bekommen waren,
Macht' daraus die Honigleute,
Daß sie geben süße Beute;
Daß sie aber auch daneben

Einen scharfen Stachel gäben,
So wie sie das Küssen büßen
Und mit Leid ersetzen müssen."

Tasso läßt seinen Aminta berichten, wie auf grüner Au eine Biene um die Rosenwange der Phyllis schwärmte, sie für eine Blume nahm, anflog und stach. Da nahte Silvias Lippe der Schmerzensstelle, Zaubersprüche flüsternd, und ihr Mund heilt was er berührt. Aminta wird bald darauf in die Lippe gestochen und fleht um Heilung, die ihm gewährt wird:

„So süß entsaugen Bienen
Den Honig keiner Blum', als ich ihn sog
Aus jenen frischen Rosen;
Wenn gleich die glüh'nden Küsse
Nach feuchtem Labsal lechzend,
Von Furcht und Scham gezügelt
Nur leisere Berührung
Und minder kühne wagten.
Doch während jene Mischung
Von Gift und Süße heimlich
Und sanft mir in das Herz drang,
Empfand ich solch' Entzücken,
Daß ich mich stellt', als sei noch immer nicht
Der herbe Schmerz gewichen;
So kam's denn, daß sie mehrmals
Den Zauber wiederholte."

Dies liebliche Motiv entnahm Tasso aus einem idyllischen Roman der Alexandrinerzeit, Klitophon und Leukippe von Achilles Tatius.

Guarini, den die Italiener den „Dichter des Kusses" par excellence nennen, sucht den Dichter des „Gerusalemme liberata" in diesem Punkte noch zu übertreffen, anknüpfend an Theokrit, welcher des Kußwettspiels gedenkt, das die Megarer einst zu Ehren ihres Gastfreundes Diokles eingerichtet:

„Ihm um das Grabmal stets versammeln sich, hebet der Lenz an,
Jünglinge, eifrig bemüht Siegpreis zu gewinnen im Wettkuß.
Wer holdseliger nun anheftete Lippen an Lippen
Schwer mit Kränzen behängt hinwandelt er heim zu der Mutter."

Die schöne Amarillis ist von Arkadien gekommen, Mirtill liebt sie und noch ganz jugendzart mischt er sich als Mädchen verkleidet unter die Mädchen. Diese wollen den Kußwettstreit der Männer auch einmal probieren; Richterin sei, wer den „kußlichsten“ reizendsten Mund hat. Das ist Amarillis. Jede nach dem Los geht nun hin, um ihre Lippen auf dem seligen Probierstein der Anmut zu versuchen. Mirtills ganze Seele schwebt auf seinem Munde, all sein Gefühl fließt in Einen Punkt zusammen und wird zum — Kuß. Seine Glieder zittern vor dem Raub, den er begehen will, aber ihr heiteres Lächeln richtet ihn auf. So lange der Druck seines Kusses die geküßten Lippen schließt, empfindet er nur lautere Süßigkeit. Als sie aber wieder küßt, da fühlte er den Stachel der Liebesbiene im Herzen sanft und tödlich. Sie reicht ihm den Kranz, der ihm auf der Stirne brennt; er setzt ihn der Geliebten auf, sie reicht ihm die Blumen aus ihren Locken, die er noch trägt zum schmerzlich holden Angedenken. Die Hirten singen:

„Der Kuß ist tot, der nicht erwidert wird!
Nur dann, wenn Mund an Mund sich schmiegt,
Der süße Pfeil von Amors Sehne
Nach Einem Punkt in beiden Herzen fliegt,
Wenn der empfang'ne Kuß die Schöne,
Wie der, den selbst sie giebt, vergnügt,
Wenn beider Wonne gleich sich wiegt,
Da küssen sich die Seelen und mit ihnen
Zieh'n Lebensgeister in die küssenden Rubinen,
Und quillt in sel'gem Lustverguß
In jedes Herz des andern Überfluß,
Es wird, wie es verborgen war,
Ein süßestes Geheimnis offenbar.“

Eine recht glückliche Nachahmung der erwähnten Logauschen Mythe brachte Bereslas in seinem „Ämsen-Immenkrieg“, von dem weiter unten (s. german. Völker und III. Teil, klassische Beilagen) die Rede sein wird, zu stande:

„Venus, von glücklicher Liebe beseelt zu dem holden Adonis,
Sprach: der seligen Zeit verbleib' ein lebendiges Denkmal!

Da entquollen den Händen der Himmlischen Wundergeschöpfe.
Leicht auf ätherischen Schwingen entschwebten sie, gleichwie der Liebe
Süße Gedanken, durchs Frühlingsgefild in die lockende Ferne.
Immer nur suchend das Eine, des Lebens liebliches Labsal,
Wo es aus himmlischer Höh' in Blumenherzen sich senkte,
Selig im Suchen und Finden und selig im Wiedergeben.
Cypria lächelte süß, voll Freud' an dem sinnigen Werke.
Aber das Schicksal lauerte schon, heimtückisch und plötzlich
Brach es herein, und der Herrliche sank vom Zahne des Ebers.
Nun in unendlichem Leid durchschweifte die trauernde Göttin
Hain' und Gebirg' — das bang nachrief die weinende Stimme —
Bis sich ihr Herz der Thränen gesättigt. Da rief sie mit Wehmut
Ihre kleinen Trabanten: Die Rose der Liebe hat Dornen,
Schmerzliche Dornen, auch euch nicht mangle der bittere Stachel!
Seid denn, wie meine Liebe, Bereiter der Lust und der Schmerzen!
Allen nun legte den Stachel sie an. So wurde den Bienen
Göttlicher Ursprung, süßes Gewerb' und tödliche Waffe!"

In den „Stimmen der Völker" übersetzte Herder ein sehr stimmungsvolles sicilianisches Liebeslied von Meli (dem Honigreichen), wo die honigsuchenden Bienen zuletzt an die Honiglippen der Geliebten, als die wahre Honigquelle, gewiesen werden:

„Sag', o sag', du kleine Biene,
Wohin eilst du schon so frühe?
Noch auf keinem Wipfel taget
Nur ein Strahl der Morgenröte?

Allenthalben auf den Wiesen
Zittert noch der Nachttau funkelnd.
Nimm in acht dich, daß er deinen
Goldnen Flügelchen nicht schade!

Sieh! die Blümchen alle schlummern
Noch in ihren grünen Knospen,
Schließen noch die Köpfchen träumend
Dicht an ihre Blütenbettchen.

Doch, du schlägst so rasch die Flügel,
Eilest emsig deines Weges!
Sage, sage mir, o Bienchen,
Wohin gilt's, wohin so frühe?

Suchst du Honig? Wenn's nichts andres,
So laß ruhen deine Flügel,
Ich will dir ein Plätzchen zeigen,
Da du immer Honig findest.

Kennest du nicht meine Nice,
Nice mit den schönen Augen?
Ihre Lippen hauchen süße
Süßigkeiten unerschöpflich.

Auf der purpurfarb'nen Lippe
Meiner einzig Hochgeliebten,
Da ist Honig, auserles'ner,
Da, o Bienchen, sauge, sauge!"

Es ist ein den herben Schmerz versüßender Scherz, wenn der Dichter das von der Biene auf den Mund gestochene Mädchen damit tröstet, daß die Biene gewiß den Mund mit der schönsten Rose verwechselt haben müsse, bis die Gestochene selbst auf den Scherz eingeht und unter Thränen lächelt. Oder der Dichter wird auf die in der Nähe der Geliebten summende Biene eifersüchtig und jagt sie als Nebenbuhler weg:

„Süße, warme Frühlingsluft,
Wenn bequem mit offner Brust
Lehnt im Fenster meine Schöne,
Hört der Nachtigallen Töne,
Unbesorgt, daß man sie sähe,
Weil sich rings in dichter Nähe
Bäume vor ihr Fenster drängen,
Welche schwer voll Blüten hängen.
Ich, geschmiegt an ihre Seite,
Zieh', indem ich mit ihr streite,
Ob ihr Busen weißer sei,
Einen Blütenzweig herbei.
Aber, ehe wir's verglichen,
Ist sie schnell zurückgewichen,
Weil ein kleines Bienchen sie,
In dem Blütenschnee versteckt,
Plötzlich summend hat erschreckt.
Kleiner Nebenbuhler, flieh!
Ruf ich aus und schüttl' ihn weg,
Und ein Kuß versüßt den Schreck.

Der couragierte Liebhaber thut noch mehr als dies; er küßt den Bienenstich — Süße wie Schmerz — als Beschützer der Geliebten von der Lippe weg. So in dem galanten Gedichtchen von Haug:

„Ich wallte jüngst, o Cölestine,
Mit dir am Silberbach,
Als plötzlich lüstern eine Biene
Dich in die Lippe stach.

Da küßt' ich von dem Rosenmunde
Die Süße wie den Schmerz.
Der Honig blieb auf meinem Munde;
Der Stachel ging ins Herz."

Julius Mosen hat den Bienenstachel allegorisch zum Werkzeug der Liebesrache verwandelt:

„Im Blumenkelch gefangen
Sie eine Biene trug,
Es glühten ihre Wangen,
Es flatterte das Tuch.

Sie rief: „„Ich laß es brummen,
Und wär' es auch dein Herz!
Es mag auf Freiheit sinnen,
Es gilt mir alles Scherz.""

Doch plötzlich war gesprungen
Ein Blumenblatt entzwei,
Die Biene vorgedrungen
So zornig, wild und frei.

Sie hat sich auch gerochen
An ihrem harten Sinn,
Hat in die Brust gestochen
Die schöne Quälerin."

Und Gottfried Keller singt:

„Ich halte dich in meinem Arm, du hältst die Rose zart,
Und eine goldne Biene tief in sich die Rose wahrt.
So reihen wir uns perlenhaft an Einer Lebensschnur;
So freu'n wir uns, wie Blatt an Blatt sich an der Rose schart;
Und zuckt mein Kuß auf deinen Mund, so zuckt die Flammenspur
Bis in der Biene Herz, das sich dem Herz' der Rose paart."

Auch in die darstellende Kunst reicht diese erotische Bienensymbolik mannigfach hinüber. Auf vielen alten Gemmen ist der, einen Bienenkorb umstürzende, Eros eine sehr beliebte Figur. Ein von Bienen umschwärmter Blumenstrauß ist Sinnbild der üppigsten weiblichen Lebensfülle. Geschäftige Bienen, welche auf Gemälden von Blume zu Blume fliegen und eine nach der andern durch einen Kuß der Süßigkeit berauben, sind Sinnbilder für Liebesboten.

Während die Biene bei der antiken Poesie und Kunst, welche beide mythologisch motiviert waren, in der Symbolik der Liebe die fruchtbarsten und sinnigsten Deutungen fand, ist dieselbe nach dieser Richtung bei den Germanen und Slawen vollständig leer ausgegangen. Für das Liebesleben der germanischen Phantasie liegen die Symbole mehr in der Pflanzenwelt als im Tierreich; die Biene wenigstens kommt als Liebessymbol zu gar keiner Verwendung. Dies der Grund, warum wir uns erlaubten, in diesem Abschnitt die An- und Nachklänge der klassischen Bienen-Erotik bei den Neueren hier vorauszuschicken.

Die Bienen ein augurisches Symbol.

Das augurische Moment ist ein Charakteristikum aller Naturreligionen. Die Gottheit offenbart ihren Willen in Bezug auf die Menschen bei besonders wichtigen, bevorstehenden Ereignissen durch allerlei außerordentliche Naturerscheinungen, welche dann als günstige oder ungünstige Vorbedeutung (omen) erfaßt, beobachtet, und von den dazu in erster Reihe befähigten Priestern gedeutet werden. Die ganze sichtbare Welt, der Himmel wie die Erde, das Pflanzenreich wie das Tierreich und das Menschengeschlecht, sind der Schauplatz solcher Offenbarungen. Besonders augurischen Charakter hatte die Vogelwelt, daher die bei Griechen und Römern systematisch ausgebildete Kunst der Auspizien und Augurien. Unter den Insekten stehen die Bienen als augurische Symbole oben an. Mit den Vögeln haben sie die freie, un-

gehemmte Bewegung durch die Luft, den ätherischen Flug zum Licht gemeinsam; besonders aber gab das geheimnisvolle Leben der Bienen als organisiertes Volk mancherlei symbolische Beziehung auf Leben und Schicksal der Menschen ab. Allgemein verbreitet war der Glaube, daß Bienenschwärme, welche sich an Häuser anhängen, Feuersbrunst bedeuten:

„molitasque examen apes passimque crematas
perbacchata domos nullis incendia causis."
(Claudian b. get. 241.)

oder Unheil überhaupt:

„examen apum in arbore praetorio imminente consederat."
(Liv. XXI, 46.)

„fastigium capitolii examen apum insedit."
(Tacit. annal. XII, 64.)

In der griechischen Sage ist das Schwärmen der Bienen aber auch ein Symbol der Kolonienbildung für das Volk (Ael. var. XII, 40). Wie ein Rabe die Kolonie des Battus nach Kyrene (Kallim. hymn. in Apoll. 66), der Wolf diejenige der Irpiner (Strabo II, 208) leitete, so haben nach Philostratus die Musen in Bienengestalt die Jonier nach Asien geführt, die Nymphen, ebenfalls in Bienengestalt, den Ephesiern den Ort für die Erbauung ihrer Stadt bezeichnet. Der Bienenschwarm, welcher sich zu Laurentum auf einen heiligen Lorbeerbaum niederließ, verkündet die Ankunft des Äneas und seiner trojanischen Kolonie in Italien.

Daß Bienenschwärme als bedeutungsvolle Zeichen der Herrscherwürde angesehen wurden, erzählt Cicero (de divin. I, 33, 73): Als Dionysius von Syrakus noch nicht König war, wollte er eines Tages im Leontinischen Gebiete durch einen Fluß reiten, aber sein Pferd versank in Strudeln und konnte mit keiner Anstrengung herausgezogen werden. Dionysius ging ärgerlich weiter. Gleich darauf hörte er hinter sich Wiehern; er sah sich um, da kam sein Pferd lustig dahergerannt und an seiner Mähne saß ein Bienenschwarm. Was dieses Wunder

prophezeite, traf richtig ein, indem Dionysius wenige Tage nachher König wurde.

Livius (XXVI, 23) berichtet aus der Zeit des zweiten punischen Krieges, daß ein ungeheurer Bienenschwarm sich auf dem Marktplatze zu Casinum niedergelassen habe, während gleichzeitig im Tempel des Jupiter zu Cumae Mäuse das Gold benagten und in Campanien mehrere Tempel und Grabmäler vom Blitz getroffen wurden. Das waren „drohende Zeichen", wegen deren ein allgemeiner Bettag ausgeschrieben und einige Tage lang mit ungünstigem Erfolg geopfert wurde. Endlich verhießen die Opfer Glück und es zeigte sich bald, daß das Unglück die Konsuln Quintus Fulvius und Appius Claudius allein traf, während der Staat ohne Schaden davon kam.

Dem Pompejus war der ungünstige Ausgang der Entscheidungsschlacht bei Pharsalus im voraus verkündet worden, indem Blitze in das Lager einschlugen und Bienen sich auf den Feldzeichen niedergelassen hatten (Dio Cass. 42).

Dem Varus wurden auf seinem verhängnisvollen Zuge in den Teutoburger Wald die Bienen, welche sich auf dem Altar im Lager niederließen und dort Wachszellen ansetzten, ein schlimmes Vorzeichen (Dio Cass. 46).

Als Drusus im Jahre 12 unserer Zeitrechnung mit einem Heere den Zug in die untere Wesergegend ausführte, ließ sich vor dem Zelte seines Lagerpräfekten Hostilius Rutilius ein Bienenschwarm um ein starkes Seil und einen Lanzenschaft nieder. Die Haruspices deuteten dieses Omen als böses Vorzeichen. Der Erfolg war aber ein anderer als der gefürchtete. Drusus schlug bald darauf die siegreiche Schlacht bei Arbalo, woraus die Soldaten den Schluß zogen, daß die Wissenschaft der Haruspices nicht unfehlbar sei (Plin. XI, 18).

Der Tod des Kaisers Claudius wurde durch einen Kometen, einen blutigen Regen, die freiwillige Öffnung des Tempels des Jupiter Victor und besonders dadurch angezeigt, daß sich ein Bienenschwarm im Lager niederließ (Dio Cass. 42).

Cicero berichtet, daß sich bei den öffentlichen Spielen ein Bienenschwarm auf der Arena niedergelassen habe. Dieses Wunder galt den Konsuln für so wichtig, daß Zeichendeuter aus Etrurien geholt wurden (de harusp. resp. 3).

Als sich ein Bienenschwarm an die neben dem Isistempel auf dem Kapitol stehende Herakles-Bildsäule festgesetzt hatte, wurde der Tempel der ausländischen Gottheit, welche dieses Omen im Glauben der Patrioten veranlaßt hatte, sofort niedergerissen.

Es ließe sich die Zahl dieser Beispiele noch um ein Erkleckliches aus den alten Schriftstellern vermehren.

Die angeführten Beweisstellen dürften zur Genüge darthun, daß die Bienen von besonderer augurischer Bedeutung waren und zwar für das Wohl und Wehe des Staates so gut als für Leben und Tod der jeweiligen Cäsaren oder Feldherren. Selbst die Adler der Legionen wurden durch das unheilverkündende Eintreffen der geflügelten Amazonen im Lager in ihrem welterobernden Siegesflug zeitweilig beängstet.

Die religiöse Unterlage dieses Aberglaubens, der hier wie überall in der Masse des Volkes eine Macht war, weist über die römische Staatsreligion hinaus in die Vorzeit der altitalischen Naturreligion, wie sie noch in der Kaiserzeit, besonders in Etrurien zahlreiche Anhänger und Verehrer hatte. Sonst müßten sich doch zwischen diesem Aberglauben und der von uns quellenmäßig nachgewiesenen Symbolik der Biene in der öffentlichen Religion der Griechen und Römer irgendwelche Vergleichungspunkte auffinden lassen. Wir konstatieren hier dasselbe Nebeneinander von öffentlicher Staatsreligion und geheimem Aberglauben, welches selbst in dem hochentwickelten Geistesleben der modernen Kulturvölker eine Thatsache ist.

Vgl. Pauli: „Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften."
Friedländer: „Römische Sittengeschichte."
Göll: „Kulturbilder aus Hellas und Rom."
Magerstedt: „Bilder aus der römischen Landwirtschaft."
Mejer: „Tierkunde des Aristoteles."
Schwenck: „Sinnbilder der alten Völker.
Creuzer: „Symbolik."
Lübke: „Grundriß der Kunstgeschichte."
Heine: „Die germanischen, egyptischen und griechischen Mysterien."
Stark: „Mythologische Parallelen."

Fünftes Kapitel.

Bei Germanen und Slawen.

„Du gepriesenes Land des germanischen Volkes, wie bist
du vor andern gesegnet,
Daß der schwelgende Blick ringsum auf der Flur nur
des Reichtums Fülle begegnet.
Tief beuget die köstliche Ähre den Halm und die Saaten,
die goldenen Wogen,
Und heimwärts schwankt die erfreuliche Last von stampfenden Rossen gezogen.
Da gedeihen erquickliche Früchte genug, frisch glänzend
in dunkelem Laube,
Und es träufelt, auf sonnigen Hügeln geglüht, uns der
Wein aus köstlicher Traube.
Breit rauschen die herrlichen Ströme hinab, nach dem
Meer in Eile gewendet,
Von dem Kiele gefurcht, der Schätze uns bringt von
entferntester Zone.“
(Hoffmann.)

Mit diesem schönen Hymnus eines wackeren Deutschen auf seine gesegnete deutsche Heimat betreten wir den lieben vaterländischen Boden, als letztes Kulturgebiet der Bienen, als letzte Station auf unserer symbolischen Wanderung vom Osten zum Westen, vom Süden zum Norden. Sei uns willkommen, teures Vaterland, du liebe, traute Heimat, in der unsere Wiege stand und so viele Gräber teurer Lieben gegraben sind! „Des Deutschen Vaterland“, nicht im engeren politischen Sinne des neugeeinten Deutschen Reiches, dessen wir uns freuen, sondern jenes größere, weitere, ideale, von dem der „Deutscheste der Deutschen“, unser Ernst Moritz Arndt gesungen hat, — es ist ein großes und schönes Land, der Liebe und des Lobes wert. Gottlob, daß wir Deutsche sind und singen und sagen dürfen: „das schöne Land ist uns bekannt, es ist ja unser Vaterland!“

Bei Griechen und Römern, in deren Mitte wir im vorigen Abschnitte weilten und die klassische Symbolik unserer Lieblinge inmitten eines klassischen Volkes bewundern durften, galt das deutsche Land, der Wohnsitz der germanischen Völkerstämme, nicht für schön; es war den Südländern nicht sympathisch und im Grunde genommen auch nur zum geringen Teil bekannt.

Tacitus, welcher doch gewiß allen guten Willen hat, von Deutschen und Deutschland nur Gutes zu reden und in seiner Germania diesem standard-work deutscher Kraft, Frömmigkeit, Zucht und Sitte die Altvorderen fast über Gebühr mit Ruhm bedeckte, läßt mit der Nord- und Ostsee — „die Natur" enden und zwar nicht blos im geologischen Sinn, daß dort bei den Hyperboräern der orbis aufhöre, sondern in dem ethischen Sinne zugleich, daß dort das Leben der Natur eigentlich nicht mehr lebenswert und genießbar sei, so wie wir etwa heute von Spitzbergen und Nowaja-Semlja reden würden.

Plinius, der Polyhistor, erzählt anderen nach, daß die Bewohner der deutschen Nordküste von Hafer und Vogeleiern leben; er glaubt sogar, daß die dort lebenden Menschen Pferdefüße haben und den nackten Leib mit übermäßig langen Ohren bedecken, ähnlich wie die Fledermäuse mit ihren Flügeln zu thun pflegen, wenn sie kopfüber ihr Winterschläfchen machen. Das sind allerdings Übertreibungen und zwar unbewußter Art: die Thatsachen wurden den nicht als Augenzeugen Berichtenden schon entstellt zugetragen und die Eindrücke der wenigen Augenzeugen, der Seefahrer, die den Bernstein an der Ostsee und das Zinn an Britanniens Küste holten, der Legionssoldaten, die nur vorübergehend bei einem Vorstoß in das germanische Binnenland einen oberflächlichen Einblick thun konnten, sind unklar und verschwommen, in gewisser Hinsicht auch ungerecht, sofern den an einen blauen, sonnigen Himmel gewöhnten Südländer der bleierne, nebelumwölkte, hagel- und schneeschwangere Himmel unserer Breiten wenig zusagte. Und doch ist das deutsche Land zu keiner Zeit, auch damals nicht, so rauh und

unwirtlich, so öde und traurig gewesen, als die Berichte der alten Schriftsteller vermuten ließen. Die Natur hat unsere Heimat weder allzu üppig, noch allzu kärglich bedacht. Wenn sie uns mit den melancholischen Nebeln, dem Schnee und Frost eines oft recht harten und langwierigen Winters nicht verschont hat, so gab sie uns dagegen auch einen blütenreichen Frühling, früchtereifende Sommerwärme, „wo lau die Lüfte weh'n, die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend steh'n“ und einen klaren milden Herbst, voll Früchten und Freuden. Und welch eine großartige Abwechselung bietet dieses germanische Land: Von den schneebedeckten Alpengipfeln im Süden durch eine große fruchtbare Hochebene, welche der Donaustrom dem Aufgange der Sonne zu durchströmt, über herrliche waldige Bergketten und durch viele fruchtbare Thäler bis zum großen, weiten Tiefland des Nordens, zu den Haiden und Marschen der Nord- und Ostseeländer!

Ebenso sind die Bewohner dieses großen Landes nicht schlechtweg „Barbaren“ gewesen, wie sie der Römer- und Griechenstolz zu nennen pflegte. Sie sind vielmehr — und dieses Ruhmeszeugnis stellt nicht dünkelhafter Nationalstolz, sondern die Kulturgeschichte zweier Jahrtausende aus — ein überaus reich mit Kräften des Leibes und des Geistes ausgestattetes Naturvolk gewesen, der reichsten und vielseitigsten Entwicklung fähig, für die verständnisinnige Aneignung fremder, überlegener Kultur besonders glücklich veranlagt, und in seinem tiefen, reinen, gottesfürchtigen Gemütsleben von dem Herrn der Welt mit einem Himmelsschatz gesegnet, um den es alle Völker des Erdkreises beneiden müssen.

Wir Deutschen brauchen uns weder unseres Landes, noch unserer Vorfahren zu schämen. Diese haben nicht umsonst in jenem gelebt und gearbeitet, gekämpft, gelitten und gesiegt. Aus dem frost- und nebelreichen hercynischen Waldgebirge ist durch den rastlosen Fleiß vieler Geschlechter ein schönes Kulturland geworden. Aber eben dieser Urwald, von dem Plinius (hist.

nat. XVI, 2)) Wunder über Wunder erzählt, hat unsere Altvorderen als eine natürliche, große, uneinnehmbare Festung gegen die schwersten Angriffe seiner Feinde geschützt; im Teutoburger Wald sind Roms siegestrunkene Legionen in den Staub gesunken. Der Wald hat den Germanen an Leib und Seele frisch, gesund und urwüchsich erhalten, so daß es dem abgelebten Römervolk in der That als jugendlicher Erbe der Weltherrschaft, als Träger der Zukunft, entgegenschreiten konnte. Im deutschen Walde hat die deutsche Jugend ihre Kraft im Kampf mit dem wilden Getier erprobt und gestählt; wenn die „Recken ausfuhren zum Pirschen in den Wald auf Bären und Wisende“, da durfte der Sänger wohl mit der Strophe des Nibelungenliedes fragen: „wasz kunte küeners gesîn?“ Im Walde lagen jene futterreichen Weidegründe (Plin. h. n. XVII, 3), auf denen die Herden halbwilder Pferde und Rinder (pecorum fecunda, Tacit. Germ. V) ihre Nahrung suchten. Im Walde lag die dem Ackerbau dienstbar gemachte „Hufe“ mit dem Wohnhaus des Besitzers.

Im Tempel des Waldes, verborgen vor jedem profanen Blick, hatte der fromme Sinn des Naturvolkes seine Heiligtümer mit Vorliebe sich gegründet; die himmelanstrebenden Stämme uralter Eichen und Buchen, dieser riesigen, stummen Zeugen der Vorzeit, über deren Wipfel so mancher Sturm und Wetterstrahl dahingefahren ist, waren die lebendige Säulenhalle dieses Naturtempels; der um den blutigen Opferstein in Andacht versammelten Volksgemeinde rauschten die Zweige, vom Winde bewegt, ein Lied aus Walhalls fernen Räumen und was immer an frohen oder traurigen Zeichen der Griffel ihrer Geschichte aufzuschreiben hatte aus des Volkes Lust und Leid, das meldeten die Runen, eingegraben in die Rinde der Bäume, von Geschlecht zu Geschlecht. Der heilige Schauer im Halbdunkel des dichtbelaubten Haines, in dessen regen Wipfeln der Wind flüstert, während das goldne Sonnenlicht um die bewegten Blätter funkelt, aber kaum zum Boden mit warmem Strahle dringt —

er war dem altgermanischen Gemüte im Naturgefühl der Erwecker der religiösen Stimmung; diese selbst mildert und verklärt sich durch die belebende Frische, durch das freudige Grünen, durch den Hauch von Gesundheit und Kraft, in welcher sich uns die Liebe der geheimnisvollen Macht verkündet, die als Seele in allem wirkt und webt. Darum bewegen sich gerade in diesem germanischen Waldgefühl bis auf diesen Tag unsere schönsten Volkslieder, diese köstlichen Perlen echtester, religiös gestimmter Naturpoesie. Wilhelm Müller singt uns Deutschen aus der Seele:

„Im Walde bin ich König,
Der Wald ist Gottes Haus,
Da weht sein starker Odem
Lebendig ein und aus.“

Im deutschen Walde wuchs neben den heiligen Götterbäumen der Eiche und Esche, neben der weithinschattenden Buche „die Linde breit“, dieser Honigbaum unseres Vaterlandes im wahren Sinn des Wortes, mit seinem balsamisch duftenden, nektargetränkten Blütenmeer, welchen kein anderer Baum an Honigreichtum übertrifft. Was keine Palme und Ceder, keine Sykomore und Cypresse, was der heilige Ölbaum und der Weinstock nicht bietet, das schenkte die deutsche Linde im deutschen Walde ihren „lieben Gesellen“, den Bienen in reichlichster Fülle. Wenn auch kein Lotos, kein Amrabaum und keine Madhavistaude die kalten, klaren Wasser unserer Flüsse und Seen schmücken, wenn der goldglänzende Krokus und die dunkle Hyazinthe unsere Anger und Wiesen nicht zieren, es blühen auch auf deutscher Erde „der guoten Blümlein vil, gar schône grün und weiss und rot.“ — Sollte da die Mutter Natur nicht auch für die Biene gesorgt haben? Wie das deutsche Volk*) verdankt auch das Volk der deutschen Bienen dem Walde alles: Heimat, Nahrung, Schutz gegen Sturm und Kälte. Im Waldes-

*) „Dem Walde verdankt das deutsche Volk der Urzeit fast alles.“ (Felix Dahn, „Urgeschichte der german. Völker“ S. 34.)

dickicht, tief im Innern hohler Stämme und knorriger Äste wird die Bienenburg gebaut; hier werden die Honigschätze geborgen; das Volk selbst gedeiht, geschützt vor dem sengenden, erschlaffenden Glutstrahl des Hochsommers, wie vor den verderblichen Regengüssen der Gewitter, vor dem Sturm, der sich an den Waldriesen, wie an einer ehernen Schlachtreihe bricht, wie vor der erstarrenden Kälte, welche die mit Moos und Schorf bedeckte Rinde des Baumes trefflich abhält*). Lange bevor die keltischen Urbewohner, welche überhaupt der Landwirtschaft mehr zugewandt waren als die Jagd- und Kriegsspiel liebenden Germanen, die edlen Obstsorten der Kirschen, Pflaumen, der Walnuß, der Birnen und Äpfel (belgische Äpfel) in den milderen Strichen des oberen Germaniens kultivierten; lange bevor der römische Legionär im Rhein- und Moselthal den Bienenpark (alvearium, apiarium) seines Landgutes mit der Cassia einpflanzte, hatte die Biene „als wildes Tier" im deutschen Walde Heimatrecht und wahrscheinlich auch Bürgerrecht als Haustier auf „der Hufe" des deutschen Bauern gefunden. In den abgesägten Baum- und Astklötzen wurde das Volk der Waldbienen zur Wohnung des Menschen gebracht, um hier die erste primitive Pflege und Behandlung zu erfahren. Varus und Drusus (s. o.) begegnen auf ihren Eroberungszügen im Innern Germaniens Bienenschwärmen. Pytheas, der kühne Seefahrer, fand auf seiner Entdeckungsreise, die er mit einer Flotte von Cantium (Canterbury) aus über die Nordsee nach dem germanischen Festlande unternahm, in den Bernsteinküstenländern Bienenzucht vor. Die Bewohner dieser Küstenstriche strichen Honig auf ihr Brot und bereiteten aus Honig und Getreide den Met (Strabo IV, 5). In Noricum und Kärnten, also der Heimat der als tüchtige Bienenrasse bekannten Krainer Biene, waren Honig und Wachs Gegenstände des Tausch-

*) Die der Natur nachgebildete sog. „Klotzbeute" bewährt sich heutigen Tages noch in Polen, Litauen und Rußland als treffliche Bienenwohnung für die dortigen kalten Winterfröste.

verkehrs und Handels mit Italien (Strabo IV, 6). Plinius (XI, 14) erwähnt es als ein Wunder, daß er einmal eine dunkel gefärbte Honigscheibe aus Germanien gesehen habe, welche eine Länge von über acht Fuß hatte (wahrscheinlich eine alte Riesenwabe aus einem hohlen Baumstamm).

Doch erst mit der allmählichen Einführung des Christentums wurde die Bienenzucht ein lebensfähiges Stück der nationalen Landwirtschaft. Das größte Verdienst darum erwarb sich auch nach dieser Richtung die Kirche. Besonders die zahlreichen Klöster mit ihren frommen, gelehrten und fleißigen Mönchen waren zugleich die ersten Kolonisationsposten für das deutsche Land. Neben den frommen Übungen eines beschaulichen Lebens gaben sich die Mönche gelehrten Studien hin, machten das Land urbar und widmeten sich mit Vorliebe dem Obstbau und der Bienenzucht, welche sie zuerst auf eine geordnete, systematische Weise betrieben haben und zwar nicht allein des Honigs wegen, sondern besonders auch um des Wachses willen, dessen „göttliche Fettigkeit" für die Befriedigung der kultischen Bedürfnisse willkommen war. Abt Sturm, der hochberühmte Gründer des Klosters Fulda, soll seine Mönche an dem Beispiel der jungfräulichen Bienen die Vorteile eines geordneten klösterlichen Zusammenlebens gelehrt haben. Karl der Große, dieser im Krieg und Frieden gleich tüchtige, für alles Große, Schöne und Gute begeisterte Held und Kaiser, richtete auf seinen Domänen Musterwirtschaften der Ökonomie ein, wozu er die nützliche Bienenzucht mit inbegriff. Das berühmte Capitulare Karls über die kaiserlichen Landgüter (de villis vel curtis imperialibus), welches den gewaltigen Herrscher und Helden auch im kleinen und kleinsten, in der Fürsorge für das Geringste großartig erscheinen läßt, behandelt in 70 Abschnitten alle Zweige und Produkte der damaligen Landwirtschaft; darunter befinden sich auch ausführliche Vorschriften über die Pflege der Bienen (s. Mühlbacher, Leg. Car. I, 181). So konnte es nicht fehlen, daß die Bienenzucht bei unseren Vorfahren bald ein geschätzter Teil der Landwirt-

schaft wurde, wovon die bienenrechtlichen Gesetzesbestimmungen der altdeutschen Rechtssammlungen, wie die Lex Wisigoth. (VIII, 6) und die Lex Bajuv. (XXI, 1, 9) Zeugnis geben*).

Wie verbreitet schon in der frühesten geschichtlichen Zeit die Bienenzucht und -Pflege gewesen sein muß, erhellt aus den zahlreichen Ortsnamen, welche mit der Stammsilbe Imme (= Biene) anheben, Immendorf, Immenstadt, Immenhausen, Immenstaad, Immenstedt, Immendingen, Immnitz u. s. f. Trotzdem kann von einer eigentlichen apistischen Litteratur bei den Deutschen vor dem 18. Jahrhundert nicht wohl geredet werden. Die wenigen agronomischen Schriftsteller, von denen wir oben (s. Ägypten, Bugonie) zu reden Gelegenheit nahmen, behandeln die Bienenzucht und -Wissenschaft in durchgängiger Abhängigkeit von der Bienenweisheit der Alten, besonders der Römer Varro und Columella. Eine gewisse selbständigere Beobachtung verrät der einzige Konrad von Megenburg in seinem „Buch der Natur", auf welches wir im Verlaufe dieses Kapitels zurückkommen werden.

Weder in den sagenfernen Zeiten ihrer Wanderung aus den arischen Ursitzen nach Westen und Norden, noch in den

---

*) Die Biene heißt bei den alten Deutschen piâ, was Grimm in seinem „deutschen Wörterbuch" vom Stamme pi = bauen (vgl. Biber) ableitet. Im Mittelhochdeutschen heißt die Biene bic oder beie (peie), wie heutzutage noch im bayrischen Dialekt, während bîn und Imme mehr Eigentum des schwäbischen Dialektes sind; vgl. beô (altgotisch; daher beô-wulf = Bienenwolf, d. i. Specht). Verwandt ist bith (litauisch), ptsche und ptschele (russisch), ptschelen (serbisch), wčela (böhmisch), pszczola (polnisch). Alle die genannten Bezeichnungen sind Derivata aus dem sanskrit. Worte pâ (vgl. Indien, madhupa = Honigtrinker). Der Honig heißt im Altdeutschen das honag, im Mittelhochdeutschen das honeg; vgl. hunang (altnordisch), honey (englisch), honeg, hanig (altsächsisch), honing (schwedisch); dagegen übersetzt Ulfilas in seiner berühmten gotischen Bibelübersetzung das Wort μέλι (Mark. 1, 16) mit einem dem Griechischen nachgebildeten Wort: „milip". Die romanischen Sprachen schließen sich an das Lateinische apis an; abeille (franz.), ape (ital.), abeja (span.), abelha (provençal.).

ersten heidnischen Jahrhunderten ihrer Ansiedelung in den jetzt germanisierten Ländern war die Biene nachweisbar ein Kulturtier der Germanen. Dazu fehlte so ziemlich alles: Ort, Zeit, Gelegenheit und Bekanntschaft. Von einer symbolischen Verwertung der Biene und ihrer Produkte in der Mythologie der alten Germanen kann deshalb in dem Sinne wie bei den bis jetzt daraufhin betrachteten Völkern nur wenig die Rede sein. Nicht die Biene, wohl aber der Honig und das künstliche Honigprodukt des Metes, dieses Lieblingsgetränk der altgermanischen wie noch jetzt der slawischen Völker, findet in der Mythologie eine Stelle.

Im Gegensatz gegen den episch-idyllischen Hintergrund der griechischen Götterwelt trägt die germanische Mythologie einen ernsten, sogar tragischen Charakter. Die germanischen Götter stehen in unablässigem Kampfe mit den feindlichen Mächten der die Natur- und Kulturordnung bedrohenden Riesen. Dieser Kampf ist ursprünglich von dem Ringen und Wechseln der Jahreszeiten und der bald freundlich-fördernden, bald feindlich-zerstörenden Naturerscheinungen ausgegangen, später aber auf das Gebiet des Geistigen und Sittlichen übertragen worden. Eben diesen Charakter trägt in ausgeprägtester Weise der Patriarch der germanischen Götterfamilie, in dem das höchste und tiefste, das feinste und goldechteste Element des germanischen Wesens personifiziert worden ist — Odin (Wodan). Odin, der Gott des allbelebenden und alldurchdringenden Lufthauches, ist auch der Gott des Geisteshauches. Beide, Lufthauch und Geisteshauch, sind durchdringend und erfüllend, labend und erquickend, stärkend und mitsichfortreißend. Der mythologische Ausdruck dieses Geistes, der „vom Trank der Schönheit trunken“, Geister trunken macht in heiliger Begeisterung, der sie berauscht zu künstlerischem Schaffen, ist Odins Met*). Es ist kein ge-

*) Vgl. den Soma-Trank der Vedischen Götter. Indra berauscht sich im Soma.

wöhnlicher Met, sondern ihm war das Blut eines Zwergen Kwâsir, „der war so weise, niemand mochte ihn um ein Ding fragen, er wußte Antwort", beigemischt. Den Trank hatte in Verwahrung des Riesen Suttung schöne Tochter Gunnlöd, deren Liebe Odin durch List und Verkleidung erlangt und mit der Liebe, deren er sich drei Tage und drei Nächte erfreut, drei Züge aus dem wunderbaren Met. In drei Zügen hat Odin die drei Gefäße geleert und entflieht nach Walhall. Für sich und für die, welche er bevorzugt und liebt, hat Odin die Gabe der Dichtung und Weisheit gewonnen. Daher heißt die Dichtung „Odins Fang", „Odins Trank", „Odins Gabe". Nach echt germanischer Auffassung ist die wahre Dichtung Weisheit. Das Wesen dieser Dichtung ist aber trunkene, entzückte Begeisterung. Ein prachtvolles Bild der Edda (Hawamal) schildert, wie Odin selber das Erlebnis mit diesem Met erzählt:

„Der Reiher Vergessenheit überrauscht Gelage
Und stiehlt die Besinnung;
Des Vogels Gefieder befing auch mich
In Gunnlöds Haus und Gehege." (12)

„Trunken ward ich und übertrunken
In des schlauen Fialars Felsen.
Trunk mag frommen, wenn man ungetrübt
Sich den Sinn bewahrt." (13)

„Gunnlöd schenkte mir auf goldnem Sessel
Einen Trunk des teuern Mets.
Übel vergolten habe ich gleichwohl
Ihrem liebenden Herzen
Ihrer glühenden Gunst." (105)

„Ratamund ließ ich den Weg mir räumen
Und den Berg durchbohren.
In der Mitte schritt ich zwischen Riesenstaigen
Und hielt mein Haupt der Gefahr hin." (106)

„Schlauer Verwandlungen Frucht erwarb ich;
Wenig mißlingt dem Listigen.
Denn Odhrörir ist aufgestiegen
Zur weitbewohnten Erde." (107)

„Zweifel heg' ich, ob ich heim wär' gekehrt
Aus der Riesen Reich,
Wenn mir Gunnlöd nicht half, die gute Maid,
Die den Arm um mich schlang.“ (108)

Hier ist der Rausch dichterischer Begeisterung eingekleidet in den Rausch des Trankes des heiligen Met. Auch die Namen Kwâsir (= die schäumende Gärung) und Odhrörir (= Geistaufrührer) sprechen etymologisch die gleiche Lehre aus. Aber merkwürdig: Nur durch die Liebe gelangt Odin zu dem selig berauschenden Trank. Nicht ohne höchste Liebeslust wird Odin zum ersten germanischen Dichterkönig — aber auch nicht ohne tiefstes Liebesleid zu geben und zu empfangeu. Odin verläßt treulos die liebende Maid:

„Den Ringeid, sagt man, hat Odin geschworen,
Wer traut noch seiner Treue?
Den Riesen beraubt er mit Ränken des Mets
Und ließ Gunnlöd sich grämen.“ (110)

Nach den drei seligen Nächten folgen für Gunnlöd die langen, bangen Tage des sehnsuchtsvollen Grämens, das ihr Leben verzehrt. Aber der treulose Liebhaber, und wäre er ein Gott, geht nicht leer aus. Aus dem Herzen des in Glanz und Glorie thronenden Dichterkönigs klingt es in Erinnerung „an die gute Maid, die alles dahin gab“ wie die Selbstanklage eines bösen Gewissens: „Übel vergolten hab ich der Holden heiligem Herzen!“ Rührender und tiefer kann man die alte Geschichte nicht erzählen: „Wie Liebe doch mit Leide stets endlich lohnen muß.“

Auch die Kunst der tiefsten, geheimsten Weisheit floß für Odin aus diesem Met-Trunk:

„Hauptlieder neun lernt' ich vom weisen Sohn
Bölthorns, des Vaters Bestlas
Und trank einen Trunk des teuern Mets,
Aus Odhrörir geschöpft.“ (M. Edda. Hawamal 91.)

Der weise Seher Bölthorns ist Odin selbst; von sich selbst aus lernt er, ohne Lehrmeister, die Runen und Runenlieder.

Der teure Met ist das Lied, die Poesie, welche das tote Zeichen der Rune belebt und heiligt, nachdem sie selbst aus der Quelle der Begeisterung geschöpft ist. Daher das altnordische Sprichwort: „Die Runen müssen mit hehrem Met geheiligt sein" (M. Edda, Sigrdîfa 169).

Auch der Riese Mimir an der Esche Yggdrasil trinkt, sofern er das Gedächtnis der urspringlichen Dinge, überhaupt das Gedächtnis und Wissen repräsentiert, „jeden Morgen Met aus Walvaters Pfand" (Wöl. 22).

Ebenso Saga, die Göttin der geschichtlichen Überlieferung. Sie ist ja Odins Tochter und nimmt als solche schon an dem Mettrunk teil. Auch in der Heldensage begleitet der Mettrunk den Austausch wichtiger Mitteilungen. Hierher gehört der bei Trinkgelagen übliche Gedächtnistrank und der Minne-Trank zwischen zwei Verliebten. So tritt die schwedische Königstochter Hildigunn vor den Gast ihres Vaters, den Ylfing Hiörvard, mit metgefülltem Silberkelch und spricht zum Willkomm der Fremden: „Heil allen Ylfingen zu Rôlf Krakis Gedächtnis!"

Die jüngere Edda erzählt, Odin habe den Menschen Suttungs Met gegeben, wodurch diese die Dichtkunst üben können („yrkja"). So wird der Met schließlich gleichbedeutend mit Dichtkunst (skâldskapr) erklärt (Sn. 85, 87, 98). Im Rûnahal (Salm. 28, 3 f.) läßt sich ein Dichter also vernehmen:

„Einen Trunk gewann ich des kostbaren Mets,
Genetzt aus Odhrörir.
Da begann ich zu wissen und weise zu sein,
Zu wachsen und Werke zu weben;
Wort suchte mir Worte vom Wort,
Werk suchte mir Werke vom Werk."

Warum aber gerade Odhrörirs Met diese göttlichen Kräfte der Poesie weckt, sei noch zum Schlusse erwähnt. Auf seinem Weltgange kehrt Kwâsir bei den Zwergen Fialar und Galar ein. Diese laden ihn zuerst gastlich zu traulichem Gespräche ein; dann aber erschlagen sie ihn und lassen das Blut des Er-

schlagenen in den Kessel Odhrörir (= Rührer, Erreger des Lieds) und in die zwei Gefäße Sôn (= Sühne)*) und Bodn (= Angebot, reconciliatio, oblatio) rinnen. Dieses Blut wird mit Honig vermischt; so entsteht der Met der Götter und Dichter (Heims-Kr. 1, 24). Wie sinnig und wahr ist in dem Bilde einer an sich barbarisch-grausamen That hier symbolisiert, daß des Menschenlebens tragische Schuld nur im Geiste der Weisheit gewürdigt, nur in dem von der Süße der Menschenliebe begeisterten und geweihten Dichterherzen die letzte Sühne erhalten kann!

Ein Symbol des Himmelskräfte enthaltenden, Leben und Gesundheit fördernden Honigs ist jener Honigtau, welcher von der Esche „Yggdrasil“, dem Weltbaum des Universums, auf die Blätter der Bäume und Pflanzen herabfällt. Während diese Esche, ein Gleichnis der sprossenden Naturkraft, von vielen feindlichen Mächten von unten bis oben in ihrem Wachstum fortwährend bedroht ist, besprengen sie die Nornen (Schicksalsgöttinnen) täglich mit dem heiligen Wasser aus dem Brunnen Urdt, um ihn vor Welken und Fäulnis zu bewahren. Die dabei von der Weltesche auf die Erde herabfallenden Tropfen sind der Honigtau (s. o. den Honigtau auf den dodonäischen Eichen).

Als Sinnbild des himmlischen Segens kommt der Honig auch in den aus dem germanischen Heidentum herstammenden sog. „Ackersegen“ vor. Wie dem Jupiter Dapalis (Cato de re rust. 132) die daps bereitet und Weinschalen ausgegossen, hernach Hirse, Fenchel, Lauch und Linsen gesäet wurden, so gingen ähnlich bei unseren heidnischen Vorfahren dem Pflügen des Feldes Opferbräuche voraus. Ein genaues Bild eines solchen Ackersegens, in welchem nächst Milch und Mehl gerade der Honig eine Rolle spielt, ist beschrieben im Cod. exon. 5214.

---

*) Met wurde noch bis tief in das Mittelalter hinein auf die Gräber der Erschlagenen zur Mord-Sühne ausgegossen.

Die Bôt d. h. Sühne (s. o.) des durch Zauber verderbten Ackers nimmt folgenden Verlauf: „Aus den vier Winkeln des Ackers werden Rasenstücke geschnitten, darauf Öl, Hefe, Milch und Honig gelegt und das alles mit heiligem Wasser besprengt. Dann werden die Rasenstücke zur Kirche getragen und zwar so, daß das Grüne gegen den Altar gewendet ist, vier Messen darüber gelesen und die Rasenstücke noch vor Sonnenuntergang wieder auf den Acker gebracht. Nun werden die Segenssprüche gesprochen und das Umpflügen des bezauberten Ackers beginnt. In die erste Furche wird zu Anfang Mehl von allerlei Getreide gelegt; kommt der Pflüger an das Ende der Furche, so soll er dort eingegraben finden einen Topf mit Honig." „Was alles," frägt hier mit Recht Jakob Grimm (Deutsche Mythologie II, 1036), „sollen diese seltsamen Vorschriften? Nie werden Pflüger mit Honig und Milch gespeist, nie Brote und Kuchen an die Axe gesteckt? Das sind eben uralte, aus dem germanischen Heidentum in das Christentum herübergenommene Bräuche."*) Wir werden nachher bei dem andern Bienenprodukt, dem Wachse, noch mehr heidnischen Aberglauben zu konstatieren haben, desgleichen in allerlei Bienen-Bräuchen und Sprichwörtern, die wir zum Schlusse anführen werden.

Eine weit intensivere Symbolik widerfuhr der Biene bei den germanischen Völkern, seit mit dem siegreichen Durchbruch des Christentums die christlichen Heilsgedanken in Kultus, Kunst, Dichtung und Legende zur allegorisierenden Darstellung kamen. Wenn auch die Biene im Neuen Testamente gar nicht, der

---

*) Vgl. damit Hiob Cap. XXXI, 38—40, wo der alttestamentliche Dulder sich von jeglichem Vorwurf der Sünde reinigen will, auch von etwaiger Versündigung an seinem Felde:

„Wenn über mich mein Acker schreiet
Und zusamt seine Furchen weinen,
Wenn ich seine Kraft verzehrte ohne Zahlung,
So möge statt Weizen sprossen Dornengebüsch
Und statt Gerste giftiges Unkraut!"

Honig nur an wenigen Stellen (s. o. Hebräer) erwähnt wird, so ist die christliche Symbolik, auch hier in den Spuren der antiken Symbolik, als der künstlerisch maßgebenden Vorgängerin, sich bewegend, nicht arm an mancherlei typischen Bildern aus dem Bienenleben sowie der Bienenprodukte. Ein so häufiges Katakombenbild wie der Fisch, die Taube, der Adler, der Löwe, das Schäflein (des guten Hirten und agnus Dei), die Schlange (Teufel und Sünde) ist unsere Biene nicht. Doch kommt sie immerhin auch auf christlichen Sarkophagen der Katakomben-Welt vor.*) Die Kirchenväter Augustinus (de civit. Dei XXII, 24; de gen. III, 14), Ambrosius (hexaëm. V, 21), Hieronymus (ad Heliodorum epitaph. nepot.), Basilius (in hexaem. 6), Tertullian (adv. Marcion. I, 14) gewinnen dem Bienenleben die verschiedensten allegorischen Beziehungen zu dem Leben der Christen ab. Eine Reihe von Tugenden der Christen, besonders die Wohlthaten der Kirche finden durch die Biene eine passende Vergleichung. Sie ist (s. o. Griechen und Römer) auch im Christentum ein auszeichnendes Attribut der Beredsamkeit und Weisheit vieler hervorragender Kirchenlehrer wie des Ambrosius, Chrysostomus, Isidorus Hispalensis, Bernhard v. Clairvaux. Mit ihrem himmelanstrebenden Flug in die Sphären des Lichtes ist sie ein Symbol des Auferstandenen, der in das ätherische Reich der Verklärung eintritt. Petrus von Capua nennt Christus „apis aetherea“. Frater Baptista de Pisa (liber conformitatum vitae S. Francisci ad vitam Jesu Christi, Mailand 1510) zählt an den Eigenschaften der Bienen eine ganze Reihe von Ähnlichkeiten zwischen dem Leben seines Ordensheiligen und Jesu Christi auf. In ihrem geistbeseelten Ordnen, Sammeln, Vorbereiten ist sie ein Abbild des heiligen Geistes, welcher als die süßeste und beste Gottesgabe die Herzen der Gläubigen „beruft, sammelt,

*) So auf dem schon von Winckelmann beschriebenen Sarkophag des Junius Bassus; ebenso auf einem Sarkophage in S. Lorenzo fuori le mura (Rom).

erleuchtet," und auf das ewige Leben durch die heiligen Sakramente schon im Diesseits vorbereitet („spiritus meus super mel dulcis", Eccles. 14, 17). Besonders durch Glaube und gute Werke hervorragende Jungfrauen werden durch die Attribute der Bienen ausgezeichnet; so nennt Ambrosius die h. Agnes „apis argumentosa".*) Die Jungfrau Maria wird auf einem Gemälde des Tizian mit dem Christuskinde so dargestellt, daß letzteres eine Biene in der Hand hält. Maria wird in der „Goldenen Schmiede" des Konrad von Würzburg nicht nur als Morgenröte, Tau, Taube, Rose, Lilie, sondern auch als Biene besungen, welche der Welt jungfräulich den Honig des Evangeliums in ihrem Kinde spendet. Oder sie ist selbst als dulcissima virgo „der Honig der Welt".

„Maria! Du bist der süssen bete ein waben,
der schöne tropfet zu aller ȥît,
wann unter deiner ȥunge lit
diu milch und honigseim."

(Strophe 205 a. a. O.)

„Maria! Mutter, reine maged
die sam der morgensterne taget
dem wîsellosen armen heer,
das uf dem wilden lebensmeer
der grundlosen werld swebet."

(Strophe 140 a. a. O.)

„Maria! „du bist das honig unvergället.
der gottelichen süssigkeit,
durch deine güte ward geleit
verborgentlich in unser wachs."

(Strophe 1010 a. a. O.)

„du bist der wîsellosen
panier und auch ir fahn."

(Strophe 975 a. a. O.)

Frauenlob (mellifluus) preist Christus als „der wîsellosen herr"; er ist „unser Honig".

*) Ebenso die h. Cäcilia „famula tua, Domine, quasi apis tibi argumentosa deservit." (Ecclesiast. in fest. S. Caec. bei Du Cange 315.)

Thomas von Cantimprat schrieb ein Erbauungsbuch, in welchem alle christlichen Tugenden in der Biene vorgebildet sind. Die Biene, sofern sie rein und unbefleckt mit sauberen Flügeln mitten im Honig lebt, ist ein Bild der keuschen Seele, die sich rein und unbefleckt vor den Versuchungen der Fleischessünden erhält.

In dem melodisch-schönen Hymnus auf die himmlische Herrlichkeit singt im Mittelalter Pater Damiani, das Natürliche in das Geistige erhebend:

„Zu des ew'gen Lebens Quellen ist der durst'ge Geist entbrannt,
Und die eingeschloss'ne Seele sprengte gern des Körpers Band,
Kämpft und ringt in der Verbannung, strebt empor zum Vaterland.

Welche Wonne, welch Entzücken dort am großen Hochzeitsmahl,
Wo sich aus lebend'gen Perlen hebt und wölbet Saal an Saal,
Wo das Gold der Hallen funkelt und der Edelsteine Strahl.

Winters Kälte, Sommers Hitze bleiben ferne solchem Ort,
Hier in ew'gem Frühling glühen rote Rosen fort und fort,
Wiesen grünen, Saaten reifen, Bäche Honigs fließen dort."

(Nach der Übersetzung von M. Carrière „Kunst und Ideale".)

Die Bienen haben im Glauben des christlichen Volkes etwas Heiliges. Darum wird nach altchristlichem Brauche dem Täufling bei der h. Taufe ein Tröpflein Honig in den Mund geträufelt. Der Honig, als die süße Gabe der reinen Biene, symbolisiert hier die geistliche Reinheit und Milde, welche der Täufling als ein Wiedergeborener sich angeeignet haben soll. Wie die Juden an ihrem Neujahrstage, so genießen die Christen bei dem Beginn der Fastenzeit, besonders am Gründonnerstage in der Karwoche, mit Vorliebe Honig; hier ist der Honiggenuß ein Bild der Herzensreinigung und Vorbereitung auf das h. Osterfest.

In der christlichen Legende erscheinen die Bienen häufig als fromme dienstbare Wesen. Als die ersten britischen Glaubensboten Irland verließen, um den noch heidnischen Deutschen das Christentum zu bringen, sollen ihnen die Bienen auf das

Meer nachgefolgt sein. Im Bergischen steht eine uralte Immenkapelle, wo einst die Bienen um eine verloren gegangene Hostie eine köstliche Monstranz aus Wachs geformt haben sollen. Viktor v. Strauß hat diese Legende, welche übrigens in den verschiedensten Gegenden Deutschlands (auch im Elsaß und in Bayern) ziemlich gleichlautend auftritt, zum Gegenstand eines sinnigen Gedichtes erhoben:

„Kommen emsig alle Bienen,
Selbst die Drohne will nicht rasten.
Mit den Füßchen bau'n sie hurtig
Schlanke Säulenreihn von Wachse,
Leichte Bogen, spitz sich neigend,
Wölben droben sie zur Halle" u. s. w.

Unter den zahlreichen Hostienlegenden des christlichen Mittelalters, in denen allen unsere Bienen dem Venerabile auf diese oder jene wunderbare Weise ihre Dienste anbieten, verdient die von Jakob Balde (Libr. II sylv. apiar. III, 53 ff.) erzählte, auch um ihrer schönen Diktion willen, besondere Erwähnung. Darin heißt es:

„Nec semel et tecto nivea sub nube tonanti
Aedificasse domum
Jucunda fama prodidit.
Heu! mediis quoties campis neglecta jacebat
Aethere missa Ceres
Periculosa in gramine,
Rumor ubi vestri regis pervenit ad aures:
Convocat et medius
Patrum rogat sententiam.
Pars indignantur mortalibus agmine facto:
Spicula pars acuunt
Justasque promittunt minas,
Numinis urget honor: bellum differtur et ira.
Rex meliore Deum
Censet reponendum toro
Vix ea: cum motis castris emissa juventus
Ocius approperat
Humi jacentem tollere.

Hac sternunt alas, hac pulvinaria subdunt
Pallida de violis
Et de ligustris candida.“

Die Biene steht als Wachs und Honig produzierendes Tier im Dienste Gottes und der Kirche. Im Cod. vindobon. theol. 259 ist uns eine lateinische Beschwörungsformel zum „Festbannen“ davonziehender Bienenschwärme erhalten („ad apes conformandos“), in welcher der Schwörende die Bienen als „Mägde des Herrn“ anruft: „vos estis ancillae Domini, adjuro vos per nomen Domini ne fugiatis a filiis hominum.“ Einen merkwürdigen, uralten Bienensegen (s. unt. S. 251 u. 253) fand Haltrich auf einem Pappdeckel eines Buches der Schäßburger Schulbibliothek Nr. 245, betitelt: „disputatio de Deo etc. Claudiopoli 1570. Derselbe lautet: „Maria stund auf eîm sehr hohen berg. sie sach einen swarm bienen kommen phliegen. sie hub auf ihre gebenedeyte hand, sie verbot in da ʒu hant, versprach im alle hilen und die beim versloʒʒen; sie saʒt im dar ein fass, das Sanct Joseph hat gemacht. In das sollt er phliegen und sich seines lebens da genügen. In nomine u. s. w. Amen.“

Eine Beschwörung der Königin findet sich in einer oratio ad revocandum examen apum dispersum bei Baluz, capitul. tom. II, p. 663: „adjuro te mater aviorum per Deum regem coelorum et per illum redemptorem Filium Dei, ut non te altum levare, nec longe volare, sed quam plus cito potest ad arborem venire; ibi te collocas cum omni tuo genere vel cum socia tua. Ibi habeo bona vasa parata, ut vos ibi laboretis in nomin. P. F. Sp. S. Amen.“

Die Biene steht vermöge dieser Eigenschaften und Leistungen in einem höheren Rang als alle übrigen Tiere. Sie hat etwas Dämonisches: „diu pîe ist maget“; „sie wird âne hîleichiu dinc geboren.“ Sie führt gleich einem menschlichen Kunstmeister „wift und wabe“. Der Weisel (Weiser) ist der Herzog des Stammes, dem die Arbeitsbienen als seine Dienstmannen

in Krieg und Frieden Gefolgschaft leisten müssen. „einen fürsten hânt bîen“ (M. S. 1, 84); „volgheden als ihrem coningk doen diu bîen“ (Maerl 3, 343); „alsam diu bîen zuo dem karn (Wohnung) mit fröiden vallent, ob (wenn) ir rehter wîsel (var. wîset) drinnen sî“ (M. S. 2, 3).*) Die Weisellosigkeit ist ein Bild der traurigen politischen Zerrissenheit des deutschen Reiches, über welche Walther von der Vogelweide in die Klage ausbricht:

„O weh dir, deutsche Zunge,
Wie steht dein Ordenunge!
Dass nun die Bien' ihrn König hat
Und dass dein Ehr' also zergât!“

Ähnlich betont der Mysnere (bei Müller 543) die Notwendigkeit eines geordneten Regimentes:

„diu mücken haben könig unter ihnen,
diu bienen einen weissel, dem sie volgen . . . .
kein' Kreatur lebt ohne Meisterschaft.“

Kaie, des Königs Artus strenger Senneschall, ist allem unnützen Wesen der Ritter „scherpfer dann den bîen ir zâgel“ (= Stachel) (Wolfram v. Eschenbach im Parcival v. 8856 f.). Wer im Minnedienst ein rechter Ritter sein will, muß gleich der Biene die besten und angenehmsten Sitten, die den edlen Frauen gefällige Umgangsform sich aneignen:

„rechte gelîcher wîs als ein pien,
das süezeste was, das lass er in.“ (Ullrich.)

Eine frohe Botschaft erfreut das Herz des Ritters und tritt daraus zu Tage, wie der Honig durch die Biene aus den Blumen:

„diu zoch ûz sînem herzen die fröude
als ûz den bluomen süez die bîe.“ (Titurell.)

Wenn aber selbst die reine Süßigkeit des Honigs nicht

*) Im Flandrischen hieß der Weisel „koningk“; im Hennebergischen „hädherr“; in der vita S. Galli (ed. Pertz mon. Germ. 2, 7) „mater apum“; vgl. oben „Bienenmutter“ im Bienensegen von Schäßburg.

vor schädlichem Gift bewahrt bleiben kann, dann ist es traurig mit dem Lebensglück bestellt:

„O weh, wie uns mit süezen dingen ist vergeben!
Ich seh die bittre Galle in dem Honig sweben.
Diu werld ist ûzen schône weiss, grüen unde rot,
Doch innen swarzer Farbe, finster sam der tot.“
(Walther von der Vogelweide.)

In seinem mehrerwähnten „Buch der Natur“ rühmt Konrad von Megenberg von der Biene (S. 287 ff.): „Keinerlei ding ist gesellter auf erden“; „in aller arbeit ist gemeines nutz in allem“. Als Kleriker und Domherr (in Regensburg) ist ihm der Bienenstaat ein Symbol eines geordneten Domkapitels unter dem Bischof als Weisel „da ein bischof weissel ist der chorherren mit witzen (= Weisheit) und allen tugenden und îtem die peinen (= Bienen resp. Arbeitsbienen) das sind die chorherren. Die leiden unter ihnen nicht mehr denn Ein Haupt, das ihr Gotteshaus verdürb; darum wollen sie das best. Ach Gott! wie wenig der peînen zu unseren Zeiten ist! es sind all' peinen zu weben (= Wespen) und harniz (= Hornissen) worden. Gott, durch deinen bitteren tot und durch dein grundlos barmherzigkeit, komm deinem Gotteshaus zu hilf, das so gar verdirbt und verdorben ist. Du weisst wol, wie ich mein', barmherziger Gott! Herr, lass dein Gnad' erscheinen!“ (S. 294 f. a. a. O.) In dieser Richtung, aber ohne die ätzende Lauge der Satire, ist der alte Regensburger Domherr mit seinen durch wiederholte Seufzer angedeuteten pia desideria ein Vorgänger des Straßburger Johannes Fischart, welcher die Kirche als des „heiligen römischen Reiches Immenschwarm“ apostrophiert und darin von Hummelszellen, Hurnißnestern, Brehmengeschwärmen und Wespengetös redet, worunter er gewisse kirchliche Zustände in nicht immer sehr decenter Weise angreift (gestellt durch Jesuwald Pickhard, Straßburg 1588).

Die in kulturhistorischer Beziehung bedeutendste Bienen-Satirik bleibt jedenfalls die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts

erschienene „Bienenfabel“ von Bernard de Mandeville, auf welche wir im Verlaufe unserer Abhandlungen (siehe Teil III, Beilage II) noch ausführlichst zu sprechen kommen werden.

Wie die Biene und ihr Honig, so weist auch das Wachs im deutschen Mittelalter eine sehr mannigfaltige Symbolik auf; in gewisser Hinsicht ist dieselbe, wie wir gleich sehen werden, sogar reicher als diejenige des Honigs.

Bekanntlich dürfen nur Kerzen aus reinem, ungefälschtem Bienenwachs im Kultus der Kirche verwendet werden. Die Kirche, als letzte Instanz einer der Idee des Kultus entsprechenden Symbolik, hat mit Recht und einem anzuerkennenden ästhetischen Takt und Geschmack diesen Grundsatz für die zahlreichen Wachsfabrikate, welche im gottesdienstlichen Leben gebraucht werden, festgehalten.*) Nur das durch Vermittlung der reinen und in vielen Stücken für den Christen vorbildlichen Biene erzeugte Wachs und nicht die viel wohlfeileren, aber auch qualitativ und noch mehr symbolisch unwürdigen Wachssurrogate (wie Erdwachs u. dgl.) der heutigen chemischen Industrieprodukte ist des Gottesdienstes würdig. Das hat auch das Volk längst herausgefühlt. So heißt es in einem alten vlämischen Volkslied in Bezug auf die beim Begräbnis gebrauchten Wachskerzen zum Lob der Bienen:

„t'is en angenaeme beeste
die getrew is aen den mensch,
vertriebt van uns de höllsche gesten,
as het gaet ten laetsten end.“ (van Pämel V.**)

„Treu bis zum Tod dem Menschen!“ Wahrlich ein großes Lob, welches hier der Mund des Volkes unserer lieben Biene ausspricht. Ähnliches Lob wird der Biene in den alten wallisischen Gesetzbüchern gespendet, wo es heißt: „Der Bienen Ur-

*) Nach Durandi rat. off. VII, 7, 11 bedeutet das Wachs, als das reinste Produkt der Tierwelt (wie das Öl der Pflanzenwelt) die Reinheit der Christen durch Christus.

**) „aliis lucens uror, inserviendo aliis consumor.“

sprung ist aus dem Paradies; um der Sünde der Menschen willen haben sie den Garten Eden verlassen. Gott aber gab ihnen einen Segen mit in die Welt hinaus: sie allein erzeugen die Schätze des Honigs und Wachses; ohne dieses kann die Messe nicht gelesen werden" (ancient laws of Wales I, 739; vgl. Leoprechting, „Lechrain" S. 80 f.). Aus Wachs sind jene Votivbilder meist gefertigt, in denen der fromme Glaube an heiliger Stätte seine Wünsche kund werden läßt oder seinen Dank abstattet zum Angedenken. Schon bei den Alten waren diese Votivbilder, -tafeln und Weihgeschenke bekannt und viel gebraucht (s. o. Römer und Griechen). Auch die ripuarischen Franken beobachteten nach Gregor von Tours diese Sitte: „membra secundum quod unumquemque dolor attigisset, sculpebant et suspendebant" (c. 66). Doch unterscheiden sich die altdeutschen Votivbilder sehr von denjenigen der Griechen und Römer. Diese brachten, wie Grimm richtig erkannt hat, das Votivbild (ἀνάθημα) dar, wenn das Übel geheilt, der Schaden abgewendet war; der Deutsche dagegen stellte das Bild des erkrankten Körperteiles im Tempel oder in alter Zeit an der Wegscheide auf, um dadurch erst Genesung zu bewirken: „opitulaturo idolo". Diese altdeutsche Gewohnheit berührt sich allerdings aufs engste mit dem Zauber durch Wachsbilder, auf den wir ausführlich zu sprechen kommen werden, auch mit den altheidnischen Opfern, welche zwischen dem, was erfleht werden soll und dem geopferten Gegenstand eine geheime Analogie, eine Art sympathischer Wechselwirkung substituierten. So brachten z. B. kinderlose Eheleute gerne ein Kind aus Wachs (reichere auch aus Silber) dar. Die Kirche schloß sich auch hier der bestehenden Sitte an, indem sie allerdings christliche Ideen zu Grunde legte, und gestattete diese Votivbilder. Darum findet man bis auf diesen Tag in Kapellen und an Altären berühmter Wallfahrtsorte die bekannten Hände, Füße, Arme und andere Körperteile aus Wachs im kleinen nachgebildet. In Bayern und Österreich begegnet man dort außerdem noch einer krebs-

oder krötenähnlichen Figur aus Wachs, welche die im Leibe umherkriechende „Bermutter“ darstellen soll (s. Wolf, „Deutsche Sagen“ S. 491). In dem für Holland und Niederdeutschland hochberühmten Kevelaar, welches durch Heine auch eine gewisse litterarische Berühmtheit erhalten hat, sollen sog. Bilder „for't janze lichem“ (= für den ganzen Körper) in fischähnlicher Gestalt votiert werden. Das Volk dieser Wallfahrtsorte führt das Sprichwort:

„Wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund'.
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird sein Fuß gesund.“

Nur zu bald artete indessen dieser Wachsbilderkultus in paganistisches Zauberwesen aus.*) Die Lehre vom „Atzmann“, einem Wachskobold, wurde eine weitverbreitete Geheimkunst. So heißt es im „Fahrenden Schüler“ (Aw. II, 55, 56; siehe Grimm, Deutsche Myth. III, 424):

„mit wunderlichen sachen
lêr ich sie danne machen
von wâhs einen Kobold.
will sie, dass er ir werde hold,
und töufen in dem brunnen,
und legen an die sunnen,
und widersins umb die Küche gân.“

Zu der Wachskoboldweihe ahmte man also in sacrilegischer Weise die h. Taufe nach; man wähnte dadurch, das Idol „kräftig“ zu machen. In dem „Buch aller verboten Kunst, unglaubens und der Zauberei“ des Doctor Hartlieb, des Leibarztes des Herzog Albrecht von Bayern, (geschrieben 1455 an Johannes Markgrafen von Brandenburg, cod. pal. 478, cap. 79) heißt es: „man findt etlich zauberinn, die machent pild und atzmann von wâhs und anderen dingen. Sie machen diese zu besonderen stunden und nennen besondere kund und un-

*) zauber von ze-par (= opferbar) im Gegensatz zu Un-ziefer, welches die Götter verschmähen.

kund namen, und henken solche in die Luft und so der wind sie rührt, so meinen sie, dass der mensch, in dessen namen es gemacht ist, der soll kein ruhe haben.“

In dieser Wachskoboldkunst konnten aber auch Gegenmittel von seiten derjenigen angewendet werden, deren Ruhe, Gesundheit, Glücksumstände oder gar Leben durch Zauber bedroht war. Wie ein Mann durch rechtzeitige Anwendung solcher Gegenmittel sich das Leben rettete, dafür diene folgende interessante Episode aus „Schimpf und Ernst“ (Kap. 272):

„Es war Einer gen Rom gezogen, um S. Peter und S. Paul zu besuchen, und da er weg war, da ward seine Frau einem Anderen hold, der war, als man sie nennt, ein fahrender Schüler, der begehrt ihr zu der Ehe. Die Frau sagt: „Mein Mann ist gen Rom gezogen, wär' er tot oder könntest du ihn umbringen, so wollt ich dich haben vor allen Männern.“ Er sprach: „ja, ich kann ihn wohl umbringen“ und ging hin und kauft wohl 6 Pfund Wachs und machet ein Bild daraus. Da der fromme Mann gen Rom in die Stadt kam, da kam Einer zu ihm und sprach: „O du Sohn des Todes, was gehst du hin und her?“ Hilft man dir nicht, so bist du heute lebendig und tot.“ Der Mann sprach: „wie müßte das zugehen?“ Er sprach: „komm in mein Haus, ich will dir's zeigen.“ Da er ihn heimbracht, da richtet er ihm ein Wasserbad zu und darein setzte er ihn und gab ihm einen Spiegel in die Hand und sprach: „schau da hinein!“ Und er saß neben ihm und las in einem Buch und sprach zu ihm: „siehe in den Spiegel, was siehst du darin?“ Der Mann in dem Bad sagt: ich sehe, wie in meinem Haus Einer ein wächsernes Bild an die Wand stellet und gehet hin und nimmt die Armbrust und spannt sie und will in das Bild schießen!“ Da sprach dieser: „So lieb dir dein Leben ist, so tuck dich unter das Wasser, wenn er will schießen!“ Der Mann thut es. Dieser aber las weiter in dem Buch und sprach: „Siehe, was siehst du?“ Der Mann sprach: „Ich sehe, daß er gefehlt hat und ist sehr traurig und meine

Frau mit ihm. Der fahrend Schüler rüstet zu und will zum anderen Mal schießen und geht diesmal den halben Teil hinzu (d. i. er nähert sich dem Wachsbild um die halbe Entfernung, um diesmal sicherer zu treffen). „Tuck dich, wenn er schießen will!" sprach der Mann. Er tuckt sich. Dieser sprach: „Lug, was siehst du?" Der Mann sprach: „Ich sehe, daß er wieder gefehlt hat und ist sehr traurig, und spricht zu ihr (der Frau), fehl' ich zum dritten Mal, so bin ich des Todes. Er rüstet zu (legt den Schießbolzen auf) und sieht ganz nah zu dem Bilde, daß er nicht fehlen möge." Da sprach der, so in dem Buch las: „tuck dich!" Der Mann tucket sich vor'm Schuß. Dieser sprach: „Schau auf, was siehst du?" Er sprach: „Ich sehe, daß er zum dritten Male gefehlet hat und ist der Pfeil in ihn selbst gegangen und ist tot und mein Frau vergräbt ihn jetzo unten in das Haus." Da sprach er: „jetzt steh' auf und geh hin!" Der Mann wollte ihm viel schenken, doch wollte er's nicht nehmen und sprach: „bitt Gott für mich!" Da der Bürger wiederum heimkam, da wollt' ihn seine Frau freundlich empfahen, aber der Mann wollt' ihr kein Gnad haben, lud und beruft ihre Freund (d. i. Verwandten, die nach altdeutschem Recht in Sache laesi matrimonii zunächst zuständig waren) und sprach zu diesen, was sie ihm für eine Frau hätten übergeben und sagt es ihnen alles, wie diese gehandelt hätte. Die Frau leugnet es stets. Da führt der Mann die Freunde dahin, wo sie ihn vergraben hatte und grub ihn wieder heraus. Da fing man die Frau und verbrannte sie. Das war ihr rechter Lohn." Diese Episode, welche ein anschauliches Bild der ganzen Geheimkunst entwirft, stammt ursprünglich aus den Gesta Rom. (ed. Keller, Kap. 102). Ähnliche Geschichten finden sich auch außerhalb Deutschland, sogar im nördlichen Polen und Finnland (vgl. Afzelius I, 48).*)

---

*) Nach einem Schriftstück aus dem Jahre 1482 (bei Du Cange) wurde die damals pestartig grassirende Krankheit „ignis sacer" durch Wachs geheilt, welches in Wasser aufgelöst war.

Im 11. Jahrhundert ist ein solcher Wachszauber der Anlaß einer grausamen Judenverfolgung in Trier. In der Hist. Trev. wird erwähnt: „Quidam (Judaeorum) ad similitudinem Episcopi Eberardi Treverensis ceream imaginem lygnis interpositam facientes, clericum, ut eam baptizaret pecunia corrupuerunt, quam ipso sabbato accenderunt; qua jam ex parte media consumpta Episcopus coepit graviter infirmari et obiit.“ Bis nach Schottland und Italien reichen die letzten Ausläufer dieser Zauberei mit Wachskobolden. Als der schottische König Duff an Auszehrung hinsiechte, vermuteten seine Räte Zauberei; es wurde eine Nachforschung angestellt und ein altes Weib entdeckt, welches das aus Wachs gefertigte Bild des Königs, an einen Bratspieß gebunden, am Feuer drehte. Durch die Folter befragt, gestand die Zauberin ein, daß der Tod des Königs von ihr beabsichtigt war und in wenigen Tagen erfolgen müsse. Die Zauberin wurde zur Strafe sammt ihrem Wachsbild verbrannt, worauf der König genas (Dobeneck „des Mittelalters Volksglaube II, 26).

Besonders das Wachs junger Bienen, wir würden sagen „junger Bau“, erweist sich zum Zauber kräftig. In Pulci's Morgante (21, 73), besitzt eine Zauberin ein Wachsbild aus solchem jungen Bau (delle prime ape) mit allen Gliedern versehen bis auf Eine Rippe.*) An dieses Bild war der Zauberin eigene Lebenskraft gebunden; als es Malagigi bei langsamen Feuer schmelzen ließ, schwand die Zauberin gleichzeitig dahin. Der oben genannte Straßburger Satiriker Fischart schrieb über dieses sog. Verderben der Menschen durch zauberkräftige Wachsbilder ein eigenes Buch (daemonomania, Straßburg 1591; siehe S. 143 ff.). In derselben Zeit, nur wenige Jahre früher, verfaßte der alte Wierus ebenfalls ein Dämonenbuch („de praestigiis daemonum et incantationibus“, Basel, 1583), wo die

*) Aus der Einen Rippe glaubt der Zauberer mit Hinsicht auf 1. Mose II, 21 schöpferisch weiterbilden zu können.

Wachsbilderkunst (Buch V, 9) ausführlich beschrieben wird: „damnum alocui inferre se credunt, si imaginem conficiant in ejus nomine, quem laesum cupiunt, ex cera nova, sub cujus axilla dextra hirundinis cor locetur et hepar sub sinistra; item, collo appenditur filo novo effigies, quae acu nova in membro laedendo figitur, recitatione verborum ..... In eundem usum in Martis Dominio parantur duae imagines, una cerea et altera ex hominis mortui terra; et ferrum, quo homo necatus fuit, traditur alteri imagini ut alterius necandi simulacri caput transfigat; in utraque duo inscribuntur nomina et characteres seorsum peculiares ut certo altera reconditur loco.*)

Viel Wert legte man darauf, die Züge des Menschen, den man bezaubern wollte, in der Puppe von Wachs möglichst getreu nachzubilden. Förmliche Tauffeierlichkeiten mit Patenassistenz, Salbungen und Waschungen mit Weihwasser wurden vorgenommen. Stach man die Wachspuppe mit Nadeln, so empfand der bezauberte Mensch heftigen Schmerz; stach man in den Kopf oder das Herz, so mußte der Bezauberte sterben. Die geweihten Kerzen wurden dazu aus den Gotteshäusern gestohlen; sogar an Hostien und den Gebeinen der Toten vergriff man sich, wenn man derartiges für besonders zauberkräftig hielt. Gegen diesen gotteslästerlichen Unfug ist dann auch die Kirche mit aller Macht und Strenge eingeschritten. Papst Gregor IX. erließ 1233 eine besondere Bulle, worin jeder „praestigiator, qui ad artes magicas vultus effingit“, mit ewiger Verdammnis bedroht wird. Erzbischof Gerhard von Bremen verdammt auf einer Synode im Jahre 1219 die Stedinger als Ketzer und legt ihnen unter anderem zur Last: „quaerere responsa daemonum, cereas imagines facere et alia nefandissima tenebrarum

*) Vgl. die ähnlichen Manipulationen der römischen Zauberer. Theokrit II, 28: *„ὡς τοῦτον τὸν καρὸν ἐγὼ σὺν δαίμονι τάκω, ὡς τάκοιθ' ὑπ' ἔρωτος.“*

Horat. epod. 17, 76: „movere cereas imagines.“

Ovid. amor III, 7, 29: „sagave Punicea defixit nomina Cera.“

exercere opera“ (Sudendorf. registr. II, 158). Berthold von Regensburg eifert dagegen in seinen Volkspredigten: „so nimmt diese her und tauft ein wachs, diese ein holz, diese ein totenpein — alles, dass sie damit bezauber.“*)

Auch auf die slawischen Völker erstreckte sich dieser Aberglaube. Die Priester des höchsten Gottes der heidnischen Litauer und Samagiten, Potrimpos, des Glückbringers im Krieg wie im Frieden, des Spenders der Fruchtbarkeit des Feldes und alles häuslichen Glückes, wahrsagten aus den Figuren, welche geschmolzenes Wachs in Wasser gegossen bildet (s. Schwenck, Mythologie der Slawen). So frägt eine Mutter (a. a. O.), nachdem sie lange auf die Heimkehr ihres abwesenden Sohnes geharrt hat, den Oberpriester des Potrimpos um Rat und vernimmt von diesem, er sei durch Schiffbruch umgekommen; denn das in das Wasser gegossene Wachs stelle die Figur eines gescheiterten Schiffes und daneben diejenige eines schwimmenden Menschen dar.

Die Biene findet überhaupt bei unseren östlichen Nachbarn, den Slawen, nicht nur eine sehr frühzeitige kulturelle Behandlung, sondern ist auch mit den mythologischen Vorstellungen derselben mannigfach verknüpft. Polen, Südrußland, Ungarn, Slawonien sind seit alten Zeiten als Honigländer berühmt. Die heidnischen Polen, Livländer und Schlesier hatten einen eigenen Bienengott, Babilos, bei den Russen Zosim, welchem die Erfindung der Bienenzucht zugeschrieben wurde. Bei den Bienenstöcken pflegten dieselben das Bild des Gottes als des Schutzpatrones der Bienenzucht aufzustellen. Daneben wird auch eine Bienengöttin, Austeja, verehrt (s. Schwenck, Mythologie der Slawen).

Bei den Finnen wurde die Biene als ein höheres Wesen geradezu göttlich verehrt und von den Schamanen angerufen,

*) Vgl. die strengen Verbote des „Indiculus superstitionum et paganiarum“ am Schlusse des Capitulare Karlomanni von 743 (Pertz, M. G. III, 20).

um gute Heilmittel herbeizuschaffen: „Biene, du Weltvögelein, flieg in die Weite, über neue Seen, über den Mond, über die Sonne, über des Himmels Sterne, bis zur Achse des Wagengestirnes; flieg in den Keller des Schöpfers, in des Allmächtigen Vorratskammer, bring Arzenei mit deinen Flügeln, Honig in deinem Schenkel für böse Eisenwunden und Feuerwunden!" (s. Tomasson, finn. Myth. S. 56 u. Schröter, finn. Runen, S. 41 und 45).

Im Glauben der Tscherkessen ist die Göttermutter Merime die Patronin der Bienen. Als der Gott des Donners den Bienen zürnend die Vernichtung angedroht hatte, gingen alle Bienen zu Grund bis auf eine einzige, welche die Göttin liebevoll unter ihrem Hemd verborgen hielt. Von dieser einen soll ein neues Bienengeschlecht abstammen (s. Du Bois de Montpereux, „Reise nach dem Kaukasus", deutsch. Ausg. I, 78). Wenn die Tscherkessen ihr höchstes Fest (Schurem) begehen, bringen sie Opfer dar, bei denen kein weibliches Wesen teilnehmen darf. In diesem geheimen Opferkult wird ein Gebet recitiert, in welchem gerade der Bienen, des Honigs und Wachses ausdrücklich gedacht wird: „Wer Opfer gebracht hat, dem gebe Gott Heil und Gesundheit; den Kindern, die zur Welt kommen, schenke er Brot, Bienen, Vieh die Fülle. Er lasse unsere Bienen heuer schwärmen und Honig in Fülle sammeln. Wie das Licht leuchtet, so lasse Gott unser Leben hell scheinen! Wie das Wachs der Bienen im Bienenkorb über Nacht wächst, so lasse er unser Heil wachsen!" (aus Aleks Fuks' o Tschuwaschasch i Tscheremisasch, Kasan 1840). Auch die Osseten im Kaukasus verehren eine Bienengöttin, Meritta oder Merissa.

In Rußland genießt die Biene, etwa wie bei den germanischen Völkern die Schwalbe oder der Storch, besondere pietätvolle Behandlung. Der Südrusse hält es für eine Totsünde, eine Biene zu töten. Neben der Bahre, auf welcher der Leichnam eines Verstorbenen liegt, wird nach altem russischen Brauch ein Gefäß mit Honig aufgestellt. In den russischen

Volksmärchen (gesammelt von Afanasieff) erscheint die Biene als eine gute Fee, um braven Menschen in der Not beizustehen. So verwandelt sich a. a. O. V, 22) eine Biene einem greisen Vater zu lieb, der seinen einzigen in der Fremde weilenden Sohn vor dem Tode noch einmal zu sehen wünscht, in das Bild des Sohnes und tröstet den alten Vater. In einem anderen Märchen soll ein Vater unter seinen 12 Söhnen den besten und wackersten herauswählen; sie sind ihm aber alle lieb, das Vaterherz will keinem wehe thun; da fliegt eine Biene herbei und läßt sich auf dem Haupte des Jüngsten nieder, zum sichtbaren Zeichen, daß dieser von allen der Trefflichste sei. Ähnlich entscheidet die Biene, als ein junger Held unter 12 Mädchen die schönste als seine Braut herausfinden soll (a. a. O. V, 48). Auch der Bär als „Honigesser" genießt bei den russischen Bauern einer höheren Achtung. Als „Honigfinder" und Honigwisser" ist der Bär gleich unserem Fuchs ein Tiersymbol der Schlauheit und Findigkeit.

In einer wallachischen Sage erscheint die Biene als Botin Gottes, die von demselben, als er eben im Begriffe war die Welt zu schaffen, zu dem Teufel geschickt wurde, um diesen zu fragen, ob es besser sei, nur eine oder mehrere Sonnen zu schaffen. Während der Teufel sich darüber besann, setzte sich die Biene auf seinen Kopf und erfuhr so die geheimen Gedanken desselben. Der Teufel nämlich überlegte gerade, daß, wenn mehr als eine Sonne geschaffen würde, könnte ihre Glut die Flammenglut der Hölle übertreffen und die Nacht zum Tage machen, so daß die Werke der Finsternis vor lauter Licht nicht mehr möglich wären. Er entschied sich deshalb für die Erschaffung nur Einer Sonne. Erst als eben die Biene aufflog, um Gott die Antwort des Teufels zu überbringen, bemerkte dieser, daß jene auf seinem Kopfe sitzend ihn belauscht habe. Da hieb er im Zorne mit seiner Peitsche nach der eben fortfliegende Biene und traf sie auf den Leib. Durch diesen Schlag erhielt die Biene ihre eingeschnittene Gestalt und die

schwarzen Ringe des Hinterleibes; denn vorher war, nach der Sage der Wallachen, die Biene als Dienerin Gottes, weiß wie das Licht. Doch heißt die Biene heute noch bei ihnen Albina (s. Schott, wallach. Märchen S. 283 f.).

Interessant ist auch wegen einzelner origineller Züge folgendes serbische Märchen, welches Uhland („Schriften zur Geschichte der Dichtung" III, 234 f.) mitteilt: „Ein Knabe trifft in einer Mühle mit dem ‚Bartlosen' (Übername des Teufels im Serbischen) zusammen. Nachdem er von demselben mehrfach geneckt und getäuscht worden, backen sie miteinander ein Brot und der ‚Bartlose' schlägt vor, um solches in die Wette zu lügen. Der Teufel als der ältere fängt an und lügt allerlei Unglaubliches zusammen. Doch der Knabe meint, das wolle nicht viel heißen, da könne er noch mit viel Wunderbarerem aufwarten: In seinen jungen Jahren habe er jeden Morgen seines Vaters Bienen gezählt; als er wieder einmal die Bienen Revue passieren ließ, da fehlte ihm die schönste und beste Königin (serbisch ‚Bienrich'). Sogleich machte er sich auf, die Spur der Entflohenen zu entdecken. Er ritt über das weite Meer auf einer Brücke und jenseits derselben sieht er, wie ein Mann den ‚Bienrich' an den Pflug gespannt hat und eben ein Stück Land ackert." Merkwürdig ist in diesem Märchen, daß die Metamorphose der Biene zum Stier, welcher den Pflug zieht und dadurch zur Fruchtbarkeit des Erdreiches beiträgt, ein beliebtes Objekt der Gemmenkunst der Alten war.

Wir kehren auf den vaterländischen Boden zurück und sammeln zunächst die mancherlei Bräuche, welche sich an die Biene und ihre Pflege, sowie an den Gebrauch ihrer Produkte anknüpfen. Vieles, ja das meiste mag dem nüchternen Verstand hier unglaublich erscheinen, aber in allem liegt mehr oder weniger ein tiefer Sinn, ein schöner symbolischer Zug. Wir werden sehen, wie in diesen seltsamen Bräuchen ein gut Stück altheidnischen Lebens fortlebt, unverstanden und unbewußt von dem Geschlechte der Gegenwart, gering geschätzt von vielen und

doch unvergessen vom Großvater bis auf den Enkel. Wir haben (s. o.) von dem Bienensegen des Mittelalters geredet; derselbe wird auch heute noch vom Volke gesprochen. Im Niederdeutschen, in Holstein und der bienenreichen Lüneburger Haide, im Braunschweiger Land und in Westfalen gilt der Spruch:

„Kün, Kün, Kün,
Immenwîser sett di
Up mîn gebett.
Up mîn lôf im gras
Un drey mi flîtich
Honig un wahs
Kün, Kün, Kün!“

oder:

„Imm, du sast di setten
An enen groenen twich
Un dreggen honig un wahs!“

oder:

„Immewîser, sett di nidder
Up Laub und Gras,
Bring mir honig und wachs!“

Im Bayrischen singt man:

„Bienlein, Bienlein,
Bleib bei mir im grünen Gras,
Wo einst Jesus, Maria und Joseph saß.“

In welchem innigen, familiären Verhältnis der deutsche Imker zu seinen pflegebefohlenen Bienen von jeher stand, liegt schon äußerlich in dem zärtlichen Deminutiv „Bienlein“, „Bienchen“, „Immli“; nur die Lieblinge der Tierwelt, die „Vöglein“, die „Schäflein“ u. s. f. werden mit dieser zutraulich liebenden Auszeichnung bedacht. Der Imker selbst ist bei den Deutschen ein „Bienenvater“. Väterlich soll er für die ihm anbefohlenen fleißigen Tierlein sorgen, die ja nur für ihn arbeiten („sic vos non vobis“). Daher das nahe Verhältnis der Bienen zu dem Schicksal ihres Herrn und Besitzers, zu Wohl und Wehe des Hauses. Ist der Hausherr mit Tod abgegangen*),

*) Nach den Berichten der Missionäre werden in China die Bienenstöcke beim Todesfall des Besitzers ebenfalls gerückt.

so muß solches in aller Form, wie den Freunden und Verwandten, so auch den Bienen angesagt werden, wie dem Vieh im Stall; die Bienen gehören zum Haus (s. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie S. 601). In einzelnen Gegenden müssen beim Tode des Besitzers die Bienenstöcke vom Platze gerückt werden. Manchmal mag diese Ruhestörung von den Bienen mit Unwillen aufgenommen und von allerlei unliebsamen Störungen für das Trauerhaus und dessen Bewohner begleitet gewesen sein. So erzählt Jean Paul (Ges. Werke B. 59) einen tragi-komischen Fall dieser Art. Bei der feierlichen Beisetzung eines Hofmarschalls, wo alles nach Vorschrift des Ceremoniells höchst feierlich und steif herging, fielen die Insassen der von ihrem Platz gerückten Bienenstöcke mit solcher Berserkerwut über die Cortège her, daß alles die Flucht ergriff.

Die Bewohner der Pyrenäen haben die Gewohnheit, ein altes Kleid des Verstorbenen unter den Boden, wo die Bienenstöcke stehen, zu vergraben, auch die Bienen des Verstorbenen weder zu verkaufen noch zu verschenken oder zu vertauschen.

Im Engadin glaubt man, daß die Seelen der Menschen in Gestalt von Bienen die Welt verlassen*). Wenn der Hausherr stirbt, begiebt sich das älteste männliche Glied der Familie zu dem Bienenstand, klopft dreimal an am ersten Stock und sagt den Spruch:

„Ime, din här es dot
verlatt mi nit in meiner not."
„Bienchen, dein Herr ist tot,
Verlaß mich nicht in meiner Not!"
(s. Buchholz, Deutscher Glaube u. Brauch I, 147 f.)

Deswegen kauft man nicht gern die Bienen eines Verstorbenen, da man fürchtet, sie fliegen fort. Umgekehrt, wenn die Bienen ohne näherliegende Ursachen die Wohnungen ver-

---

*) Vgl. Goethes Faust (Walpurgisnacht): „Mitten im Gesange sprang ein rotes Mäuschen ihr aus dem Munde."

lassen, so deutet solches auf den baldigen Tod ihres Besitzers. In Westfalen werden auch freudige Familienereignisse den Bienen angesagt; die in das neue Heim eingezogenen Brautleute müssen sich den Bienen vorstellen, sonst haben sie in ihrem Ehestand kein Glück.

„Imen in, imen ut
hir is de junge brut
imen üm, imen an
hir is de junge man.
imekes, verlatt se nitt
wann se nu mal kinner kritt!“

Ein rechter Bienenvater muß beim Zeideln dem Nachbar Honig schenken, weil die Bienen auch auf dessen Eigentum gesammelt haben; unterläßt er es, so hat er im Jahr darauf eine schlechte Honigernte zu erwarten. Wer Kranken Honig abschlägt, hat im nächsten Jahre kranke Bienen und leere Waben. Wer Kindern Honig versagt, versündigt sich an der h. Maria und an dem h. Joseph, dem Nährvater des Jesuskindes.

Für die Kinder bedarf man des Honigs als erster Speise. Von dem liebenswürdigen Verkehr zwischen dem Bienenvater und den Bewohnern seiner Stöcke zeugen auch die verschiedenen Bienensegen. So ein weiterer altdeutscher, von Reifferscheidt in einem vormals Lorscher Codex (jetzt in der Vaticana) entdeckt, nach der Lesart von C. Hofmann:

kirst! imbi ist hûze!
nû fliuc dû mir ȝu hûse!
fridu frôno in godes munt
heim ȝi comonne gisunt!
siȝi, siȝi, bîna!
in bôt dir Sancta Marîa.
urolob ni habês dû
ȝi holce ni fliuc dû.
noh dû mir n'indrinnês
noh dû mîr n'intuuinnês!
siȝi uilo stillo
uuirki godes uuillon!

Was in freier Übersetzung lauten würde:

„Paß auf! Der Bien hat geschwärmt!
Nun, flieg du mir wieder zurück!
Frieden sei dir beschieden in Gottes Schutz
Heim sollst du wieder kommen gesund!
Setz' dich, setz' dich, Bien!
Es schütze dich Sanct Marie,
Du darfst keinen Urlaub antreten,
Du darfst nicht in den Wald fliegen.
Du darfst mir nicht entrinnen!
Ich muß dich wieder finden.
Sitz' gleich still,
So ist's Gottes Will'!"

In Westfalen spricht man beim Schwärmen:

„Ime, du maut mi nit verlaten,
ick maut bruken dîne raten!"

und sind die Bienen aufgeflogen:

„Ime kuem heraf un brenk uns honich un vass (Wachs)
etwass fôr de hillgen (Heiligen) un et huonich for use kinner."

Ein belgischer Bienensegen lautet:

„O koning der biën, daalt hier in't gras
om te vereeren
het altar des heeren
met zoeten honinc ende was."

In Pommern legt man dem Bienenstock, damit er gedeihe, einen sog. Krötenstein unter (wohl um damit die bienenfressenden Kröten und Frösche zu bannen). Gegen die honignaschenden Ameisen bringt man in das Flugloch (pommerisch „tielloch") etwas Fischlaich.

Bienen sterben, wenn ihnen ein Nagel von einem Sarge in die Wohnung gelegt oder gesteckt wird.

Wer von Bienen träumt, wird Zank haben.

Gegen das Rauben, diese große Plage der Bienenzüchter in trachtloser Zeit, wird das magische Mittel des sog. „Frittbohrers" angewendet. Dreht man dieses Instrument unter Nennung der drei höchsten Namen in das Holz oder Stroh der

Bienenwohnung vorwärts, so kann man die eigenen Bienen zum erfolgreichen Rauben antreiben; dreht man dasselbe rückwärts, so hält man dadurch fremde Raubbienen vom eigenen Stande fern.

Auch empfehle sich, die Luftröhre eines Marders oder Iltisses so in das Flugloch zu befestigen, daß die Bienen beim Ein- und Ausflug dieselbe passieren müssen, wodurch dem Rauben Einhalt geschehe. Zur Abhaltung fremder Räuber ist der Rauch von Wermut probat, der auf einem Gottesacker gewachsen ist.

Die Schwarmlust befördern die Kirchenglocken beim sonntäglichen Geläute. Dagegen kann man fortziehende Schwärme durch Klopfen an metallene Gegenstände (Kessel, Becken, Sensen u. dgl.) im Fluge aufhalten und zum Niederlassen bewegen*). Die Bewohner von Cornwall in England riefen den dortigen Lokal-Kobold „Browny" zur Hilfe, damit er fortziehende Bienenschwärme banne (s. John Brand „pop. antiquities" II, S. 183).

Wer Bienen kauft, darf nicht bloß mit Geld bezahlen, sondern muß einen Teil der Kaufsumme wenigstens in Naturalien begleichen; denn um Geld allein gekaufte Bienen gedeihen nicht gut.

In Bayern soll man am Freitag, der überhaupt ein dies nefastus ist, auch keine Bienen kaufen oder transportieren.

Mit der h. Dreizahl soll man die Bienenzucht anfangen. Das meiste Bienenglück hat derjenige, welcher den einen Schwarm kauft, den zweiten sich schenken läßt, den dritten findet.

Wer durch Diebstahl zu Bienen kommt, stiehlt sich von vornherein alles Glück.

Hierher gehört endlich das sinnige Volksmärchen von den Bienen und dem trotz seiner außerordentlichen Honigfülle von ihnen gemiedenen roten Klee (trifolium pratense). Der liebe Gott habe gewollt, daß die Bienen gleich den Menschen am

---

*) Ob hier der erzdröhnende Waffentanz der kretensischen Korybanten der Zeussage noch fortklingt? Fast möchte man's glauben.

Sonntag von der Arbeit ruhen sollten. Dieses Gebot des Schöpfers hätten die Bienen in ihrem Übereifer übertreten und zur Strafe sei ihnen fortan diese reiche Honigquelle verschlossen worden*).

Endlich finden wir auch bei unseren Vorfahren die augurisch-prophetische Natur der Bienen, welche besonders bei Griechen und Römern (s. o.) in hohem Ansehen stand, berücksichtigt. Als bei einer polnischen Königswahl ein Bienenschwarm sich auf das Banner des Woiwoden Wisniowicky niederließ, gab dieses Zeichen den Ausschlag für dessen Berufung zum König. Als unheilvolles Zeichen galt es, daß am Tage vor der Sempacher Schlacht sich plötzlich Bienen auf die Rüstung des Herzogs Leopold von Österreich setzten:

„da kam ein Imb geflogen
in d' Linden er genistet hat.
an's Herȥogen waffen er flog
als do derselb' Herȥog
wol für die linden ȥog.
das deutet frömbde geste
so redt der g'meine Mann."

(s. Wackernagel, Lesebuch S. 703.)

Auch der bienengeschmückte Kaisermantel der Napoleoniden, in dem der erste, große Korse die für Frankreich heiligen Traditionen der alten Frankenkönige (s. o. Childerich III.) wieder aufleben ließ, bedeutete seinen Trägern zum Schluß nur Unheil und Untergang.

In Frankreich gab es sogar eine Zeitlang in dem Genre unseres Elbschwanen-Ordens auch einen Bienen-Orden, gestiftet von Luise Benediktine von Bourbon, der Gemahlin von Louis Auguste de Bourbon, gestiftet 1703. Das Ordenszeichen

---

*) Thatsächlich ist der Rüssel unserer Honigbiene zu kurz, um den in der Tiefe eines längeren Blütenkelches gelagerten reichen Nektar des Trifolium erreichen zu können, während die verschiedenen Hummelarten hier besser beikommen.

war eine goldene Medaille, welche auf der einen Seite das Bildnis der Fürstin, auf der anderen eine Biene zeigte, letztere mit der Überschrift:

„Je suis petite, mais mes piqûres sont profondes.“

In einem Ammenmärchen aus dem vorigen Jahrhundert hat der in derlei Dingen sehr starke esprit der Franzosen wirklich bis hart an die Grenze des Decenten karrikiert: Der Prinz Biribinker, der Held des Märchens, wird von kolossalen Bienen als Ammen gesäugt. Zufolge dieser Kost wird der kleine Prinz buchstäblich so durchsüßt, daß er — sit venia verbo — nichts mehr von sich giebt als Honig und Pommeranzenblütenwasser.

Eine wahre Blumenlese reichster und vielseitigster Bienensymbolik entfaltet das Sprichwort. Aus den verschiedensten Jahrhunderten zu sammeln, bieten diese Sprichwörter für den, der sie in ihrer oft knappen Form zu würdigen weiß, manch praktische Lebensweisheit, nicht selten voll Geist und Kraft. Auch ist das Salz eines natürlichen Witzes in manchem derselben wohl zu verschmecken.

Insofern auch Sprichwörter fremder Völker und Zungen bei unserem Volk bekannt und beliebt sind, dürfen dieselben als Hintersassen der genuinen deutschen wohl mit aufgeführt werden. Ein Teil derselben war ursprünglich Eigentum der populär gewordenen Dichter und Schriftsteller und ist erst später als dictum probans zu einem Volkssprichwort geworden. Aus diesen Gründen sehen wir von einer irgendwie prinzipiellen Einteilung nach Zeit der Entstehung, Verfasser u. dgl. ab und registrieren die hauptsächlichsten derselben in einfach fortlaufender Reihe. Jedes Sprichwort muß ja auch im Volksmund, wo es wie die Scheidemünze von Hand zu Hand geht, sich selbst vertreten und rechtfertigen.

1. „Die Biene ist ein wilder Wurm“ (Altdeutscher Rechtsgrundsatz).
2. „Wer vor den Bienen läuft, den verfolgen sie“ (Furcht macht Widersacher kühn).
3. „Es summt ihm eine Biene unter der Kappe“ (= „Er hat einen Sparren“, englisch).

4. „Bienen ins Bad tragen“ (etwas verkehrt anfassen).
5. „Drohnen und Bären
Lassen sich von andern Leuten nähren“
(nordamerikan. Von den Ämterschnappern in den Vereinigten Staaten gebraucht).
6. „Bienen bezahlen ihre Hausmiete nicht.“
7. „Beter is Ein Bye dann dusent vleige“ (flämisch).
8. „Wie die Biene aus allen Kräutern Süßes saugt, so saugt die Spinne aus allen Gift.“
9. „ûzen honic und innen gall.“ (Suchenwirth XXIV, 238.)
10. „Der bekommt kein Honig zu lecken,
Der sich von der Bienen Stachel läßt schrecken.“
(Froschmäusler 16.)
11. „Der Honig des Reichtums kommt aus dem Bienenstock des Fleißes.“
12. „Was nicht sauert, süßt nicht.“
13. „Der Honig im Bienenkorb des Glücks wird leicht sauer“ (arab.).
14. „Der Honig ist für kein Eselmaul.“
15. „Der Honig ist nicht weit vom Stachel“. (Simrock 4927.)
16. „in sîme honege lît ein giftig nagel.“
(Walther v. d. Vogelweide.)
17. „des honeges süeȝe waere guot, wan daȝ sîn angel (Stachel) wêhe tuot.“ (Freidank.)
18. „nû seht, das honeg, swie süeȝe es sî
dar ist doch lîhte ein angel bî.“ (Mittelhochdeutsch.)
19. „cher est le miel qu'on lêche sur épines.“ (Cahier 1093.)
20. „Mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem Faß Essig.“
21. „Ein Tropfen Honig macht das Meer nicht süß.“
22. „Es ist um den Honig geschehen, wenn der Bär ihn hütet“ (= den Bock zum Gärtner machen).
23. „Das Honig auf der Zungen,
Die Gall' in den Lungen.“ (Pauli, Postille II, 42.)
24. „Honig im Mund,
Gall' im Schlund.“
25. „impia sub dulci melle venena latent“. (Ovid.)
26. „Honig bald (= frisch)
Wein alt“ (= gelagert).
27. „vil honiges eȝȝen enist nit guet“. (Morolf.)
28. „mir grûset (= graust) so mich lachent an diu lechelaere, den die ȝunge honeget und das herȝe gället“ (= Galle hat).
(Walther v. d. Vogelweide.)

29. „diu minne ward ir gfallen
diu honeg macht ûz gallen.“ (Derselbe.)

30. „bouche de miel, coeur de fiel.“

31. „das honeg dô in gallen rinnt.“ (Frauenlob.)

32. „Nach Honig schluckt man, nach Wermut spuckt man.“

33. „Ex gutta mellis generantur flumina fellis.“ (Gael. 1125.)

34. „Wer de huneg êten will, mot ok lien, dat ön de Beien stecken.“ (Niederdeutsch.)

35. „Wann nach honig glust (= gelüstet) die fliegen,
dürfen sie wohl in die Beienwut fliegen“
(= sie bekommen den Zorn der Bienen zu fühlen).
(Fischart, Flohhatz.)

36. „es ist ein ewiclîcher vâl, swer daz honic bûtet dar, dâ der angel scharpf vorwar inne lît verborgen.“ (Mittelhochdeutsch.)

37. „quisquis apes, undasque timet, spinasque roseti,
non mel, non pisces, non feret ille rosas.“ (Gael. 212.)

38. „Wer Honig will sammeln und Rosen will brechen,
Muß leiden, daß Bienen und Dornen ihn stechen.“

39. „Wer mit Honig umgeht, dem bleibt auch etwas an den Fingern hängen.“

40. „Wer mit Honig umgeht, leckt auch einmal die Finger.“
(Goethe, Reinecke Fuchs.)

41. „Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben.“
(Schiller, Wilhelm Tell.)

42. „Wer sich selber zu Honig macht, den fressen die Bienen.“
(Simrock 4933.)

43. „Wer sich zum Honigfaß macht, an dem will jedermann lecken.“
(Russisch.)

44. „Wer sich mit Honig schmiert, den fressen die Fliegen“ (fatevi miele, che le mosche vi mangieramo). (Italienisch.)

45. „Wer will Honig lecken
Darf nicht vor Stichen schrecken.“

46. „des honiges süeze verdriuzet (= verdrießet)
so man's ze vil geniuzet.“ (Freidank.)

47. „habet et mel satietatem.“

48. „Ubi mel ibi fel“. (Wahlspruch M. Luthers.)

49. „Wo Honig ist, da sammeln sich die Fliegen,
Wo Kinder sind, da singt man um die Wiegen.“ (Fischart.)

50. „Wo man Honig thut verkaufen,
Fallen die Fliegen zu mit Haufen.“ (Waldis II, 39, 5.)

51. „Zu seinem Honig legt der Teufel Einen Löffel,
Zum fremden zwei".

52. „Aus Honig eitel Essig machen." (Luther, Tischreden.)

53. „Jemandem den Honig ums Maul streichen."

54. „Einem den Honig nehmen" (= mit List um etwas bringen).

55. „Ist nur Honig da,
Die Fliegen kommen von selber."

56. „eim jeden schmeckt der honig süeʒ,
doch fürcht' man stets die bienenfüeʒ." (Waldis IV, 58.)

57. „Honig im Mund,
Im Herzen Gall,
Ist jetzt bräuchlich überall."

58. „Wer den Honig führt im Mund,
Und hat den Groll im Grund,
Den halt' für keinen Freund,
Schwör er gleich alle Stund'." (Henisch 339.)

59. „Sein ganzer Honig ist sauer geworden"
(= mit all' seinem Glück ist es zu Ende).

60. „ir honeg ist worden ʒ'einer gallen."
(Walther v. d. Vogelweide.)

61. „und machte ʒ'einer gallen das vil honigsüeʒe spil."
(Derselbe.)

62. „eitel honigred' seynd nit on gift." (Simrock 4923.)

63. „habet et venenum blanda oratio."

64. „mel in ore,
verba lactis,
fel in corde,
fraus in factis."

65. „dar le pere in guardia all' orso."
(= die Bienen in die Obhut des Bären geben.) (Italien.)

66. „chi divide la pera (oder il miele) all' orso, ne ha sempre men che parte" (= wer Bienen [oder Honig] mit dem Bären teilt, hat weniger als einen Teil; vgl. „mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen"). (Italien.)

67. „L'orso sogna pere"
(= der Bär träumt von Bienen). (Italien.).

68. „Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dies sind die allerbesten Bienen." (Gellert.)

69. „Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naschen die Bienen
Summend am Saft". (Goethe.)

70. „Ein Honigvöglein, weich und zart
Ist leichte Sinnenliebe,
Von Schmetterlings- und Bienenart
Sind ihre Nahrungstriebe." (Bürger.)

71. „Dumpfig und wie Bienensummen
Klingt der Glocken Festgeläute." (Heine.)

72. „Oft tönen im Abendrot
Von selbst die Saiten wie Bienenton." (Hölty.)

73. „Darunter mischt sich ein Gestöhn,
Das aus entzücktem Busen geht,
Wie Bienensang und Schilfgetön." (Bürger.)

74. „frouw, wo man euren namen nennt,
der süezt vil bass im herzen mein
dann regnet es eitel honig darein."
(Hans Rosenblüt im Fastnachtsspiel.

75. „vorn' süss
hinten spiess."
(Abraham a. Sa. Clara, Judas, der Erzschelm II, 69)*)

76. „Das Herz des Kindes ist ein Wachs, darein kann man drücken ein Rösel oder einen Esel." (Derselbe.)

77. „Einem etwas ins Wachs drücken"
(= etwas sich merken, um es später zu rügen).

78. „Einem eine wächserne Nase drehen."

79. „Der muß viel Wachs haben, der unserem Herrgott eine Nase drehen will."

80. „Der Bien muß", d. h. einen widersinnigen, unnatürlichen Zwang ausüben.

81. d'Imma thuend nüt alle Lüt guet" (Schweiz), d. h. entschieden denjenigen nicht, die sie nicht angemessen pflegen und behandeln.

82. „Die Immen küssen die Blümlein schön
Und deren Schönheit mag doch nicht vergehn!"

---

*) Abraham entnimmt dem Bienenleben überhaupt manches treffende Bild. Die Biene, „das kleine Metsiederl", ist ein Vorbild des Klosterlebens (Judas IV, 14); mit dem Honig im Rachen des Simsonischen Löwen vergleicht Abraham die süßen, begeisterten Gesänge der Kirche im Munde grober, fühlloser „Fleischklötze". (Judas III, 103.)

83. „Eine einzige Biene ist mehr wert als 100 Fliegen — (italien. = vale piu una pecchia che mille mosche).

84. „Hab Immen und Schaf'
Leg dich nieder und schlaf!" (Oberpfalz), „aber nöt z'lang" setzen die Tyroler hinzu.

85. „Man muß in keinen Immen stupfen" (Schweiz = ins Wespennest greifen).

86. „Da lat de immeken vor sorgen" (Braunschweig.)
Ein alter Invalide, der den großen amerikanischen Befreiungskrieg im vorigen Jahrhundert unter englischen Fahnen mitgemacht hatte, sprach, zurückgekehrt, mit seinen Landsleuten gerne darüber, wie in der neuen Welt drüben alles so viel größer sei, als in der Heimat, namentlich seien die Bienen dort so groß wie hier die allergrößten Hummeln. Ein Zuhörer fragte darauf, wie groß denn dort die Bienenkörbe seien. Da ging dem Alten der Faden aus. Er mußte gestehen: „Ebenso groß wie hier." Als man aber weiter examinierte: „Wie kommen denn die großen Bienen durch das kleine Flugloch in ihren Stock hinein?" Da half er sich mit der Ausrede: „da lat de immeken vor sorgen."

U. s. f.

Auch die klassische Muse der deutschen Poesie hat die reiche Symbolik unserer Insekten gewürdigt und durch manch sinniges Gedicht verherrlicht. Georg Philipp Harsdörfer († 1658), mit Joh. Klaj und Siegmund von Birken, Begründer des Nürnberger Blumenordens der Pegnitz-Schäfer, besingt die Bienen in seinem „pegnesischen Schäfergedicht in den berinorgischen (d. i. Nürnbergischen) Gefilden":

„Wie sie die Wohnung bauen
Von goldnem Pergament,
Kann niemand je beschauen;
Kein Künstler von Talent
Kann so Bewund'rung wecken.
Die Zimmer all' sind gleich
Gesondert mit sechs Ecken
Das Honigkönigreich."

In seiner lyrischen Anthologie, unter dem Titel „Trutznachtigall", 1634 herausgegeben, hat der edle Friedrich von Spee

mit der ihm zu Gebote stehenden großen Innigkeit eines warmen Naturgefühles die Bienen ausgezeichnet:

„Auf, auf, ihr kleinen Bienen, der Winter ist vorbei,
Schon duften jetzt und blühen die Blümlein allerlei.
Auf, auf, die Blümlein blühen, zu Felde zieht noch heut',
Auf, auf, mit Wehr' und Waffen schickt euch zur Blumenbeut'.

Sieh da, wie sie schon summen, zu Feld sich stellen ein,
Laut rühren sie die Trommeln, die gelben Kriegerlein,
Wie weit und breit mit Sorgen erforschen sie den Raub,
Der draußen liegt verborgen im bunten Blumenstaub.

Wie emsig sie sich rühren! Nur leben sie der Beut';
Doch niemand sie beschweren, verschonen Land und Leut'.
Sie zielen scharf mit Augen zum süß'sten Blümlein zart,
Um Schätze dort zu saugen, in Blättlein eingescharrt.

Kein Blättlein sie zerbeißen, kein Härlein kränken's nit,
Kein Äderlein zerspleißen's, als wie man's täglich sieht.
O wohl ein edles Rauben, ein süßer Blumenkrieg,
In Honig sich verwandeln muß dieser Krieg und Sieg."

Wahrlich eine treffliche Symbolik des Kriegswesens der „kleinen Blumenritter ohne Furcht und Tadel". Sie durften dem frommen, für alles Gute und Wahre begeisterten*) Spee, der ein Augenzeuge der rohen Kriegshorden und ihres blutigen Handwerks während des jammervollen 30jährigen Krieges gewesen ist, wohl als Propheten einer heißersehnten, friedvolleren Zukunft erscheinen.

Als Sohn eines Volkes, welches zuerst unter allen germanischen Stämmen den Ruhm eines verfassungsmäßig geordneten Staatslebens gewann, als freier Bürger eines freien Staates, welcher schon damals in die Bahnen einer weltgeschichtlichen Macht und Größe eingetreten war, hat Englands größter dichterischer Genius, der unsterbliche Heros der modernen Dramatik,

*) In seiner „Cautio criminalis" (Rinteln 1631) hat Spee als einer der ersten gegen die Hexenprocesse, diese greuelvollen Verirrungen der mittelalterlichen Rechtspflege, als Mensch und Christ Verwahrung eingelegt, was ihm die Nachwelt nicht vergessen sollte.

William Shakespeare, den Bienenstaat kraft seiner Ordnung und bürgerlichen Disciplin als Muster und Vorbild hingestellt:

„Es teilt der Himmel
Des Menschen Stand in mancherlei Beruf
Und setzt Bestrebung in beständ'gen Gang,
Dem als zum Ziel Gehorsam ist gestellt.
So thun die Honigbienen, Kreaturen,
Die durch die Regel der Natur uns lehren
Zur Ordnung fügen ein bevölkert' Reich.
Sie haben einen König und Beamte
Von unterschiednem Rang, wovon die einen,
Wie Obrigkeiten, Zucht zu Hause halten,
Wie Kaufleut' andre auswärts Handel treiben,
Noch andre, wie Soldaten, mit den Stacheln
Bewehrt die samtnen Sommerknospen plündern
Und dann den Raub mit lust'gem Marsch nach Haus
Zum Hauptgezelte ihres Königs bringen,
Der emsig in der Majestät beachtet,
Wie Maurer singend gold'ne Dächer bau'n,
Die stillen Bürger ihren Honig speichern,
Wie sich die armen Tagelöhner drängen
Mit schweren Bürden an dem engen Thor,
Wie mürrisch summend der gestrenge Richter
Die zehrenden und faulen Drohnen liefert
In ihrer Henker rasche Hand. (Heinrich V.)

„Nicht leicht verläßt die Biene ihre Waben."
König Heinrich IV, 4.

„Wie die Biene, jede Blume schätzend
Um ihre süße Kraft,
Die Schenkel voller Wachs, den Mund voll Honig,
So bringen wir's zum Korb: und wie die Biene
Erwürgt man uns zum Lohn."
König Heinrich IV, 1.

Auch der Größte im deutschen Dichterheim, Goethe, dessen Geist den Welt- und Menschenspiegel des Faust geschenkt und den tianischen Gedanken des „gefesselten" Prometheus ausgedacht hat verschmähte es nicht, der lieben kleinen Biene in manch treffendem Gedicht ein Denkmal liebender Anerkennung zu stiften. Wie hätte auch der, dem das „Röslein rot" auf der einsamen Heide

nicht entging oder, „wenn er im Walde vor sich hin ging“, das Blümlein „wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön“, zu sich aufblicken sah, an den Bienen teilnahmslos vorbeigehen können? In seinem Schweizerliedchen bekennt Goethe gewiß aus eigener Erfahrung und Liebhaberei:

„In ä Garte
Bin i gstande,
Ha d'Immli
Zugschaut!
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet,
Hänt Zelli
Gebaut.“

Wie sinnig hat er dem Freundschaftsverhältnis der Blumen und der Bienen, ihrer Gäste, Ausdruck gegeben:

„Ein Blumenglöckchen,
Vom Boden hervor,
War früh gesprosset
In lieblichem Flor.
Da kam ein Bienchen
Und naschte fein: —
Die müssen wohl beide
Für einander sein.“

Wie antik-klassisch faßt der Altmeister die Symbolik der nektarzehrenden Insekten, zu denen in erster Linie die Biene zählt, in dem nach dem Vorbild der griechischen Mythologie gedichteten „Nektartropfen“:

„Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen,
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe.
Und die goldne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen

Auf den grünen Boden nieder.
Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher und saugten fleißig,
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen,
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.
Glücklich haben sie gekostet,
Sie und andre zarte Tierchen!
Denn sie teilen mit den Menschen
Nun das schönste Glück — die Kunst."

Unserem Schiller sind die Bienen ein seltenerer Gegenstand seiner dichterischen Erfindung. Dies hat seinen Grund darin, daß Schillers Lyrik überhaupt nicht, wie die Goethes, aus der Unmittelbarkeit des wirklchen Lebens emporblühte, sondern fast durchgehends aus der Arbeit des Gedankens, der Reflexion, erwachsen ist. Schiller war viel zu viel subjektiv, um die Naturdinge so ruhig und klar wie Goethe auf sein Gemüt wirken zu lassen. Doch hat er in der „Jungfrau von Orleans" die Bienen als Symbol des kriegerischen Angriffes verwertet:

„Und wie der Bienen dunkelnde Geschwader
Den Korb umschwärmen in des Sommers Tagen,
So goß sich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans' Gefilde."

Wie zart und innig kündet sich die Sehnsucht des Liebenden nach dem Mund der Geliebten in jenem Bienenliedchen in des „Knaben Wunderhorn" an (II, 60):

„Wie die goldnen Bienlein schweben
Auf der bunten Blumenfahrt,
Hunderttausend Küsse geben
All' den Kräutlein mancher Art:
So in meines Herzens Grunde
Treibt es mich nach deinem Munde.
Speis' und Wein,
Kuß und Freude,
Mehrt die Pein,
Die ich leide
Ohne dich, mein Leben!

Durch Umfangen
Stillt dein Mund
Mein Verlangen.
Bin ich wund,
Kannst du mir Gesundheit geben."

Wie freundlich weiß der Sänger der deutschen Preis-, Zorn- und Kampflieder in schwerster Zeit, E. M. Arndt, die Bienen als Boten des erschienenen Frühlings willkommen zu heißen:

„Ziehst du dein goldnes Röcklein an?
Die goldnen Stiefel auch?
O Bienchen, Vöglein wohlgemut,
Mit leichtem Sinn und leichtem Blut,
Dich locket nun das Sonnenlicht,
Dich lockt der Blütenhauch."

Der Sänger der „lieblichen Wiese", unser vaterländischer Dichter Hebel verteidigt den Kuß, das Pfand der Liebe, mit dem Thun der Bienen, wenn er meint:

„Küsst 's Bienli nüt si Schwesterli
Und 's Sternli nüt si Nöchberli?
'Ne Kuss in Ehre
Wer will's verwehre?"

Unter den frommen und stillen Blumen sieht sie Robert Hamerling als Gäste sich tummeln, wenn er, der Sonn' entgegen, die Waldestreppen, „felsig gestuft und überkrochen von hundertjährigen Wurzeln", zur einsamen Bergwiese emporsteigt,

„. . . . wo rötlich
Die Heide blüht und wo
Um meines Fußes Niedertritt
Der Bienen summende Schwärme wie Funken stäuben.
Da steh ich still
Bei Glocken- und Kreuz- und Flocken- und Ringelblumen
Und suche mit Dichteraugen
Ein Reinentwickeltes, und freue mich innig, wenn
Recht vollgedrängt auf hohem Stengel das Blütenköpfchen
Der Scabiosa schwankt am Waldsteig, wenn
Auf schöngezacktem Blätterfuß

Ranunculus stolziert
In Wiesengründen, wenn in die Wildnis
Die Genziane blauen Glanz streut, und Doldengewächse
Weithin verzweigt auf hohen Stämmen die Halde bedecken.
Es lockt der Schönheit selige Spur
Auf Waldespfaden das Aug' des Dichters,
Wie sie den Sehnenden anlockt im Getümmel des Markts:
Im Getümmel des Markts aber ist Schönheit
Ein schwirrend geflügeltes Wunder, buntschillernd,
Doch schwer zu haschen und oft
Mit scharfem Stachel bewaffnet:
Fromm sind und stille die Blumen."

Wie zart und sinnig verbirgt sich die Unruhe des Liebhabers in Otto Roquette's schönem Gedicht:

„Bei den Bienenkörben im Garten,
Wo der Flieder in Düften steht,
Da will mein Schatz auf mich warten,
Wenn die Sonne zur Rüste geht.
Da summen die Bienen im goldenen Schein
Sie summen heraus und sie summen herein,
Bei den Bienenkörben im Garten
Wo der Flieder in Düften steht.

Nun sind die Gedanken alle
Mir schwer auf dem fröhlichen Flug,
Bis der lange Tag mir verhalle,
Bis daß mir die Stunde schlug!
Sie summen herein und summen heraus,
Und mein Kopf ist schier wie ein Bienenhaus,
Bis der lange Tag mir verhalle,
Bis daß mir die Stunde schlug."

Sogar das monotone Stillleben des Imkers der Lüneburger Heide hat seinen Sänger gefunden. Th. Storm schildert dasselbe in seinem „Abseits" getauften Liede also:

„Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale.
Die Kräuter blüh'n; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide*) Glöckchen.
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.
Ein halbverfallen' niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen,
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Külberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Selbst in die religiöse Dichtung, in das Kirchenlied, hat die Bienensymbolik ihren Weg gefunden. Ernst Gottlieb Woltersdorf (1725—1761), Prediger in Bunzlau und Mitbegründer des dortigen Waisenhauses, hat ein Bienen-Kirchenlied gedichtet, das hier folgen möge:

Das ist der Bienen Element, die Blumen auszusaugen, so weiß es jeder, der sie kennt und sieht's vergnügt mit Augen. O möcht' mein Sitzen, Gehn und Stehn ins Wort des Kreuzes Christi gehn!

Die Bienen kriechen gar hinein in tiefe Blumenhöhlen, was könnte doch wohl besser sein für mich und arme Seelen, als ganz in Jesu Wunden gehn, die alle Stunden offen stehn?

Die Biene wird auch niemals satt; sie kommt beständig wieder. Und wo sie was gefunden hat, läßt sie sich eifrig nieder. Herr Jesu! liebe du mich sehr, so hungert mich noch immermehr.

Wie fleißig trägt die Biene ein und läßt sich nicht ermüden! O möcht ich so geschäftig sein, so hätt' ich vielen Frieden. Wer vieles sucht und vieles nimmt, für den wird immermehr bestimmt.

---

*) Die Edelheide, vulg. Heidekraut (Erica) eine der vorzüglichsten Bienenpflanzen; sie allein ist die eigentliche Honigquelle der Lüneburger Heidimker.

Die Biene baut vom Blumensaft zugleich die kleine Zelle. Mein Jesu, deines Geistes Kraft, dient mir auf alle Fälle. Ich baue mir ein festes Haus von deiner Gnade an und aus.

Die Bienen machen Wachs bereit, daß Menschen Lichter brennen; so soll des Glaubens Freudigkeit dem Nächsten Freude gönnen. Ach, Bienen fliegt doch alle her, hier ist ein Licht- und Freudenmeer.

Ihr König ist die Augenlust der ganzen kleinen Herde; sie folgen ihm und sein Verlust vertilgt sie von der Erde. Mein König, lenke meinen Sinn so stark zu deinem Herzen hin!

Die Bienen können niemals mehr als einen König leiden; ach Jesu laß uns alle sehr die Götzen in uns meiden, daß unser Herz in Lieb und Treu dir ganz allein ergeben sei!

Wie sehr bewundert jedermann das schöne Werk der Bienen, das dennoch niemand sehen kann, wiewohl sie jedem dienen, die Welt sieht unser Werk nicht ein, doch soll's zum Preise Gottes sein.

Die kleine Biene pranget nicht und wohnt in schlechten Hütten; doch was sie heimlich zugericht't, kann reichen Segen schütten; o möcht' ich doch so arm und klein und voll vom Segen Jesu sein!

Im trüben Wetter sind sie still und bleiben gern zu Hause. Sobald die Sonne scheinen will, hört man auch ihr Gesause. Du bist mir immer einerlei, hilf, daß ich still und fröhlich sei!

Sobald die Biene jemand sticht, muß sie das Leben lassen. Ihr Glieder Jesu streitet nicht, vermeidet Grimm und Hassen. O traget, duldet, liebt und wacht, daß ihr euch nicht zuschanden macht.

Nach der Melodie: „Mir nach, spricht Christus."

Eine verwandte psychische Bedeutung hat die Biene als Symbol der Liebe der Christenseele zu Jesus, dem edlen, honigreichen Reis aus Davids Stamm, in einigen Liedern der Herrnhuter Brüdergemeinde, in deren ältestem Gesangbuch (von 1784 S. 84) es heißt:

„Du grüner Zweig, du edles Reis,
Du honigreiche Blüte
Du aufgethanes Paradeis
Gewähr' mir eine Bitte:
Laß meine Seel' ein Bienelein
Auf deiner Rosenwunde sein!
Ach, ach, wie süß ist dieser Tau,
Wie lieblich meiner Seele,

Wie gut ist 's sein auf solcher Au
In solcher Blumenhöhle!
Laß mich doch stets ein Bienelein
Auf deiner Rosenwunde sein!"

Oder (S. 99):

„O Herr Jesu, gieb mir Gaben
Wie die klugen Bienen haben,
Weil ich mich zu dir gefunden
Auf die Rosen deiner Wunden,
Daß ich dein's Blut's Honigseim
Trag in Mund und Herze heim!"

Damit aber der Gesamteindruck der von uns gesammelten Proben aus dem reichen Kapitel der Bienenpoesie ein vollständiger sei, möge zum Schluß nach der ernsten Muse auch der heiteren das Wort verstattet sein. Ferdinand Bereslas hat ein sehr gelungenes tragikomisches Heldengedicht, genannt „Der Ämsen-Immenkrieg" herausgegeben (1841), welches der Leser als III. litterarische Beilage vollständig wiedergegeben finden wird. Von Kindesbeinen an mit diesen „Größten unter den Kleinsten" enge befreundet und von Natur mit einer sehr feinen Beobachtungsgabe für das Leben der „Ämsen" und „Immen" ausgerüstet, was der aufmerksame Leser insbesondere an den treffenden Eigennamen*) ersehen kann, welche den Helden

*) Die Namen der Bienen (Jachschwung, Goldimme, Aulieb u. s. f.) und der Ameisen (Zwickmaul, Rischlauf, Kühwart u. s. f.) sind ebenso naturwahr, charakteristisch und ergötzlich, wie jene Namen der Flöhe in Fischarts „Flohhatz" (Pfetzsielind, Zwicksie, Schleichinsthal, Zupffieteck u. s. f.), wo, wie Gervinus sich köstlich ausdrückt, „in Reim und Vers der Mutwille förmlich krabbelt und zappelt". Bei Fischart beschweren sich die Flöhe über die Weiber, die sie so mörderisch verfolgen, bei Juppiter, der sie zurechtweist und Bereslas läßt, als eben das Morden der Ämsen-Immenschlacht seinen Höhepunkt erreicht hat und beider Völker Untergang bevorsteht, ebenfalls den Göttervater höchstpersönlich einschreiten, aber der göttliche Sendbote, welcher dieses blutigen Krieges Endschaft herbeiführt, ist nicht Pallas Athene, nicht Mars und nicht Hermes, sondern ein lüsterner — Spatz, der mit seinem Schnabel als der vis major in die Reihen der kämpfenden Helden einhaut.

der beiden Völker gegeben werden, hat Bereslas es verstanden, mit gutem Geschick, sprudelndem Witz und in glücklicher Nachahmung des homerischen Tones die in der Natur wirklich vorkommenden Völkerkriege zwischen Ameisen und Bienen, diesen edelsten, begabtesten und streitbarsten Geschlechtern der großen Insektenfamilie, ergötzlich zu schildern, ohne dabei die Grenzlinie des Humors zu überschreiten, wovon sich andere, wir denken speziell an Aloys Blumauers „travestierte Äneide“, sich nicht immer fern gehalten haben. Bereslas hat sich als ein glücklicher Nachfolger Georg Rollenhagens bewährt, dessen Frosch-Mäuse-Schlacht („Batrachomyomachie“, „Froschmäuseler“) den Krieg zwischen den Fröschen und Mäusen allerdings noch zu polemischer Bezugnahme auf die Zeitgeschichte benutzt. Jeder Bienen- und Naturfreund ist dem Dichter für diese Gabe zum Danke verpflichtet, um so mehr als derselbe sich der Grenzen seines Stoffes stets bewußt bleibt und sich mit dem bescheidenen Ruhme „ein letzter der Homeriden“ zu sein, wohl zufrieden giebt.

Vgl. Auber: „Histoire et théorie du symbolisme religieux.“
Wessely: „Ikonographie Gottes.“
Mannhardt: „Germanische Mythen.“
Kreutzwald, Friedrich: „Esthnische Märchen“ (übers. von F. Löwe).
Wenzig: „Westslavischer Märchenschatz.“
Kopper: „Die Gesänge der Serben.“
Kuhn u. Schwartz: „Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche.“
Wander: „Deutsches Sprichwörterlexikon.“
Rochholtz: „Deutscher Glaube und Brauch.“
Reinsberg v. Düringsfeld: „Das festliche Jahr.“
Nork: „Sitten und Gebräuche der Deutschen.“
Uhland: „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage.“
Simrock, K.: „Handbuch der deutschen Mythologie.“
Grimm, W.: „Die deutsche Heldensage.“
„ „Altdeutsche Wälder.“
„ „Deutsche Rechtsaltertümer.“
„ „Deutsche Mythologie.“

Grimm, J.: „Auswahl aus den kleineren Schriften."
Grimm, W.: „Konrad v. Würzburg", „Die goldene Schmiede."
Koberstein: „Geschichte der deutschen Nationallitteratur."
von der Hagen: „Minnesänger."
Strange: „Caesarii Heisterbacensis Monachi dialogus miraculorum."
Fortlage: „Christliche Gesänge."
Siegel: „Handbuch der christlich-kirchlichen Altertümer."
Münter: „Sinnbilder der alten Christen."
Piper: „Mythologie der christlichen Kunst."
Pohl, O.: „Die altchristliche Fresko- und Mosaik-Malerei."
Kinkel: „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern."
D'Ahrenberg: „Dictionnaire des antiquités."

Dritter Teil.

Klassische Beilagen zur Symbolik der Bienen

aus dem Buche der Weltlitteratur.

„Bald zu vergnügen bezweckt ein Gedicht, bald Nutzen zu stiften,
Oder zugleich Zweckmäß'ges, zugleich Anmut'ges zu sagen.
Sämtliche Stimmen gewinnt wer Nützliches mischt mit dem Süßen,
Wenn er dem Leser Belehrung zugleich und Erheiterung bietet."

Horaz, de arte poetica, V. 341 ff.

Beilage I.

Virgils Landbau-Gedicht.

Vierter Gesang.

— Das klassische Hohelied der Bienen. —

(Vorbemerkungen, Urtext und metrische Übersetzung nebst sachlichen Erläuterungen.)



Vorbemerkungen.

Virgils Georgica, d. h. die Gedichte vom Landbau, deren viertes Buch wir hier als das klassische Hohelied der Bienen folgen lassen, sind, wie Bernhardy mit Recht hervorhebt, die glücklichste Leistung des ganzen Altertums im Lehrgedicht; weder im Adel der Gesinnung noch im Wohllaut der Rhythmen und in der Milde des Ausdruckes kann irgend ein anderes ihnen an die Seite gestellt werden. Sie dürfen trotz der vielgepriesenen und überschätzten Änëis das Meisterwerk des Dichters genannt werden.

Wohl waren viele der in den Georgica behandelten Gegenstände schon von griechischen Dichtern, von Hesiod in den *Ἐργα και Ἡμεραι*, von Aratus in den *Φαινομενα και Διοσημεια*, von Eratosthenes im *Ἑρμης*, von Nikander in den *Θηριακα*, *Ἀλεξιφαρμακα* und *Γεωργικα* behandelt worden; doch keiner der Alten, wir dürfen wohl hinzusetzen auch der Neueren, hat das Gebiet der Landwirtschaft in dem Umfange, den Virgil seinem Lehrgedichte gegeben hat, bearbeitet, keiner so zutreffend und poetisch schön besungen.

Die ganze italische Landwirtschaft seiner Zeit hat Virgil zum Vorwurf seines Gedichtes gemacht und doch ist dasselbe nie ermüdend. Geschickt und naturwahr ist der Stoff ausgewählt; Unwichtiges ist wegelassen oder nur leise gestreift. Der Dichter kann beim besten Willen nicht alles und jedes poetisch ausgestalten und soll es auch nicht. Aber was er bringt, muß den Hauch dichterischer Verklärung erfahren und

darf dabei doch den Stempel der Wahrheit nicht verleugnen. Dies alles trifft bei den Georgica bewundernswert zu. Meisterhaft ist insbesondere die weise Verteilung des gewaltigen Stoffes: Indem im ersten Buche der Ackerbau im engeren Sinn, im zweiten die Baumzucht, im dritten die Viehzucht und im vierten die Bienenzucht zur Darstellung kommen, steigt die Muse des Dichters von der Betrachtung der anfänglichen, niederen Entwicklungsstufen der Landwirtschaft in schöner Folge zu immer höheren, reineren und edleren Sphären empor. Von der rauhen Scholle des Erdbodens, über den der Pflug des Säemanns hingeht, werden wir in die blühende und edle Früchte tragende Pflanzenwelt mit ihren Obstbäumen und Rebgeländen geführt, von da in die dem Landwirte zur Pflege und Zucht übergebene Tierwelt, bis wir zuletzt einen Blick in die Wunder der ätherischen Bienen, in denen „ein Hauch des göttlichen Geistes“ spürbar uns anwehe, hineinthun. Der vierte Gesang ist offenbar der Höhepunkt des ganzen Gedichtes, ein unverkennbarer Ehrenplatz für unsere Lieblinge, eine Mahnung zugleich an ihre Pfleger und Züchter!

Hier entfaltet die Sprache des Dichters den glänzendsten Aufbau, die farbenreichsten Bilder, die mannigfaltigsten Wendungen, die vollkommenste Harmonie des Wohllautes, welche für das musikalische Ohr des Dichters zeugt, der auf die Abfassung und wiederholte Umarbeitung seines Lieblingsgedichtes nicht weniger als volle sieben Jahre (31—25) verwendet hat, während er die sein Sterbelager umstehenden Freunde inständig gebeten haben soll, die Äneïs, weil sie noch nicht gehörig durchgefeilt sei, der Vernichtung preiszugeben.

Was unserem Gedichte aber nächst dem bedeutenden Inhalt und der schönen Form noch einen besonderen Reiz und Wert verleiht, ist die an so mancher Stelle offen ausgesprochene und noch öfter zwischen den Zeilen zu lesende und herauszufühlende pietätvolle Liebe des Dichters zu seinem schönen Heimatland, zumal dem fruchtbaren mantuanischen Gau, wo

seine Wiege gestanden war und das teuere väterliche Landgut trotz schwerer Wechselfälle des Bürgerkrieges ihm unversehrt erhalten blieb (vgl. V. 371 ff.). Obwohl den höheren Ständen angehörig und im späteren Leben ein Freund der Mächtigsten seines Volkes, hat er es in angeborener Bescheidenheit nicht verschmäht, mit dem gemeinen Mann aus dem Hirten- und Bauernstand persönlichen Umgang zu pflegen und daraus eben für die Gegenstände seines Gedichtes die speziellste Belehrung zu schöpfen (vgl. V. 270 ff.).

Noch war der Ackerbau die feste Grundlage der römischen Größe und Sitte und Virgil selber ein personifizierter Teil jener gesunden italischen Volkskraft, die noch immer vom Lande her der weltförmigen Hauptstadt zuströmte und darum war es die glückliche Wahl eines echt nationalen und ihm selber gemäßen Stoffes, als er seine Georgica zu dichten begann.

Selbst dem großen Imperator, wie dessen rechter Hand, dem edlen Mäcenas, konnte damals keine Gabe der Musen willkommener sein als eben eine solche, welche dem durch die Unruhen der blutigen Bürgerkriege vernachlässigten Ackerbau wieder aufzuhelfen bemüht war, welche der harten, von der Stadt und ihrem Plebs verachteten Arbeit des fleißigen Landmannes den Lorbeer der höchsten Ehre darreichte und die Freuden und Annehmlichkeiten des Landlebens, das ganz idyllische Vollglück eines einfachen, durch sich selbst befriedigten Lebens mit so herrlichen Farben ausmalte, ruhmvoll für den Dichter selbst, der den „kleinen" Stoff nicht „für zu gering" erachtete, lehrreich und ermunternd für sein ganzes Volk.

Auch wenn Virgil nicht nach der Doppelpalme des epischen und lyrischen Dichters mit gleichem äußeren Erfolge gestrebt hätte, die Georgica allein hätten genügt, ihm den Lorbeer der Unsterblichkeit um die Stirne zu widmen. Sein Volk hat ihm dieses hohe Verdienst nicht vergessen und die spätesten Geschlechter des Römervolkes, ja der ganzen abendländischen Menschheit, haben ihm den Dank dafür nicht vorenthalten.

Was er als besten Ertrag seiner poetischen Kraft hinterließ, wurde für das alte Rom und seine Provinzen eine der vornehmsten Grundlagen litterarischer und künstlerischer Bildung. Es wurde in den Schulen gelesen, von den Freunden der schönen Litteratur mit Vorliebe besprochen, von den Grammatikern kommentiert, von den Dichtern nachgeahmt. Als schon lange der Pontifex nicht mehr mit der schweigenden Jungfrau zum Kapitol hinanstieg, schöpften die Gebildeten der neugewordenen Welt noch aus ihm die Lehren uralter Weltweisheit, den Ausdruck frommer Gesinnung, die Neigung zu den stillen Freuden des Landlebens am Busen der Mutter Natur ebenso gut wie die Norm für jene Heldentugenden, in deren Bethätigung die Edelsten und Besten ihre Kraft einsetzten. Unter den Karolingern und mehr noch unter den Ottonen genoß gerade Virgil eine besondere Verehrung; nach Virgilischem Muster hat Waltharius den heimatlichen Sagenstoff im Liede besungen, die geist- und kraftvolle lateinische Lyrik des Mittelalters ist voller Anklänge an ihn und der gottbegnadete Seher der Divina comedia, Dante, hat unter allen Großen und Edlen gerade ihn als Führer durch das Chaos der Hölle und hin zum Berge der Reinigung auserwählt, als würdigsten Repräsentanten menschlicher Vernunft, Weisheit und reiner Kunst, während die geliebte Beatrice dem Dichter die Pforten des Himmels öffnet und seiner Seele für die letzten, größten Geheimnisse des ewigen Lebens, des Christentums die Weihe giebt.

Wahrlich, keine geringe Ehre für das kleine Volk der Bienen einen solchen Sänger seiner Thaten und Tugenden, Freuden und Leiden gefunden zu haben!

Möge das köstliche Vermächtnis der Treue und Liebe zu den Bienen, wie es in diesem vierten Buche der Georgica von einem ihrer besten und edelsten Freunde niedergelegt ist, auch von allen, die ihrerseits Freunde der Bienen sein wollen, beherzigt, bewahrt und erfüllt werden!

Georgicon.

Liber Quartus.

Protinus aërii mellis caelestia dona
Exsequar. Hanc etiam, Maecenas, adspice partem.
Admiranda tibi levium spectacula rerum,
Magnanimosque duces, totiusque ordine gentis
Mores et studia et populos et proelia dicam,
In tenui labor; at tenuis non gloria, si quem
Numina laeva sinunt auditque vocatus Apollo.
Principio sedes apibus statioque petenda,
Quo neque sit ventis aditus (nam pabula venti
Ferre domum prohibent), neque oves haedique petulci
Floribus insultent, aut errans bucula campo
Decutiat rorem et surgentes atterat herbas.
Absint et picti squalentia terga lacerti
Pinguibus a stabulis, meropesque, aliaeque volucres,
Et manibus Procne pectus signata cruentis.
Omnia nam late vastant, ipsosque volantes
Ore ferunt dulcem nidis immitibus escam.
At liquidi fontes et stagna virentia musco
Adsint et tenuis fugiens per gramina rivus;
Palmaque vestibulum aut ingens oleaster obumbret,
Ut, quum prima novi ducent examina reges
Vere suo, ludetque favis emissa juventus,
Vicina invitet decedere ripa calori;
Obviaque hospitiis teneat frondentibus arbos.
In medium, seu stabit iners seu profluet humor,
Transversas salices et grandia conjice saxa:
Pontibus ut crebris possint consistere et alas
Pandere ad aestivum solem; si forte merantes
Sparserit aut praeceps Neptuno immerserit Eurus.
Haec circum casiae virides et olentia late

Landbau.

Vierter Gesang.

Jetzt des ätherischen Honigs Geschenk, hertauend vom Himmel,
Töne mein Lied. Du empfang' auch diesen Teil, o Mäcenas.
Kleingeachteter Dinge bewunderungswürdiges Schauspiel,
Führer voll hohen Muts und des Volkes Geschlecht nach der Ordnung
Will ich, und Sitten, Geschäft' und Stämm' und Schlachten dir singen.
Klein ist der Arbeit Stoff, doch klein nicht ist das Verdienst: wenn
Hold nur die Götter mir sind und Apoll' mein Rufen erhöret.
Erstlich gebührt's, den Bienen ihr Haus und Lager zu wählen,
Wo kein Wind sie bestreicht (denn Winde verwehren, die Nahrung
Heimzutragen) und wo nicht Schafe noch stößige Böcklein
Frech durchhüpfen die Blumen noch schweifend im Felde das Jungvieh
Rings abschüttelt den Tau und sprossende Kräuter zerstampfet.
Fern auch bleibe mit widrig gesprenkeltem Rücken die Eidechs
Von dem gesegneten Stand, der Specht und noch andere Vögel,
Prokne zumal, an der Brust mit blutigen Händen gezeichnet.
Wild veröden sie alles umher und die Fliegenden selber
Schnappen sie weg, für die grausame Brut ein köstlicher Bissen.
Aber ein lauterer Quell, ein Teich mit grünendem Moose
Grenze daran und ein seicht durchs Gras hineilendes Bächlein.
Hoch umschatte die Palme den Hof und der Wildling des Ölbaums:
Daß, wenn zuerst mit Schwärmen in ihrem Lenze die neuen
Könige zieh'n und, den Zellen entschlüpft, die Jugend umherspielt,
Sie das benachbarte Naß einlad' in die liebliche Kühlung
Und sie ein Baum am Weg' im grünenden Laube bewirte.
Mitten ins Wasser hinein, sei's stehendes oder es rinne,
Wirf sich kreuzende Weiden und mächtig ragende Steine,
Daß auf häufigen Brücken zu ruh'n sie vermögen, die Flügel
Ausgestreckt am sonnigen Strahl; wenn die Säumigen etwa
Sonderte oder wohl gar in die Flut eintauchte der Ostwind.
Rings in der Gegend umher laß Casia grünen und weithin

Serpylla et graviter spirantis copia thymbrae
Floreat irriguumque bibant violaria fontem.
Ipsa autem, seu corticibus tibi suta cavatis,
Seu lento fuerint alvearia vimine texta,
Angustos habeant aditus: nam frigore mella
Cogit hiems, eademque calor liquefacta remittit.
Utraque vis apibus pariter metuenda; neque illae
Nequicquam in tectis certatim tenuia cera
Spiramenta linunt fucoque et floribus oras
Explent, collectumque haec ipsa ad munera gluten
Et visco et Phrygiae servant pice lentius Idae.
Saepe etiam effossis, si vera est fama, latebris
Sub terra fovere larem, penitusque repertae
Pumicibusque cavis, exesaeque arboris antro.
Tu tamen et levi rimosa cubilia limo
Ungue fovens circum et raras super injice frondes.
Neu propius tectis taxum sine, neve rubentes
Ure foco cancros; altae neu crede paludi,
Aut ubi odor coeni gravis, aut ubi concava pulsu
Saxa sonant, vocisque offensa resultat imago.
Quod superest, ubi pulsam hiemem Sol aureus egit
Sub terras, caelumque aestiva luce reclusit;
Illae continuo saltus silvasque peragrant,
Purpureosque metunt flores et flumina libunt
Summa leves. Hinc nescio qua dulcedine laetae
Progeniem nidosque fovent; hinc arte recentes
Excudunt ceras et mella tenacia fingunt.
Hinc ubi jam emissum caveis ad sidera caeli
Nare per aestatem liquidam suspexeris agmen,
Obscuramque trahi vento mirabere nubem;
Contemplator: aquas dulces et frondea semper
Tecta petunt. Huc tu jussos adsperge sapores,
Trita melisphylla et cerinthae ignobile gramen;
Tinnitusque cie et Matris quate cymbala circum.
Ipsae consident medicatis sedibus; ipsae
Intima more suo sese in cunabula condent.
Sin autem ad pugnam exierint: (nam saepe duobus
Regibus incessit magno discordia motu)
Continuoque animos volgi et trepidantia bello
Corda licet longe praesciscere: namque morantes
Martius ille aeris rauci canor increpat et vox

Duftenden Quendel erblüh'n und viel gewürzige Thymbra,
Auch Violen dabei, getränkt vom Borne der Quelle.
Selber die Körbe jedoch, ob von wölbender Rinde du solche
Näheteſt oder von biegſamer Rute der Weide ſie flochteſt,
Sei'n an der Pforte recht eng, denn die Kälte des Winters
Härtet den Honigſeim, es löſt ihn zerſchmelzend die Hitze.
Beide bedroh'n die Bienen mit gleicher Gefahr; und umſonſt nicht
Eifern ſie um die Wett' mit Wachs auch die winzigſten Spalten
Ihrer Burg zu verkleben, mit Saft und Blüten den Eingang
Wohl zu füllen und ſparen hiezu den geſammelten Leim auf,
Zäher als Harz von der Miſtel und Pech vom phrygiſchen Ida.
Oft, wo die Sage nicht täuſcht, war tief in gegrabenen Löchern
Unter der Erd' ihr häuslicher Herd; auch in Klüften des Bimsſteins
Fand ſich ihr Bau und im Schlupf des vermoderten Baumes.
Gleichwohl verſtreich' zum Erwärmen umher die ſpaltigen Kammern
Selbſt mit ſchlüpfrigem Thon und beſtreue ſie locker mit Laubwerk.
Dulde auch nicht zu nahe den Stöcken den Taxus, verbrenn' nicht
Rote Krebſ' auf dem Herd, auch trau' nicht tiefem Moraſte,
Oder wo faulig verdampfet der Miſt und vom Echo der hohle
Felſen erſchallt und das Bild anprallender Stimme zurückfliegt.
Aber treibt nun den Winter die gold'ne Sonne verſcheuchend
Unter die Erd' und entwölkt mit Sommerlichte den Himmel,
Plötzlich ſodann durchzieh'n ſie Gehölz und beſchattete Thale,
Pflücken ſich purpurne Blüten und ſchöpfen im Schweben der Bäche
Glatten Kryſtall. Dann, fröhlich von unerklärbarer Wonne
Pflegen ſie Neſt und Geſchlecht, d'rauf formen ſie kunſtreich
Zellen aus friſchem Wachs und bilden den klebrigen Honig.
Dann, wann du jetzo den Schwarm heraus aus den Hallen der Heimat
Siehſt zu den Sternen empor die Lüfte des Sommers durchſchwimmen,
Und, wie ihr dunkles Gewölk hinzieht im Winde, dich wunderſt:
Merke dir wohl, ſtets ſuchen ſie ſüßes Gewäſſer und Laubdach.
Hierhin ſprenge du nun wohlduftende Säfte nach Vorſchrift
Aus der zerquetſchten Meliſſe gepreßt und der gemeinen Cerinthe;
Klingelndes Erz ſchlag' an und die Cymbeln der Cybele ringsher,
Selber dann ſetzen ſie ſich auf die duftenden Plätze und ſelber
Schlüpfen ſie gern, wie gewohnt, in die Wiege des bergenden Korbes.
Aber ſobald zum Kampfe ſie zieh'n — denn oftmal empöret
Zweier Könige Bruſt die Gewalt unbändiger Zwietracht —
Gleich auch kann man des Volks aufwallenden Mut und in Kampfluſt
Bebendes Herz ſchon ferne vorherſchaun; denn es ermuntert
Kriegriſcher Klang wie des Erzes die Zauderer; Töne vernimmt man,

Auditur fractos sonitus imitata tubarum.
Tum trepidae inter se coeunt, pennisque coruscant
Spiculaque exacuunt rostris aptantque lacertos;
Et circa regem atque ipsa ad praetoria densae
Miscentur, magnisque vocant clamoribus hostem,
Ergo ubi ver nactae sudum camposque patentes
Erumpunt portis, concurritur, aethere in alto
Fit sonitus, magnum mixtae glomerantur in orbem
Praecipitesque cadunt: non densior aëre grando
Nec de concussa tantum pluit illice glandis.
Ipsi per medias acies, insignibus alis,
Ingentes animos angusto in pectore versant,
Usque adeo obnixi non cedere, dum gravis aut hos,
Aut hos versa fuga victor dare terga subegit.
Hi motus animorum atque heec certamina tanta
Pulveris exigui jactu compressa quiescent.
Verum ubi ductores acie revocaveris ambo,
Deterior qui visus, eum, ne prodigus obsit,
Dede neci; melior vacua sine regnet in aula.
Alter erit maculis auro squalentibus ardens:
Nam duo sunt genera: hic melior, insignis et ore
Et rutilis clarus squamis; ille horridus alter
Desidia; latamque trahens inglorius alvum.
Ut binae regum facies, ita corpora plebis.
Namque aliae turpes horrent: ceu pulvere ab alto
Quum venit et sicco terram spuit ore viator
Aridus; elucent aliae et fulgore coruscant,
Ardentes auro et paribus lita corpora guttis.
Haec potior suboles: hinc caeli tempore certo
Dulcia mella premes; nec tantum dulcia quantum
Et liquida et durum Bacchi domitura saporem.
At quum incerta volant caeloque examina ludunt,
Contemnuntque favos et frigida tecta relinquunt;
Jnstabiles animos ludo prohibebis inani.
Nec magnus prohibere labor. Tu regibus alas
Eripe! Non illis quisquam cunctantibus altum
Ire iter aut castris audebit vellere signa.

Invitent croceis halantes floribus horti;
Et custos furum atque avium cum falce saligna
Hellespontiaci servet tutela Priapi.

Deren gebrochener Stoß nachahmt der Drommeten Geschmetter.
Rings dann strömen sie hastig herbei mit schimmernden Flügeln,
Wetzen den Speer mit dem Rüssel und stählen zum Kampfe die Muskeln;
Und um den König geschart und das ragende Zelt ihres Feldherrn
Fordern heraus sie den Feind und rufen lautdrohend zur Feldschlacht.
Drum, wann wärmenden Lenz und offene Felder sie finden,
Stürzen sie vor aus den Thoren, das Treffen beginnt, in des Äthers
Höhen erschallet Getös und geballet zum mächtigen Knäuel
Stürzen die Toten herab; nicht prasselt dichter der Hagel
Von dem Himmel herab, nicht dichter die Frucht der geschüttelten Eiche.
Jene nun selbst durch die Reihen der Schlacht mit leuchtenden Flügeln
Droh'n, erhabenen Mut im winzigen Busen bewegend,
Nimmer zu weichen gewillt, bis mit großer Gewalt hier,
Oder auch dort der Flüchtigen Scharen der Sieger daherscheucht.
Solcher Kampf der Empörten und solch' entsetzlicher Aufruhr
Legen sich bei durch Würfe von wenigem Staube gebändigt.
Hast du zurück nun vom Kampfe sie beide, die Führer, gerufen:
Welcher der Schlechtere scheint, den weih', daß nicht schade der Prasser,
Alsbald dem Tod; und der Bessere herrsch' im geräumten Palaste.
Prachtvoll glühet der eine mit goldausstrahlenden Flecken;
Zwiefach sind sie von Art: der Edlere prächtig von Aussehn,
Funkelnd mit rötlichen Schuppen; der andre ein fauler Geselle
Ekelt dich an und schleppt ruhmlos den gedunsenen Wanst nach.
Zwiefach sind, wie der Herrscher Gestalt, auch die Leiber des Volkes:
Wustvoll starren die einen umher, wie ein Wanderer lechzend
Kommt aus tiefem Staub und Sand aus dem trockenen Munde
Speit; hell glänzen die andern und strahlen in funkelndem Schimmer,
Glühend von Gold und gesprenkelt am Leib gleichmäßig mit Tropfen.
Dies ist die edlere Zucht, von der in gemessener Jahrszeit
Süßen Honig du brichst, so krystallhell fließend wie lieblich
Duftend, den herben Geschmack des Bacchus durch Milde bezähmend.
Aber durchschweifen unstät die flüchtigen Schwärme den Himmel,
Achtend nicht mehr der Waben, erkaltete Zellen verlassend,
Dann verbiete das eitle Spiel den launischen Herzen!
Gar kein großes Geschäft ist's, dies zu verbieten: die Flügel
Rupfe den Königen aus! Nicht einer, wenn diese nicht mitthun,
Wagt mehr den Marsch in die Luft, noch entrollt er die Fahnen des Lagers.
Laß einladende Gärten mit Crocusblüten sie umweh'n;
Und zum Schutz vor Vögeln und Dieben mit weidener Sichel
Steh' ihr Schirmherr Priapus, die hellespontische Gottheit.

Ipse thymum pinosque ferens de montibus altis
Tecta serat late circum, cui talia curae;
Ipse labore manum duro terat; ipse feraces
Figat humo plantas et amicos irriget imbres.
Atque equidem, extremo ni jam sub fine laborum
Vela traham et terris festinem advertere proram:
Forsitan et pingues hortos quae cura colenti
Ornaret, canerem, biferique rosaria Paesti;
Quoque modo potis gauderent intuba rivis
Et virides apio ripae; tortusque per herbam
Cresceret in ventrem cucumis; nec sera comantem
Narcissum aut flexi tacuissem vimem acanthi,
Pallentesque ederas et amantes littora myrtos.
Namque sub Oebaliae memini me turribus altis,
Qua niger humectat flaventia culta Galaesus,
Corycium vidisse senem, cui pauca relicti.
Jugera ruris erant; nec fertilis illa juvencis
Nec pecori opportuna seges nec commoda Baccho.
Hic rarum tamen in dumis olus albaque circum.
Lilia, verbenasque premens, vescumque papaver,
Regum aequabat opes animis; seraque revertens
Nocte domum dapibus mensas onerabat inemtis.
Primus vere rosam atque auctumno carpere poma;
Et quum tristis hiems etiamnum frigore saxa
Rumperet et glacie cursus frenaret aquarum,
Ille comam mollis jam tondebat hyacinthi,
Aestatem increpitans seram Zephyrosque morantes.
Ergo apibus foetis idem atque examine multo
Primus abundare et spumantia cogere pressis
Mella favis; illi tiliae atque uberrima pinus;
Quotque in flore novo pomis se fertilis arbos
Induerat, totidem auctumno matura tenebat.
Ille etiam seras in versum distulit ulmos,
Eduramque pirum et spinos jam pruna ferentes,
Jamque ministrantem platanum potantibus umbras.
Verum haec ipse equidem spatiis exclusus iniquis
Praetereo, atque aliis post commemoranda relinquo.
Nunc age, naturas apibus quas Juppiter ipse
Addidit, expediam: pro qua mercede canoros
Curetum sonitus crepitantiaque aera sequutae,
Dictaeo caeli Regem pavere sub antro.

Selbst nun hole sich Thymus, und Fichtengehölz von den Berghöh'n
Pflanze weit um die Wohnungen her, wem solcherlei obliegt.
Selbst auch härt' er die Hand durch Arbeit, selber des Obstes
Fruchtreis heft' er ins Land und tränk' es mit freundlichem Regen.
Wenn ich, am Ziele der Müh'n, nicht schon einzöge die Segel
Und nicht eilte, den Schnabel des Schiffs zum Gestade zu wenden:
Dann, wie des Gärtners Sorge die üppigen Gärten sich ausschmückt,
Säng' ich vielleicht und die Rosen des zweimal blühenden Pästum;
Wie vom Tranke der Quellen Endivie fröhlich heranwächst
Und deren Borde von Eppich umgrünt; wie die Kräuter durchrankend
Bauchiger stets anschwillt die Melon'; nicht spät umbuschte Narzissen,
Nicht des Acanthus gewundene Rank', noch den falben
Epheu verschwieg ich und nicht die Meerstrand liebenden Myrten.
Sah ich ja doch vordem in Oebalias ragenden Mauern,
Dort, wo der dunkle Galäsus das gelbliche Fruchtfeld befeuchtet,
Einen corycischen Greis, der wenige Hufen verlass'nen
Feld's nur besaß, mit Ertrag weder lohnend die Mühe des Stieres,
Noch geeignet zur Weide dem Vieh, noch günstig dem Bacchus.
Aber, das Dornengeheg' mit Reihen von Kohl und mit weißen
Lilien, heiligen Kräutern und zehrendem Mohne bepflanzend,
Dünkt er sich Königen gleich an Besitz; und kehrt er am Abend
Heimwärts, belud er den Tisch mit ungekauften Gerichten.
Er war der erste, der Rosen im Lenz und im Herbste sich Obst brach.
Und wann noch durch Frost der traurige Winter die Felsen
Spaltete, noch mit Eis den Lauf der Gewässer bezähmte,
Pflückt' er schon sich die lieblich gelockete Blum' Hyacinthus,
Höhnend den späten Lenz und der Zephyre säumende Rückkehr.
D'rum auch war er zuerst mit zahlreicher Brut und vielen
Schwärmen beglückt und preßte den schäumenden Seim aus den Waben.
Linden besaß er und Fichten in reichlichster Menge.
Und so viel des Obstes den fruchtbaren Baum in der Blüte
Kleidete, ebenso viel belastet' ihn reifes im Herbste.
Auch in geordneten Zeilen verpflanzt er spät noch die Ulmen,
Rauhere Stämme der Birn' und mit Pflaumen veredelten Schlehdorn,
Platanus auch, der mit Schatten bereits umschirmte die Zecher.
Aber ich selbst, durch Gewalt einengender Schranken gehemmet,
Eile vorbei und belasse die Meldung späteren Sängern.
Auf, nun will ich der Bienen Natur, die Jupiter selber
Ihnen verlieh, auslegen: um welchen Lohn sie, dem lauten
Trommelgeräusch der Cureten und dröhnendem Erze gehorsam,
In diktäischer Grotte den König des Himmels genähret.

Solae communes gnatos, consortia tecta
Urbis habent magnisque agitant sub legibus aevum;
Et patriam solae et certos novere penates;
Venturaeque hiemis memores aestate laborem
Experiuntur et in medium quaesita reponunt.
Namque aliae victu invigilant et foedere pacto
Exercentur agris; pars intra septa domorum
Narcissi lacrimam et lentum de cortice gluten
Prima favis ponunt fundamina, deinde tenaces
Suspendunt ceras; aliae spem gentis, adultos
Educunt foetus; aliae purissima mella
Stipant et liquido distendunt nectare cellas.
Sunt, quibus ad portas cecidit custodia sorti:
Inque vicem speculantur aquas et nubila caeli,
Aut onera accipiunt venientum; aut agmine facto
Ignavum, fucos, pecus a praesepibus arcent.
Fervit opus, redolentque thymo fragrantia mella
Ac veluti, lentis Cyclopes fulmina massis
Quum properant, alii taurinis follibus auras
Accipiunt redduntque, alii stridentia tinquunt
Aera lacu; gemit impositis incudibus Aetna;
Illi inter sese magna vi brachia tollunt
In numerum versantque tenaci forcipe ferrum:
Non aliter, si parva licet componere magnis,
Cecropias innatus apes amor urguet habendi
Munere quamque suo. Grandaevis oppida curae
Et munire favos et daedala fingere tecta.
At fessae multa referunt se nocte minores,
Crura thymo plenae; pascuntur et arbuta passim
Et glaucas salices, casiamque crocumque rubentem
Et pinguem tiliam et ferrugineos hyacinthos.
Omnibus una quies operum, labor omnibus unus.
Mane ruunt portis; nusquam mora; rursus easdem
Vesper ubi e pastu tandem decedere campis
Admonuit; tum tecta petunt, tum corpora curant;
Fit sonitus mussantque oras et limina circum.
Post ubi jam thalamis se composuere, siletur
In noctem, fessosque sopor suus occupat artus.
Nec vero a stabulis pluvia impendente recedunt
Longius aut credunt caelo adventantibus Euris;
Sed circum tutae sub moenibus urbis aquantur,

Sie nur haben gemein der Kinder Geschlecht und gemeinsame
Wohnung in städtischer Art und leben beherrscht von großen Gesetzen;
Sie nur kennen das Glück des eigenen Herds und der Heimat;
Und, auf den kommenden Winter bedacht, arbeiten den Sommer
Rastlos sie durch und vermehren daheim den gemeinsamen Vorrat.
Ein Teil wacht für Nahrung und schweift nach des Bundes Gesetzen
Rings im Gefild umher, ein andrer im innern Gehege
Legt des Narcissus Thrän' und klebrigen Leim aus der Rinde
Unten den Waben zum Grund und hänget dann bindendes Wachs dran.
Andre erzieh'n die wachsende Brut, die Hoffnung des Volkes.
Andre noch sammeln zu Hauf den lautersten Seim des Honigs,
Daß von des Nektars Saft sich weit ausdehnen die Zellen.
Manchen auch fiel das Los, die Thore der Burg zu bewachen:
Diese erspäh'n abwechselnd des Himmels Gewölk und Gewässer
Oder empfangen die Lasten der Kommenden; oder in Heerschar
Wehren sie ab die Drohnen, das träge Vieh, von den Krippen.
Rastlos glühet das Werk und es duftet von Thymus der Honig.
Wie der Cyclopen Schar die sprühenden Barren des Eisens
Emsig zu Blitzen reckt, ein Teil mit Bälgen von Stierhaut
Luft einpumpt und verbläst, ein Teil die zischenden Erze
Taucht in den Trog; es erseufzt von Ambosschlägen der Aetna;
Jene sodann um einander mit riesiger Kraft ihre Arme
Heben im Takt und drehen das Erz mit packender Zange:
Weniger nicht, wenn mit Großem das Kleine zu messen erlaubt ist,
Drängt die cecropischen Bienen die angestammte Gewinnsucht
Jede nach ihrem Beruf. Die Bejahrteren stehen der Stadt vor,
Fest'gen das Zellengebäud' und wölben dädalische Häuser.
Aber die Jüngeren zieh'n spät Abends ermüdet zur Heimat,
Voll von Thymus die Schenkel, auch Erdbeerbäume dazwischen
Kosten sie, bläuliche Weiden, Zeiland und feurigen Crocus,
Auch die balsamische Lind' und die purpurne Blum' Hyacinthus.
Alle rasten zugleich und gehen zugleich an die Arbeit.
Schon früh morgens entstürzen dem Thore sie: nirgendwo Zaudern!
Drauf, wann der Abendstern von den blumigen Weiden zu scheiden
Endlich ermahnt; dann suchen das Dach sie und pflegen des Leibes.
Lärmen ertönt und rings umsummen sie Pforten und Schwellen.
Bald, nachdem sie in Zellen sich lagerten, schweiget die Nacht durch
Alles, es fesselt gebührender Schlaf die ermatteten Glieder.
Aber sie zieh'n niemals vom Stand, wenn Regen bevorsteht,
Weiter hinweg, noch trau'n sie dem Himmel bei nahendem Ostwind:
Nein, um die schirmenden Mauern der Stadt her schöpfen sie Wasser,

Excursusque breves tentant; et saepe lapillos,
Ut cymbae instabiles fluctu jactante saburram
Tollunt: his sese per inania nubila librant.
Illum adeo placuisse apibus mirabere morem,
Quod nec concubitu indulgent nec corpora segnes
In Venerem solvunt aut foetus nixibus edunt;
Verum ipsae e foliis nates et suavibus herbis
Ore legunt; ipsae regem parvosque Quirites

Sufficiunt, aulasque et cerea regna refingunt.
Saepe etiam duris errando in cotibus alas
Attrivere, ultroque animam sub fasce dedere:
Tantus amor florum et generandi gloriandi mellis.
Ergo ipsas quamvis angusti terminus aevi
Excipiat; neque enim plus septuma ducitur aestas:
At genus immortale manet, multosque per annos
Stat fortuna domus et avi numerantur avorum.
Praeterea regem non sic Aegyptus et ingens
Lydia, nec populi Parthorum aut Medus Hydaspes,
Observant. Rege incolumi mens omnibus una est:
Amisso rupere fidem; constructaque mella
Diripuere ipsae et crates solvere favorum.
Ille operum custos; illum admirantur et omnes
Circumstant fremitu densu stipantque frequentes;
Et saepe attollunt humeris et corpora bello
Objectant, pulchramque petunt per vulnera mortem.
His quidam signis atque haec exempla sequuti
Esse apibus partem divinae mentis et haustus
Aetherios dixere. Deum namque ire per omnes
Terrasque, tractusque maris, caelumque profundum
Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne ferarum,
Quemque sibi tenues nascentem arcessere vitas.
Scilicet huc reddi deinde ac resoluta referri
Omnia, nec morti esse locum; sed viva volare
Sideris in numerum, altque alto succedere caelo.
Si quando sedem augustam servataque mella
Thesauris relines, prius haustu sparsus aquarum
Ora fove, fumosque manu praetende sequaces.
Bis gravidos cogunt foetus, duo tempora messis:
Taygete simul os terris ostendit honestum
Pleias et Oceani spretos pede reppulit omnes;

Kürzere Fahrten nur wagen sie dann und Kieselchen oftmals
— Wie die schwankenden Kähne auf schüttelnder Woge den Ballast —
Heben sie auf und wiegen sich so durch nichtige Nebel.
Auch heischt jene, den Bienen gefallende, Sitte Bewund'rung,
Daß sie keiner Begattung sich freu'n noch die Stärke der Leiber
Schlaff auflösen in Lust, noch Junge mit Wehen gebären.
Sondern sie lesen die Brut von Blättern und lieblichen Kräutern
Selbst mit dem Mund und den Erben des Throns und die kleinen Quiriten
Schaffen sie selbst und ergänzen den Hof und die wächsernen Reiche.
Manche zerrieben sogar an hartem Gesteine die Flügel
Irrend umher, nnd verhauchten den Geist selbst unter der Bürde.
So groß ist ihre Blumenlieb' und ihr Trachten nach Honig.
Darum wiewohl sie selber das Ziel des beschränkteren Alters
Früh empfängt — denn es reicht nicht über den siebenten Sommer —
Dennoch bleibt unsterblich ihr Stamm und viele der Jahre
Blüht ihres Hauses Glück und Ahnherrn zählt man von Ahnherrn.
Auch hat nie den König so hoch Aegyptus, die große
Lydia, noch der Parther Geschlecht, noch der Meder Hydaspes
Also verehrt. Wenn der König nur lebt, ist alles in Eintracht.
Stirbt er, sogleich ist gebrochen der Bund, den gespeicherten Honig
Plündern sie selbst und zerstören den Bau der geflochtenen Tafeln.
Er ist Hüter des Werks; ihm staunen sie all' in Ehrfurcht;
Ihn umsteh'n sie mit dichtem Gesums' als gescharte Trabanten.
Oft auch heben sie ihn auf die Schultern und bieten die Leiber
Freudig dem Kampf und suchen den rühmlichen Tod durch die Wunden.
Manche, durch solcherlei Wink' und sichtbare Proben geleitet,
Lehrten: es wohn' in den Bienen ein Teil des göttlichen Geistes
Und ein ätherischer Hauch. Denn die Gottheit gehe durch alle
Länder hin und Räume des Meeres und Tiefen des Himmels,
Schafe daher und Rinder und Menschen und Tiere der Wildnis,
Jedes bei seiner Geburt entschöpf' ihr Hauche des Lebens.
Siehe, auch dorthin kehre dereinst, der Verwesung entronnen,
Alles zurück, nicht herrsche wo Tod, es schwinge sich lebend
Auf zu den Sternen, um heim zum erhabenen Himmel zu kehren.
Willst du entsiegeln einmal den fürstlichen Sitz und des Honigs
Schätze, spüle den Mund dann erst aus mit geschöpfetem Wasser,
Trag' in gestreckter Hand fortscheuchende Dämpfe voran auch.
Zweimal sammeln sie vollen Ertrag, zweimal ist die Ernte.
Wann die Plejade Taygete zeigte ihr herrliches Antlitz
Und des Oceanus Strom mit dem Fuße verächtlich zurückstieß;

Aut eadem sidus fugiens ubi Piscis aquosi
Tristiva hibernas caelo descendit in undas.
Ilis ira modum supra est; laesaeque venenum
Morsibus inspirant et spicula caeca relinquunt
Adfixae venis, animasque in vulnere ponunt.
Sin duram metuens hiemem parcesque futuro,
Contusosque animos et res miserabere fractas;
At suffire thymo, cerasque recidere inanes
Quis dubitet? Nam saepe favos ignotus adedit
Stellio et lucifugis congesta cubilia blattis;
Immunisque sedens aliena ad pabula fucus,
Aut asper crabro imparibus se immiscuit armis,
Aut dirum, tineae genus aut invisa Minervae
Laxos in foribus suspendit aranea casses.
Quo magis exhaustae fuerint, hoc acrius omnes.
Incumbent generis lapsi farcire ruinas,
Complebuntque foros et floribus horrea texent.
Si vero, quoniam casus apibus quoque nostros
Vita tulit, tristi languebunt corpora morbo;
Quod jam non dubiis poteris cognoscere signis:
Continuo est aegris alius color; horrida vultum
Deformat macies; tum corpora luce carentum
Exportant tectis et tristia funera ducunt.
Aut illae pedibus connexae ad limina pendent,
Ant intus clausis cunctantur in aedibus omnes,
Ignavaeque fame et contracto frigore pigrae.
Tum sonus auditur gravior tractimque susurrunt:
Frigidus ut quondam silvis immurmurat Auster;
Ut mare sollicitum stridit refluentibus undis;
Aestuat ut clausis rapidus fornacibus ignis.
Hic jam galbaneos suadebo incendere odores,
Mellaque arundineis inferre canalibus, ultro
Hortantem et fessas ad pabula nota vocantem.
Proderit et tunsum gallae admiscere saporem,
Arentesque rosas aut igni pinguia multo
Defruta, vel psythia passos de vite racemos.
Cecropiumque thymum et grave olentia centaurea.
Est etiam flos in pratis, cui nomen amello
Fecere agricolae, facilis quaerentibus herba.
Namque uno ingentem tollit de cespite silvam;
Aureus ipse, sed in foliis, quae plurima circum

Oder, sobald sie geschreckt vom Gestirn' des wäss'rigen Fisches
Traurig in winternden Fluten hinab am Himmel sich senket.
Maßlos entbrennt ihr Zorn und sie hauchen, sobald man sie reizet,
Gift in den Stich und lassen zurück den verborgenen Stachel,
Tief in die Adern gebohrt, den Geist in der Wunde verhauchend.
Fürchtest du aber des Winters Gewalt und sparst für die Zukunft,
Ihres gebeugten Muts und zerfallenden Staats dich erbarmend;
Räuchere ohne Bedenken mit Thymian, schneid' auch die leeren
Zellen hinweg. Oft nagte versteckt an den Waben die Eidechs,
Oder der Kellerwurm schlug lichtscheu dorten das Nest auf,
Oder die Drohn', unthätig am fremden Mahle sich mästend,
Oder heran drängt ungleich an Waffen die boshafte Horniß,
Auch das abscheuliche Mottengezücht; und gehaßt von Minerva,
Hängt an der Pforte die Spinn' ihr locker gewobenes Netz auf.
Je erschöpfter sie sind, desto eifriger streben sie alle,
Ihres gesunkenen Volkes Ruinen nach Kräften zu bessern,
Wieder zu füllen die Hallen und Speicher aus Blumen zu flechten.
Wann hingegen ihr Leib — da das Leben auch über die Bienen
Unsere Leiden verhängt — hinwelket in trauriger Krankheit,
Was du gar bald und sicher erkennst an deutlichen Zeichen:
Gleich ist verändert die Farb' an den Siechenden, häßliche Dürre
Schändet die ganze Gestalt, auch schleppen sie Leiber Verblichner
Aus den Behausungen fort und begehen den traurigen Grabzug.
Oder sie hangen am Thor, mit den Füßen zusammengeklammert,
Oder sie kauern gesamt im Bann der geschlossenen Wohnung,
Unmutsvoll vor Hunger und träg vor den Schauern des Frostes.
Dann erschallt ein dumpfes Getös und stoßweises Surren:
Wie wenn frostigen Hauchs in Waldungen murmelt der Südwind,
Wie das empörte Meer aufrauscht mit brandenden Wogen,
Wie das verzehrende Feu'r in verschlossenen Öfen emporzischt.
Hier nun geb' ich den Rat, mit des Galbanus Düften zu räuchern,
Honig in Rinnen von Schilfrohr ins Innre zu leiten,
Freundlich ladend zur wohlbekannten Speise die Matten.
Heilsam auch ist's, Galläpfel von herbem Geschmack zu zerstoßen
Und sie mit trockenen Rosen zu mischen und fettem, gekochten
Most und gedörrete Trauben vom Schosse der psythischen Reb' mit
Thymus von Cecrops Land, mit Centaurium strengen Geruches.
Auch auf Wiesen erblühet ein Kraut — den Namen Amellus
Gab ihm der Ackersmann — vom Suchenden leicht zu entdecken.
Denn als mächtiger Busch entsteigt es dem einzigen Stocke,
Gold ist die Scheibe der Blum', doch zwischen den zahlreichen Blättern

Funduntur, violae sublucet purpura nigrae.
Saepe Deûm nexis ornatae torquibus arae.
Asper in ore sapor. Tonsis in vallibus illum
Pastores et curva legunt prope flumina Mellae.
Hujus odorato radices incoque Baccho,
Pabulaque in foribus plenis adpone canistris.
Sed si quem proles subito defecerit omnis,
Nec, genus unde novae stirpis revocetur, habebit,
Tempus et Arcadii memoranda inventa magistri
Pandere, quoque modo caesis jam saepe juvencis
Insincerus apes tulerit cruor. Altius omnem
Expediam prima repetens ab origine famam.
Nam qua Pellaei gens fortunata Canopi
Accolit effuso stagnantem flumine Nilum,
Et circum pictis vehitur sua rura faselis;
Quaque pharetratae vicinia Persidis urguet,
Et diversa ruens septem discurrit in ora
Usque coloratis amnis devexus ab Indis,
Et viridem Aegyptum nigro fecundat arena:
Omnis in hac certam regio jacit arte salutem.
Exiguus primum atque ipsos contractus ad usus.
Eligitur locus: hunc angustique imbrice tecti
Parietibusque premunt artis, et quatuor addunt,
Quatuor a ventis, obliqua luce fenestras;
Tum vitulus, bima curvans jam cornua fronte,
Quaeritur: huic geminae nares et spiritus oris
Multa reluctanti obstruitur, plagisque peremto
Tunsa per integram solvuntur viscera pellem
Sic positum in clauso linquunt et ramea costis
Subjiciunt fragmenta, thymum, casiasque recentes.
Hoc geritur Zephyris primum impellentibus undas,
Ante novis rubeant quam prata coloribus, ante
Garrula quam tignis nidum suspendat hirundo.
Interea teneris tepefactus in ossibus humor
Aestuat et visenda modis animalia miris,
Trunca pedum primo; mox et stridentia pennis
Miscentur tenuemque magis magis aëra carpunt:
Donec, ut aestivis effusus nubibus imber,
Erupere; aut ut nervo pulsante sagittae
Prima leves ineunt si quando proelia Parthi.
Quis Deus hanc, Musae, quis nobis extudit artem?

Ringsum erstrahlt anmutig der Purpur dunkler Violen.
Oftmals schmückt sie in Kränze gewunden der Götter Altäre.
Scharf ist im Mund ihr Geschmack. Sie sammelt der Hirt in gemähten
Thälern sich ein und längs dem gewundenen Strome des Mella.
Koche die Wurzel des Krauts im duftenden Safte des Bacchus,
Setze zur Kost sie dann an die Pfort' in gefülleten Körben.
Aber wenn sämtliche Brut durch plötzlichen Tod dir hinwegstirbt
Und kein Mittel dir bleibt, des Geschlechtes Stamm zu erneuen,
Dann ist's Zeit, zu versuchen, was einst der arkadische Meister
Rühmlich erfand, wie geschlachteter Rinder verwestem
Blute schon oftmals Bienen entkeimten. Höher beginnend
Will ich vom ersten Entsteh'n das Gerücht ausführlich nun schildern.
Wo das beglückte Volk der pelläischen Veste Canopus
Wohnt an des sumpfenden Nils weit ausgegossenem Strome,
Und die Fluren ringsum durchfährt in bemaleten Kähnen,
Bis wo nahe andrängt die köcherbewaffnete Persis
Und in gesondertem Sturz durch sieben Mündungen ausströmt,
Weit aus der Fern' herwallend der Strom von den farbigen Indern
Und das grüne Egypten mit schwarzem Schlamme befruchtet:
Hier vertraut man das sichere Heil nur dieser Geheimkunst.
Erstlich wählt man den Platz, nur klein, wie der Zweck ihn verlanget,
Diesen beenget ein Dach aus Ziegeln und dicht anschließend
Fassen ihn Wandungen ein; auch läßt vier Fenster man offen,
Nach den vier Winden gewandt, mit schräg einfallendem Lichte.
Nunmehr sucht man ein Rind, das schon zweijährig die Hörner
Krümmt um die Stirn; ihm werden, wie sehr es sich sträubet, die
Nüstern verstopft und der Odem des Munds; erliegt es den Schlägen,
Wird ihm, nur bleibe das Fell unversehrt, das Innre zerstampft.
So bleibts unter Verschluß nun liegen, nachdem man ihm Reisig
Unter die Rippen gestreut und Thymus und blühende Casia.
Solches geschieht, wenn die Fluten zuerst umkräuselt der Zephyr,
Eh' noch die Au'n sich röten von neuauflebenden Farben,
Eh' am Gebälk ihr Nest aufhängt die zwitschernde Schwalbe.
Aber es gärt indessen im zarten Gebeine der heiße
Saft und Wesen erscheinen von wunderlich-seltsamem Aussehn,
Erst noch der Füße beraubt, doch bald mit schwirrenden Flügeln
Wimmeln sie, mehr und mehr in dünnere Lüfte sich hebend,
Bis sie zuletzt ausbrechen, wie platzender Regen im Sommer
Aus dem Gewölk, wie Pfeile geschnellt von der Sehne des Bogens,
Wenn zum Beginne der Schlacht hersprengt der flüchtige Parther.
Welcher der Götter, ihr Musen, errang uns diese Erfindung?

Unde nova ingressus hominum experientia cepit?
Pastor Aristaeus fugiens Peneia Tempe,
Amissis, ut fama, apibus morboque fameque,
Tristis ad extremi sacrum caput adstitit amnis,
Multa querens atque hac adfatus voce parentem:
Mater Cyrene, mater, quae gurgitis hujus
Ima tenes, quid me praeclara stirpe Deorum
(Si modo, quem perhibes, pater est Thymbraeus Apollo)
Invisum fatis genuisti? Aut quo tibi nostri
Pulsus amor? Quid me caelum sperare jubebas?
En etiam hunc ipsum vitae mortalis honorem,
Quem mihi vix frugum et pecudum custodia sollers
Omnia tentanti extuderat, te matre relinquo!
Quin age, et ipsa manu felices erue silvas!
Fer stabulis inimicum ignem atque interfice messes!
Ure sata et validam in vites molire bipennem:
Tanta meae si te ceperunt taedia laudis!
At mater sonitum thalamo sub fluminis alti
Sensit. Eam circum Milesia vellera Nymphae
Carpebant, hyali saturo sucata colore:
Drymoque, Xanthoque, Ligeaque, Phyllodoceque,
Caesariem effusae nitidam per candida colla;
Nesaee, Spioque, Thaliaque, Cymodoceque,
Cydippeque et flava Lycorias: altera virgo,
Altera tum primos Lucinae experta labores;
Clioque et Beroë soror, Oceanitides ambae,
Ambae auro, pictis incinctae pellibus ambae;
Atque Ephyre atque Opis et Asia Deïopea;
Et tandem positis velox Arethusa sagittis.
Inter quas curam Clymene narrabat inanem
Vulcani Martisque dolos et dulcia furta;
Aque Chao densos divom numerabat amores.
Carmine quo captae, dum fusis mollia pensa
Devolvunt; iterum maternas impulit aures
Luctus Aristaei, vitreisque sedilibus omnes
Obstupuere; sed ante alias Arethusa sorores
Prospiciens, summa flavum caput extulit unda
Et procul: O gemitu non frustra exterrita tanto,
Cyrene soror; ipse tibi, tua maxima cura,
Tristis Aristaeus Penei genitoris ad undam
Stat lacrimans et te crudelem nomine dicit!

Oder von wannen begann dies neue Gebaren der Menschen?
Aristäus, der Hirt, verließ das peneische Tempe,
Weil, nach der Sag', er die Bienen verlor durch Krankheit und Hunger,
Traurig und stellte sich hin an die heilige Quelle des Stromes,
Jammerte laut und rief zu der hohen Erzeugerin also:
„Mutter Cyren', o Mutter, die dort der strudelnden Wasser
Tiefen bewohnt, was hast du vom hehren Geschlechte der Götter
(Ist der Thymbräer Apoll, wie du rühmst, mein Vater in Wahrheit)
Mich, dem Schicksal Verhaßten, erzeugt? Wohin ist entschwunden
Deine Liebe zu mir? Warum, den Himmel zu hoffen, gebotst du?
Siehe, auch diesen sogar, den Ruhm des vergänglichen Lebens,
Welchen mir kaum des Getreides und Viehs sorgfältige Pflege,
Alles versuchend, errang, entziehst du mir jetzo, o Mutter!
Auf denn, mit eigener Hand entwurzle die glücklichen Wälder!
Schleudre den feindlichen Strahl in die Hürden, vernichte die Ernten!
Niederbrenne die Saaten und schwinge die mächtige Streitaxt
Über die Reben, wofern dir des Sohnes Verdienst zum Verdruß ward!
Aber die Mutter vernahm im Gemach in der Tiefe des Stroms die
Klagen des Sohns. Um sie her verzupften milesische Wolle,
Reich mit des Wassergrüns Glanzfarb' getränket die Nymphen:
Drymo zugleich mit Xantho, Phyllodoce dann und Ligea,
Ihnen umfloß hellschimmernd das Haar die schneeweißen Schultern,
Spio sodann und Nesäa, Cymodoce neben Thalia,
Und mit Cydippe die blonde Lycorias: jene noch Jungfrau,
Diese soeben zuerst mit Lucinas Wehen vertrauet;
Clio und Beroë, Schwestern, Oceanus' Töchter sie beide,
Beide mit Gold und beide mit farbigen Vließen umgürtet;
Ephyre dann und Opis, die asische Deïopea,
Endlich, doch ruht ihr der Pfeil, die Heldin im Lauf Arethusa.
Clymene jetzt erzählte dem lauschenden Kreise die eitle
Sorge Vulcans und die Ränke des Mars und verstohlene Buhlschaft,
Und vom Chaos herab all die zahllosen Händel der Götter.
Während sie so von der Märe gefesselt herab an den Spindeln
Drehn ihr zartes Gespinst, drang wieder zu Ohren der Mutter
Aristäus Geseufz' und all auf den gläsernen Sitzen
Staunten empor, da hebt von den übrigen Schwestern als erste
Über die Wellen hinauf ihr blondes Haupt Arethusa,
„Ach!" — so ruft sie von fern — „umsonst nicht, Schwester Cyrene,
Schreckt das Jammergeschrei dich; er selber, dein teuerster Liebling,
Aristäus voll Grimm, an des Peneus Wogen, des Vaters,
Steht er mit thränendem Blick und nennt dich grausamen Herzens!"

Huic percussa nova mentem formidine mater:
Duc, age, duc ad nos; fas illi limina divom
Tangere! Ait; simul alta jubet discedere late
Flumina, qua juvenis gressus inferret. At illum
Curvata in montis faciem circumstetit unda,
Accepitque sinu vasto misitque sub amnem.
Jamque domum mirans genetricis et humida regna,
Speluncisque lacus clausos lucosque sonantes,
Ibat; et ingenti motu stupefactus aquarum
Omnia sub magna labentia flumina terra
Spectabat diversa locis: Phasimque Lycumque
Et caput, unde altus primum se erumpit Enipeus,
Unde pater Tiberinus et unde Aniena fluenta
Saxosumqe sonans Hypanis Mysusque Caïcus,
Et gemina auratus taurino cornua voltu
Eridanus, quo non alius per pinguia culta
In mare purpureum violentior effluit amnis.
Postquam est in thalami pendentia pumice tecta
Perventum et gnati fletus cognovit inanes
Cyrene; manibus liquidos dant ordine fontes
Germanae, tonsisque ferunt mantelia villis.
Pars epulis onerant mensas et plena reponunt
Pocula; Panchaeis adolescunt ignibus arae.
Et mater: Cape Maeonii carchesia Bacchi;
Oceano libemus, ait. Simul ipsa precatur
Oceanumque patrem rerum Nymphasque sorores,
Centum quae silvas, centum quae flumina servant.
Ter liquido ardentem perfudit nectare Vestam,
Ter flamma ad summum tecti subjecta reluxit.
Omine quo firmans animum, sic icipit ipsa:
Est in Carpathio Neptuni gurgite vates,
Caeruleus Proteus, magnum qui piscibus aequor
Et juncto bipedum curru metitur equorum.
Hic nunc Emathiae portus patriamque revisit
Pallenen. Hunc et Nymphae veneramur, et ipse
Grandaevus Nereus: novit namque omnia vates,
Quae sint, quae fuerint, quae mox ventura trahantur.
Quippe ita Neptuno visum est, immania cujus
Armenta et turpes pascit sub gurgite phocas.

Ihr, von plötzlichster Angst erschüttert, erwidert die Mutter:
„Führ, o führ ihn zu uns; ihm ist es vergönnt der Götter
Schwellen zu rühren.“ Sprach's und die Strömungen heißt sie, die tiefen,
Weit sich spalten, damit die Bahn gewönne der Jüngling.
Diesen umwoget alsbald die gewölbete Flut gleich den Bergen,
Faßt in unendlichen Schoß ihn und führt ihn unter das Strombett.
Schon der Mutter Palast und die nassen Reiche bewundernd,
Und die von Grotten umschlossenen Seen und die rauschenden Haine,
Schreitet er hin und, betäubt vom gewaltigen Wogengetümmel,
Schaut er die Ströme zumal, die tief im Schoße der Erde,
Jeder am eigenen Ort, aufsprudeln: den Phasis und Lycus;
Dort den Quell, wo zuerst des Enipeus Strudel hervorbricht,
Wo Tiberinus der Vater und Anios stürzendes Wasser,
Hypanis felsendurchbrausender Strom und der Myser Caicus,
Auch wo Eridanus quillt, hellglänzend wie Gold, auf dem Stierhaupt
Doppelgehörnt, der gewaltig vor allen Strömen des Erdballs
Durch fruchtbares Geländ' ins dunkle Meer sich ergießet.
Als er nunmehr in die Halle, gewölbt aus hangendem Bimsstein,
Kam und Cyrene des Sohnes grundloses Klagen vernommen,
Reichet der Schwestern Chor nach der Ordnung lautere Quellflut
Ihm für der Hände Gebrauch und geschorene Tücher von Wolle.
Andre belasten mit Speisen den Tisch und stellen gefüllte
Becher darauf, es erglüh'n von panchäischem Feu'r die Altäre.
„Nimm“ — begann jetzt die Mutter — „den Kelch des mäonischen Bacchus,
Laß uns den Trank dem Oceanus opfern.“ Dann flehet sie selber
Dich, Allvater Oceanus, an mit den Nymphen-Geschwistern,
Ihnen allen, die rings die Wälder und Flüsse beschützen.
Dreimal besprengt sie den lodernden Herd mit lauterem Nektar,
Dreimal erglänzt die Flamm', auflodernd zur Decke der Wölbung.
Durch dies Zeichen im Geiste gekräftiget, redet sie also:
In dem karpathischen Schlund des Neptunus hauset ein Seher,
Proteus, der bläuliche Greis, der von Fischen getragen die weiten
Flächen des Meers im Gespann zweifüßiger Rosse durchwandert.
Dieser kehrt in Emathias' Port, nach Pallene, zur Heimat
Eben zurück. Ihn ehren wir Nymphen zumal, es verehrt ihn
Nereus selber, der Greis; denn enthüllt ist dem Geiste des Sehers
Alles, was ist, was war, was künftig zum Werden herannaht.
Also gefiel's dem Herrscher Neptun, des scheußliches Meervieh
Unter den Strudeln er weidet samt mißgestalteten Robben.

Hic tibi, nate, prius vinclis capiundus, ut omnem
Expediat morbi causam eventusque secundet.
Nam sine vi non ulla dabit praecepta, neque illum
Orando flectes; vim duram et vincula capto
Tende: doli circum haec demum frangentur inanes.
Ipsa ego te, medios quum sol accenderit aestus,
Quum sitiunt herbae et pecori jam gratior umbra est,
In secreta senis ducam, quo fessus ab undis
Se recipit; facile ut somno adgrediare jacentem.
Verum ubi correptum manibus vinclisque tenebis,
Tum variae eludent species atque ora ferarum.
Fiet enim subito sus horridus, atraque tigris,
Squamosusque draco et fulva cervice leaena;
Aut acrem flammae sonitum dabit atque ita vinclis
Excidet, aut in aquas tenues dilapsus abibit.
Sed quanto ille magis formas se vertet in omnes,
Tanto, gnate, magis contende tenacia vincla:
Donec talis erit mutato corpore, qualem
Videris, incepto tegeret quum lumina somno.
Haec ait et liquidum ambrosiae diffundit odorem;
Quo totum nati corpus perduxit. At illi
Dulcis compositis spiravit crinibus aura,
Atque habilis membris venit vigor. Est specus ingens
Exesi latere in montis, quo plurima vento
Cogitur, inque sinus scindit sese unda reductos:
Deprensis olim statio fidissima nautis;
Intus se vasti Proteus tegit objice saxi.
Hic juvenem in latebris aversum a lumine Nympha
Collocat, ipsa procul nebulis obscura resistit.
Jam rapidus, torrens sitientes Sirius Indos,
Ardebat caelo et medium Sol igneus orbem
Hauserat; arebant herbae et cava flumina siccis
Faucibus ad limum radii tepefacta coquebant:
Quum Proteus consueta petens e fluctibus antra
Ibat. Eum vasti circum gens humida ponti
Exsultans rorem late dispersit amarum.
Sternunt se somno diversae in littore phocae.
Ipse, velut stabuli custos in montibus olim,
Vesper ubi e pastu vitulos ad tecta reducit,
Auditisque lupos acuunt balatibus agni:
Considit scopulo medius numerumque recenset.

Diesen, mein Sohn, mußt zuerst du fahn und mit Banden fesseln,
Daß er der Seuch' Ursprung Dir enthüll' und den Ausgang befördre.
Ohne Gewalt wird jener dir nichts weissagen und nimmer
Beugest du flehend sein Herz; dem Gefangenen rücke mit Zwang und
Fesseln zu Leib; die brechen allein die vereitelte Täuschung.
Ich aber will, wann die Sonne des Mittags Gluten entzündet,
Wann schon dürstet das Gras und das Vieh sich freuet des Schattens,
Führen dich hin zum heimlichen Sitze des Greises, wo müde
Aus der Flut er sich birgt, daß leicht du den Schlummernden greifest.
Aber sobald den Ergriff'nen mit Hand und Fesseln du festhälst,
Dann wird mancherlei Trug- und Tieresgebild dich verhöhnen:
Denn urplötzlich erscheint er als borstiger Eber, als grimmer
Tiger, als schuppiger Drach', als gelbgemähnete Löwin,
Oder als prasselnde Flamm' erhebt er sich, und aus den Fesseln
Schlüpft er heraus oder macht sich davon in Wasser zerrinnend.
Aber je mehr er täuschend in alle Gestalten sich wandelt,
So viel straffer, mein Sohn, zieh an die beengenden Fesseln,
Bis er nach neuer Verwandlung als solcher erscheint, wie du anfangs
Schauetest, als das Auge der nahende Schlummer ihm zuschloß.
Sprachs und ergoß ringsum der Ambrosia lautere Düfte,
Welche den ganzen Leib des Sohnes durchdrangen. Doch diesem
Strömte ein süßer Geruch von den schön geordneten Locken,
Feurige Kraft erfüllt ihm die Glieder. Tief in den Felsberg
Dringt ein weitgehöhltes Geklüft, wo im Sturme die Brandung
Heftig anprallt und hinein in verborgene Busen sich spaltet,
Oft der vertrauteste Port den sturmverschlagenen Schiffern,
Drinnen war Proteus versteckt, von mächtigen Felsen umschirmet.
Dorthin stellte, dem Lichte entgegen, die Nymphe den Jüngling
Tief in die Grott'; sie selbst blieb fern in der Hülle des Nebels.
Schon entbrannt' am Himmel, die dürstenden Indier sengend,
Sirius Wut; schon hatte die feurige Sonne den Umkreis
Hälftig erschöpft; hinwelkte das Gras und in trocknen Kanälen
Kochten die hohlen Flüsse, vom Strahl durchglüht bis zum Schlamme:
Als zur gewohnten Grotte, der Flut entsteigend, sich Proteus
Hinzog. Diesen umhüpft' allwärts des unendlichen Meeres
Feuchtes Geschlecht, ringsum die bitteren Tropfen versprengend.
Schläfrig lagern sich schon, am Gestade zerstreuet, die Robben.
Aber er selbst — wie etwa ein Hüter der Herd' im Gebirge,
Wann von der Weide zum Stall der Abend die Kälber zurückführt
Und die Lämmer durch schallend' Geblök die Wölfe erregen —
Setzt' in die Mitt' auf den Felsen sich hin und zählet sie musternd.

Cujus Aristaeo quoniam est oblata facultas,
Vix defessa senem passus componere membra,
Cum clamore ruit magno manicisque jacentem
Occupat. Ille suae contra non immemor artis
Omnia transformat sese in miracula rerum,
Ignemque, horribilemque feram, fluviumque liquentem.
Verum ubi nulla fugam reperit pellacia, victus
In sese redit atque hominis tandem ore loquutus:
Nam quis te, juvenum confidentissime, nostras
Jussit adire domus? Quidne hinc petis? inquit. At ille:
Scis Proteu, scis ipse; neque est te fallere quoiquam.
Sed tu desine velle! Deûm praecepta sequuti
Venimus, hinc lapsis quaesitum oracula rebus.
Tantum effatus. Ad haec vates vi denique multa
Ardentes oculos intorsit lumine glauco,
Et graviter frendens sic fatis ora resolvit:
Non te nullius exercent numinis irae!
Magna luis commissa! Tibi has miserabilis Orpheus,
Haud quaquam ob meritum poenas, ni fata resistant,
Suscitat; et rapta graviter pro conjuge saevit.
Illa quidem, dum te fugeret per flumina praeceps,
Immanem ante pedes hydrum, moritura puella!
Servantem ripas alta non vidit in herba!
At chorus aequalis Dryadum clamore supremos
Implerunt montes; flerunt Rhodopeiae arces,
Altaque Pangaea et Rhesi Mavortia tellus,
Atque Getae atque Hebrus et Actias Orithyia.
Ipse cava solans aegrum testudine amorem
Te, dulcis conjux, te solo in littore secum,
Te veniente die, te decedente canebat.
Taenarias etiam fauces, alta ostia Ditis,
Et caligantem nigra formidine lucum
Ingressus Manesque adiit Regemque tremendum,
Nesciaque humanis precibus mansuesere corda,
At Cantu commotae Erebi de sedibus imis,
Umbrae ibant tenues simulacraque luce carentum
Quam multa in foliis avium se millia condunt,
Vesper ubi aut hibernus agit de montibus imber:
Matres atque viri, defunctaque corpora vita
Magnanimûm heroum, pueri innuptaeqae puellae,
Impositique rogis juvenes ante ora parentum:

Gleich, wie die günstige Stunde dem Aristäus sich darbot,
Wartet er kaum bis der Greis hinstreckt die ermatteten Glieder,
Als er mit lautem Geschrei vorstürzt und den liegenden schleunig
Fesselt. Dieser indes, der eigenen Kunst nicht vergessend,
Wandelt sofort sich um in alle die Wundergestalten:
Flamm' und schreckliches Wild und gleitende Sturmflut.
Aber nachdem kein Zauber die Flucht ihm eröffnete, kehrt' er
Endlich besiegt in sich selbst und sprach mit menschlicher Stimme:
„Wer doch gab dir Befehl, du hochvermessener Jüngling,
Unsrer Behausung zu nah'n? Was heischest du?“ rief er. Doch jener:
„Selber ja weißt du's, Proteus, auch wagt dich keiner zu täuschen.
Aber auch du laß ab! Den Befehlen der Götter gehorsam,
Kam ich, für meinen Verlust wahrsagenden Spruch mir zu holen!“
Jener sprach's. Doch der Seher begann mit großer Gewalt nun
Funkelnde Blicke zu rollen im bläulichen Glanze der Augen,
Und laut knirschend vom Geist enthüllte sein Mund das Verhängnis.
Irgend ein Gott ist's fürwahr, des Zorn dich quälet; du büßest
Große Vergeh'n! Dir wecket der schuldlos leidende Orpheus
Solcherlei Qual, wenn anders sie nicht abwendet das Schicksal.
Denn noch tobt er gewaltig ob seiner entrissenen Gattin,
Als sie mit stürzender Eile vor dir an den Strömen dahinfloh,
Ward sie der gräßlichen Schlang' im ragenden Grase des Ufers
Nicht vor den Füßen gewahr, die dem Tode geweihete Jungfrau.
Doch mit Geschrei erfüllte der Schwesterchor der Dryaden
Weit die Gipfel der Berg'; da weineten Rhodope's Burgen
Und die pangäischen Höh'n und des Rhesus streitbare Landschaft,
Geten und Hebrus' Flut und die aktische Orithyia.
Jener stillte der Sehnsucht Gram mit gewölbeter Leier,
Dich, du süßes Gemahl, dich bang am einsamen Ufer,
Dich mit kommendem Tag' und dich nur mit scheidendem singend.
Selbst in des Tänarus Schlund, zu den ragenden Pforten des Pluto
Und in den düsteren Hain, voll mitternächtlichen Grauens,
Stieg er hinab; die Manen besucht' er, den König des Schreckens,
Und die noch nie durch menschliches Flehn gerühreten Herzen;
Aber erregt vom Gesang aus des Erebus unterstem Abgrund
Schwebten luftige Schatten daher und Totengebilde:
Wie sich im Laub das Gevögel zu Tausenden birgt, wenn der Abend
Oder des Winters Regen daher vom Gebirge sie scheuchet:
Mütter und Männer zugleich und verblichene Riesengestalten
Hocherhabener Helden, und Knaben und bräutliche Jungfrau'n,
Jünglinge auch, vor den Augen der Eltern gestreckt auf den Holzstoß:

Quos circum limus niger et deformis arundo
Cocyti, tardaque palus inamabilis unda
Alligat et novies Styx interfusa coercet.
Qum ipsae stupuere domus atque intima Leti
Tartara, caeruleosque implexae crinibus angues
Eumenides, tenuitque inhians tria Cerberus ora
Atque Ixionii vento rota constitit orbis.
Jamque pedem referens casus evaserat omnes,
Redditaque Eurydice superas veniebat ad auras,
Pone sequens: namque hanc dederat Proserpina legem:
Quum subita incautum dementia cepit amantem,
Ignoscenda quidem, scirent si ignoscere Manes.
Restitit, Euridicenque suam jam luce sub ipsa,
Immemor, heu! victusque animi respexit. Ibi omnis
Effusus labor atque immitis rupta tyranni
Foedera, terque fragor stagnis auditus Avernis.
Illa, quis et me, inquit, miseram et te perdidit, Orpheu?

Quis tantus furor? En iterum crudelia retro
Fata vocant, conditque natantia lumina somnus!
Jamque vale! Feror ingenti circumdata nocte,
Invalidasque tibi tendens, heu non tua, palmas!
Dixit et ex oculis subito ceu fumus in auras
Commixtus tenues fugit diversa; neque illum,
Prensantem nequicquam umbras et multa volentem
Dicere, praeterea vidit: nec portitor Orci
Amplius objectam passus transire paludem.
Quid faceret? quo se rapta bis conjuge ferret?
Quo fletu Manes, qua Numina voce moveret?
Illa quidem Stygia nabat jam frigida cymba!
Septem illum totos perhibent ex ordine menses
Rupe sua aëria deserti ad Strymonis undam
Flevisse et gelidis haec evolvisse sub antris,
Mulcentem tigres et agentem carmine quercus:
Qualis populea moerens Philomela sub umbra
Amissos quaeritur foetus, quos durus arator
Observans nido implumes detraxit; at illa
Flet noctem ramoque sedens miserabile carmen
Integrat et moestis late loca questibus implet.
Nulla Venus, non ulli animum flexere Hymenaei.
Solus Hyperboreas glacies, Tanaimque nivalem,

Welche der schwarze Morast ringsum und gräßliches Schilfrohr
Und des Cocytus abscheulicher Sumpf mit trägem Gewässer
Bändiget, und neunfältig der Styx durchströmend verkerkert —
Ja, ihm staunten des Todes Behausungen, selber im Innern
Tartarus; ihm die Furien selbst, mit bläulichen Schlangen
Durchgeringelt das Haar; selbst Cerberus schwieg mit dem dreifach
Klaffenden Rachen; still stand im Winde das Rad des Ixion.
Und schon wandt' er den Schritt, entflohen den Schrecknissen allen,
Schon stieg, neu ihm geschenkt, Eurydice auf zu der Lichtwelt,
Hinter ihm nach: so wollt' es Proserpinas strenge Bedingung,
Als nichts achtender Wahn urplötzlich den Liebenden hinriß,
Wohl der Verzeihung wert, wenn je verzeih'ten die Manen.
Stille stand er und sah, besiegt vom Gefühl und vergeßlich,
Ach! schon nahe dem Licht, nach seiner Eurydice. Hin war
Alles Bemühn nun gar und zerrissen des Wüterichs Bündnis,
Und dreimaliges Krachen durchscholl die avernischen Sümpfe.
„Wehe! wer stürzt mich Ärmste und dich ins Verderben, mein Orpheus?"
Sprach sie, „woher solche Wut? Zurück, ach! rufet mich wieder
Grauses Geschick und Schlummer bedeckt mein schwimmendes Auge!
Lebe denn wohl! Hinschweb' ich umhüllt von unendlichem Dunkel,
Kraftlos streck' ich die Hände nach dir, ach, nimmer die Deine!"
Sprach's und schnell aus den Augen hinweg, wie der Rauch in die Lüfte
Aufgelöst sich verzieht, entfloh sie verschwindend; und jenen,
Welcher umsonst die Schatten noch hascht und viel noch zu reden
Trachtete, sah sie nicht mehr; auch wehrt' ihm des Orkus
Fährmann, über den Pfuhl, der den Pfad abschneidet, zu fahren.
Was nun beginnen? Wohin, zweimal von der Gattin gerissen?
Wie durch Thränen die Manen, die Götter mit Flehen bewegen?
Schon schwamm jene erkaltet dahin im stygischen Kahne!
Sieben Monde hindurch, erzählt man, hab' er beständig
Unter dem luftigen Fels an Strymons ödem Gewässer
Weinend sein traurig Geschick in eisigen Höhlen durchjammert,
Tiger bezähmend und Eichen bewegend mit seinem Gesange:
Wie voll Trauer im Schatten der Pappel beklagt Philomele
Ihre verlorenen Kinder, die einer beim Pflügen erspäht und
Grausam dem Neste noch ohne Gefieder entrissen; nun weinet
Jen' in die Nacht und erneut auf dem Zweige hinsitzend
Mitleid erweckenden Sang und erfüllt wehklagend die Gegend.
Nicht mehr rührete Venus das Herz ihm, nicht Hymenäus.
Einsam durch hyperborisches Eis und des Tanais Schneefeld

Arvaque Rhipaeis numquam viduata pruinis
Lustrabat, raptam Eurydicen atque irrita Ditis
Dona querens. Spretae Ciconum quo munere matres,
Inter sacra Deûm nocturnique orgia Bacchi,
Discerptum latos juvenem sparsere per agros.
Tum quoque marmorea caput a cervice revolsum,
Gurgite quum medio portans Oeagrius Hebrus
Volveret, Eurydicen vox ipsa et frigida lingua,
Ah miseram Eurydicen! anima fugiente vocabat;
Eurydicen toto referebant flumine ripae.
Haec Proteus; et se jactu dedit aequor in altum,
Quaque dedit, spumantem undam sub vortice torsit.
At non Cyrene; namque ultro adfata timentem:
Nate, licet tristes animo deponere curas.
Haec omnis morbi causa: hinc miserabile Nymphae,
Cum quibus illa choros lucis agitabat in altis,
Exitium misere apibus. Tu munera supplex
Tende, petens pacem, et faciles venerare Napaeas;
Namque dabunt veniam votis irasque remittent,
Sed, modus orandi quis sit, prius ordine dicam.
Quatuor eximios praestanti corpore tauros,
Qui tibi nunc viridis depascunt summa Lycaei,
Delige et intacta totidem cervice juvencas.
Quatuor his aras alta ad delubra Dearum
Constitue et sacrum jugulis demitte cruorem;
Corporaque ipsa boum frondoso desere luco.
Post, ubi nona suos Aurora induxerit ortus,
Inferias Orphei Lethaea papavera mittes,
Et nigram mactabis ovem; lucumque revisens,
Placatam Eurydicen vitula venerabere caesa.
Haud mora, continuo matris praecepta facessit:
Ad delubra venit, monstratas excitat aras;
Quatuor eximios praestanti corpore tauros
Ducit et intacta totidem cervice juvencas.
Post ubi nona suos Aurora induxerat ortus,
Inferias Orphei mittit, lucumque revisit.
Hic vero subitum ac dictu mirabile monstrum
Adspiciunt: liquefacta boum per viscera toto
Stridere apes utero et ruptis effervere costis;
Immensasque trahi nubes; jamque arbore summa
Confluere et lentis uvam demittere ramis.

Und vom rhipäischen Reif niemals entblößete Felder
Streift er hin, Eurydices Raub anklagend und Pluto's
Eitle Geschenk'. Allein ciconische Mütter, durch solche
Treue gekränkt, zerfleischten am Feste der Götter, bei Bacchus
Wildem Dienst, in der Nacht ihn und streuten umher die Gebeine.
Dann auch noch, als sein Haupt, vom Marmornacken gerissen,
Mitten im wirbelnden Strom der öagrische Hebrus dahintrug,
Rief er „Eurydice!" noch mit erkaltender Zunge des Mundes
„Ach, Eurydice, Ärmste!" mit schon entfliehendem Hauche.
Und „Eurydice!" scholl es zurück von des Stromes Gestaden.
Also des Proteus Spruch; und hinab in die Tiefe des Meeres
Sprang er und dreht' im Sturze zum Wirbel die schäumende Woge.
Aber Cyrene nicht; zu dem Zagenden sprach sie nun selber.
Sohn, dir geziemt's von den traurigen Sorgen das Herz zu entlasten,
Weißt du doch jetzo die Ursach' der Seuch', warum sandten den Bienen
Jammernswürdigen Tod die Nymphen, denen zum Chor sich
Jene gesellt in ragenden Hainen. Nun bringe in Demut
Opfer du dar und flehe um Gnad' zu den milden Napäen;
Denn sie verzeih'n dem Gelobenden gern und lassen vom Zorne.
Aber vernimm umständlich zuvor, wie die Sühne gescheh'n muß.
Vier erlesene Stiere von stattlichem Wuchse des Leibes
Welche dir jetzo die Höh'n abweiden des grünen Lycäus,
Wähl' und der Kühe soviel mit unbelastetem Nacken,
Vier Altäre für sie in der Göttinnen ragendem Tempel
Baue dann und laß strömen das heilige Blut aus den Kehlen
Aber sie selbst, die Leiber, laß liegen im laubigen Haine.
D'rauf, sobald die neunte der Morgenröten emporsteigt,
Bringe des Orpheus' Manen zum Opfer lethäischen Mohn dar,
Opfr' ihm auch ein schwärzliches Schaf, zum Haine dann kehrend,
Weih' der versöhnten Eurydice noch ein geschlachtetes Kuhkalb.
Sonder Verzug vollbringt er sofort die Befehle der Mutter,
Geht zum Tempel in Eil' und erbaut die gebot'nen Altäre.
Vier erlesene Stiere von stattlichem Wuchse des Leibes
Führt er, auch Kühe soviel mit unbelastetem Nacken.
D'rauf, sobald die neunte der Morgenröten emporstieg,
Opfert er Orpheus' Manen und kehret zurück zu dem Haine.
Aber nun sieh! urplötzlich ein staunenswürdiges Wunder
Schau'n sie dort, aus zerfloss'nem Geweid' und den Bäuchen der Rinder
Schwirren nun Bienen hervor, den geborstenen Rippen entsummend,
Zieh'n in unendlichen Wolken dahin, dann im Wipfel des Baumes
Sammeln sie sich und hängen als Traube an biegsamen Zweigen.

Haec super arvorum cultu pecorumque canebam
Et super arboribus, Caesar dum magnus ad altum
Fulminat Euphraten bello victorque volentes
Per populos dat jura viamque adsectat Olympo.
Illo Virgilium me tempore dulcis alebat
Parthenope, studiis florentem ignobilis otî:
Carmina qui lusi pastorum audaxque juventa,
Tityre, te patulae cecini sub tegmine fagi.

Dies von der Flur Anbau, von der Pflege des Viehs und der Bäume
Sang ich einst, als Cäsar der Held am tiefen Euphrates
Donnerte mächtig im Streit und willfährigen Völkern als Sieger
Recht und Gesetze verlieh und die Bahn aufstieg zum Olympus.
Damals weilt' ich, Virgil, in der holden Parthenope freundlich
Nährender Flur und blühte in Künsten ruhmloserer Muse:
Der ich der Hirten Gesang nachscherzt' und im Frohsinn der Jugend
„Tityrus, unter dem Dach breitastiger Buche" dich singend.

Sachliche Erläuterungen.*)

Zu Vers 1. „hertauend vom Himmel": Nach der Vorstellung der Alten wurde der Honig nicht aus dem Nektar der Blüten durch die Bienen bereitet, sondern fiel als eine Art Tau vom Himmel selbst herunter. Daher, sagt Aristoteles, finde man wegen des reichlichen Taues, der im Sommer beim Aufgang größerer Gestirne und nach dem Erscheinen eines Regenbogens falle, die Zellen oft in einem oder zwei Tagen voll Honigs; im Herbste hingegen, wenn gleich noch viele Blumen blühen, werde der ausgenommene Honig nicht mehr ersetzt. Auch nach Plinius (natur. histor. c. 1. 11. 12.), welcher selbst wieder auf Hesiod sich beruft, fällt der Honigtau vorzugsweise beim Aufgang der „edleren" Gestirne oder wenn nach dem Regenbogen kein Regen mehr erfolge, sondern der Tau von den Sonnenstrahlen erwärmt werde. Besonders beim Aufgang des Sirius und bei den Konstellationen der Venus mit Jupiter und Merkur trete der Honigtau am reichlichsten auf. Vom Aufgang der Plejaden um den Anfang des Mai finde man gegen die Morgendämmerung das Laub der Bäume und vieler Pflanzen mit Honig betaut. Wer in der frühen Morgenstunde sich draußen bewege, fühle dann die Kleider gleichsam von Salbe feucht und die Haare klebrig. Doch läßt Plinius die Frage offen, ob dieser Honigtau ein schleimiger Auswurf der Gestirne oder ein Saft der sich reinigenden atmosphärischen Luft oder eine Ausschwitzung des Firmamentes, also eine Art Himmelsschweiß sei. Auf dem Wege von oben herab nehme er vieles von unreinen Erddünsten an; ferner verliere er, von den sammelnden Bienen aus Laub und Kräutern geschlürft, dann im Leibe derselben verarbeitet und mit

*) Wir bringen hier ausdrücklich nur sachliche Erläuterungen, d. h. solche, die sich auf das von Virgil geschilderte **Bienenleben**, die **Bienenzucht** und **Bienenprodukte** beziehen. Aber eben damit glauben wir dem Leser eine notwendige und willkommene Gabe zu bieten, die ihrerseits wieder eine Ergänzung der in den philologischen Kommentarien gebrachten Erklärungen sein dürfte, wo eben das **Sachliche** und **Fachmännische** teils zu kurz kommt, teils — nomina sunt odiosa — geradezu unrichtig (siehe S. 320 zu V. 38 u. ö.) behandelt wird.

dem Munde wieder ausgespieen und dabei mit allerlei Blumensäften versetzt und durchknetet, sehr viel von seiner ursprünglichen, wunderbaren Heilkraft. Gleichwohl behalte er durch alle diese Verwandlungen hindurch einen Rest seiner himmlischen, ätherischen Natur, für welche Himmelsgabe der Mensch nicht dankbar genug sein könne. Der beste Tauhonig sei der vom Laube am wenigsten verdorbene der Bäume, besonders der Eichen, Linden und des Schilfes. Im goldenen Zeitalter soll dieser Himmelshonig auf das reichlichste geflossen sein:

„Selbst der knorrigen Eiche enttriefte der tauige Honig," singt Virgil in seinen Eklogen (IV, 30).

Im Gegensatz zu Plinius läßt Galenus (de alimentor. fac. III) die wesentlichen Bestandteile des Honigtaues aus der Erde und den Gewässern als Dünste emporsteigen und dann erst herabfallen, wie den gewöhnlichen Tau, nachdem jene an heißen Tagen von der Sonne gleichsam gekocht und in einer darauffolgenden kalten Nacht verdichtet worden sind.

Einen wesentlichen Fortschritt der Lehre vom Honigtau finden wir bei Johannes Bauhinus und Joh. H. Cherlerus ((historia universalis plantarum, Ebroduni 1650, t. 2, l. VIII, cap. 9). Beide statuieren einen ursächlichen Zusammenhang des Honigtaues mit den Strahlen der Sommersonne, aber in der Weise, daß dieselben gewisse in den Pflanzen enthaltenen Stoffe zum Verdunsten bringen, welche durch verborgene Öffnungen der Rinde und sonstigen Oberfläche austreten und in der Nacht mit dem gewöhnlichen Tau sich mischen sollen. Hier ist also der Honigtau schon als vegetabilisches Produkt aufgefaßt, dessen Ursprung zwar nicht bei der gesamten Pflanzenwelt, wohl aber bei einzelnen, besonders dazu neigenden Pflanzen zu suchen sei.

Petrus Laurenbergus (horticultura, Frankfurt a. M. 1654) dagegen bezeichnet den Honigtau noch als einen Regen vom Himmel, der durch die Sonnenstrahlen in eine für die Pflanzenwelt schädliche Substanz verwandelt werde, während Plinius und Galenus denselben nur von seiner für die honigsammelnden Bienen förderlichen und wohlthätigen Seite kennen.

In den Spuren des Bauhinus bewegt sich noch im 18. Jahrhundert **Muschenbroek** (institutiones physicae, II, cap. XL, de meteoris aqueis, §. 1527), indem er den Honigtau aus Substanzen entstehen läßt, welche aus Bäumen und Kräutern aufsteigen, sobald die Sommersonne ihren Zenith erreicht habe. Trotzdem läuft noch die alte Plinius'sche Hypothese vom meteorischen Ursprung des Honigtaues bei den Naturforschern neben her, zuletzt noch in zwei Beantwortungen einer Preisfrage der schwedischen Akademie der Wissenschaften nach dem Wesen des Honigtaues aus dem Jahre 1741. Gerade diese Preis-

frage, beziehungsweise die erfolgende Kritik der falschen Beantwortungen der ersteren, hat für die weitere Aufhellung und wissenschaftliche Richtigstellung des Natur-Phänomens den wirksamen Anstoß gegeben, indem von da ab die exakten Naturforscher mehr und mehr die Unrichtigkeit der traditionellen Honigtau-Hypothese erkannten und bloßlegten.

Den ersten wissenschaftlichen Einspruch erhob Leche (Abhandl. der schwed. Akad. 1765 S. 89), indem er, gestützt auf gleichzeitige Beobachtungen des genialen Reaumur (Mém. sur les insectes, tom. III, p. 44, 1734—42) an den Blattläusen, das ganze Problem der Honigtau-Entstehung erstmals in ein anderes Licht stellte. Reaumur hatte nämlich das fast regelmäßige Zusammenvorkommen von Blattläusen und Honigtau beobachtet und solches anfangs in falscher, später in richtiger Weise dahin erklärt, daß der Honigtau als Exkret der Blattläuse bezeichnet werden müsse. Leche führte diese Reaumur'schen Beobachtungen selbst weiter und schildert (a. a. O.) sehr anschaulich, wie eine Blattlausart, der sog. „lichtgrüne Chermes", der sich auf den Stämmen unserer Apfelbäume, sowie auf den Johannisbeersträuchern massenweise aufhält, diese Exkretion vollzieht: „Da sitzt er und sauget, das callöse Wesen. Aus seinem Hinterteil geht ein kleiner, klarer Tropfen heraus, den die Ameisen erwarten und wie einen Leckerbissen mit ihren Kiefern wegschnappen. Es ist angenehm zu sehen, wie die Ameisen, wenn kein Saft vorhanden ist, mit ihren Fühlern den Chermes auf den Rücken klopfen, als wollten sie zu verstehen geben, daß sie da seien und etwas zu erwarten hätten. Ich bemerkte, daß der schläfrige Chermes da, gleichsam wie erwecket, etwas zum Gebrauch der durstigen Ameisen von sich gab."

Trotzdem wurde diese im Prinzip richtige Erklärungsweise der Entstehung des Honigtaues noch auf lange hinaus nicht nach Gebühr gewürdigt. Speziell in den zunächst beteiligten und berufenen Kreisen der Botaniker gab man noch immer der vegetabilischen Entstehungsweise den Vorzug.

So führt, anschließend an die Hypothese des Bauhinus noch 1794 Plenck in seiner Einteilung der Pflanzenkrankheiten unter der Rubrik II „Profluvia" neben Haemorrhogia, Lachrymatio gemmarum und Albigo (Mehltau) auch unseren Honigtau (Melligo) als phytopathologische Erscheinung auf. Die thatsächliche qualitative Verwandtschaft des Honigtaues mit dem Nektariensaft der Blüten in Anbetracht der chemischen Zusammensetzung beider mußte diese Meinung noch begünstigen.

Treviranus behauptet gleichfalls in seiner Physiologie der Gewächse (II, a. Bonn 1838, S. 36): „Auch ohne allen drüsigen Apparat können süße Säfte aus grünen Pflanzenteilen ausschwitzen und es bedarf dazu nur einer sehr warmen, anhaltend trockenen Luftbeschaffenheit. Am Öl-

baume, mehreren Ahornarten, dem Walnußbaume, den Weiden, Ulmen, Fichten ist dergleichen von Lobel und Pena, von Tournefort, Reneaume und anderen beobachtet worden und schon Plinius hatte Kenntnis davon. An Weißpappeln und Linden habe ich es mehrmals während einer heißen und trockenen Sommerwitterung bemerkt, sowie an Carduus arctioides und an Orangebäumen, wenn die Luft der Gewächshäuser zu warm und zu trocken war. Das Sekret erschien stets auf der Oberseite der Blätter in zerrinnenden Tropfen, die endlich zusammenflossen und einen Überzug bildeten, der teilweise auch abfloß."

In derselben Richtung wie Treviranus bewegen sich mit ihren Forschungen Th. Hartig (Forstliches Conversationslexikon 1834 S. 409), der den Honigtau auf den Laubblättern der Rose beobachtete und auf die dadurch bedingten lokalen Veränderungen im Blattgewebe hinweist; ferner Meyen (Pflanzenphysiologie S. 225), der den Honigtau als eine durch zu schnellen Temperaturwechsel verursachte Pflanzenkrankheit charakterisiert; desgleichen Schlechtendal (in einem Aufsatz über den Zucker auf den Blättern, II. Jahrgang der botanischen Zeitung 1844 S. 6), der zwar das gleichzeitige Vorkommen der Blattläuse auf den „süßen klebrigen Blättern" nicht in Abrede stellt, dabei aber ähnlich wie schon Goethe in seinen bekannten Beiträgen zur Morphologie (I, S. 294, Cottasche Ausgabe von 1817) sich äußert, daß anfangs eine starke Aufnahme vieler Nahrung bei behinderter Verdunstung statthabe, dann aber, durch Wärme und heitere Luft begünstigt, die Ausdünstung desto stärker werde und dadurch eine Ausschwitzung erfolge, aus welcher die trockene Luft die wässerigen Teile hinwegnehme und die gehaltvolleren auf den Blättern zurücklasse.

Ebenso entscheidet sich Unger in seiner Abhandlung „Zur näheren Kenntnis des Honigtaues" (Berichte der Wiener Akademie, mathem.-natur. Klasse, 25. Jahrgang 1857), in welcher er verschiedene von ihm beobachtete Erscheinungen des Honigtaues beschreibt und die betreffenden Analysen mitteilt, für den vegetabilischen Charakter der Exkretion, indem er schließt: „ein auf sorgfältige und mehrmals wiederholte Beobachtung gegründetes Verzeichnis von Honigtau tragenden und davon gänzlich freien Pflanzen, welche häufig hart nebeneinander standen, spricht keineswegs für solche nähere Ursachen, welche außerhalb der Pflanze liegen, sondern deutet vielmehr darauf hin, daß die Hervorbringung des honigartigen Blattüberzuges von den Pflanzen selbst bewerkstelligt werde."

Im Hinblick auf die unleugbaren Wechselbeziehungen zwischen der Bodenbeschaffenheit, in deren Sphäre eine Pflanze mit ihren Wurzeln sich bewegt, und der Säfteentwicklung in den überirdischen Zellenteilen nennt Hallier in seiner Phytopathologie (1868) den Honigtau eine

durch den Chemismus des Bodens einerseits und durch abnorme Ernährungsverhältnisse andererseits veranlaßte Exkretion, welche für den pflanzlichen Organismus als ein höchst bedenkliches pathologisches Symptom angesehen werden müsse.

Zumal in den siebziger Jahren wendeten sich verschiedene Forscher von Namen und wissenschaftlicher Bedeutung der Lösung unseres Problems zu. Die Mehrzahl derselben suchte indes immer wieder einen vegetabilischen Entstehungsgrund. Hierher gehören die Franzosen Boussingault (compt. rend. t. 74 p. 87 u. p. 472) und Follie, die Engländer Hooker und Darwin, unter den Deutschen H. Hofmann (Landwirtschaftliche Versuchstationen 1877) und Soraur (Handbuch der Pflanzenkrankheiten, 2. Aufl. I, 1886). Für den letzteren, welcher die Konsequenzen aus den Forschungen seiner sämtlichen Vorgänger zieht, sind Transpiration und Sonnenhitze die einzigen ursächlichen Faktoren, welche den Honigtau zustande bringen. Sobald die Wurzeln der erkrankenden Pflanze humusarme, steinige Bodenschichten erreichen und infolge davon nicht mehr imstande sind, die normalen Wasser- und Nährstoffmengen den besonders in heißer, trockener Jahreszeit stark transpirierenden und assimilierenden Blattorganen zuzuführen, entstehe als Umwandlung der für anderweitige Zwecke bestimmten Kohlehydrate in Zucker — der ausschwitzende Honigtau.

Hiergegen hatten begreiflicherweise alle diejenigen, welche nach dem Vorgang Reaumurs einer ausschließlich animalischen Entstehungsweise des Honigtaues das Wort redeten, keinen leichten Stand. Dennoch fand auch diese im allgemeinen gut fundierte und sehr annehmbare Hypothese manchen tüchtigen Vertreter. Am gründlichsten und überzeugendsten wird dieselbe in allerneuester Zeit durch Dr. M. Büsgen, Privatdozent der Botanik an der Universität Jena, verteidigt, auf dessen treffliche Abhandlung „Der Honigtau, biologische Studien an Pflanzen und Pflanzenläusen, 1891" hier ausdrücklich hingewiesen sei. Für Büsgen sind in Geltendmachung der animalischen Entstehungshypothese insbesondere folgende gewichtige Beobachtungen maßgebend (siehe a. a. O. Kap. II, S. 1, 17 u. ö.):

1. Die glänzenden Tröpfchen, mit deren Auftreten der Honigtau beginnt, stehen außer aller Beziehung zu dem anatomischen Bau der Blätter, auf welchen sich die Erscheinung vollzieht. Sie sind weder an die Nerven der Blätter gebunden noch bevorzugen sie irgendwie die zwischen den Nerven gelegenen, dazu in erster Linie geeignet scheinenden, Parenchyminseln.

2. Die Tröpfchen stehen in Gruppen zusammen, die ihrerseits auf horizontal liegenden Blättern einen fast kreisförmigen, auf geneigten

einen mehr länglichen Umriß zeigen. Diese Tröpfchen-Gruppenfiguren können also nicht durch direkte Ausscheidungen aus den Blättern gebildet sein, sonst müßte ihr Entstehungskreis kongruent dem Mutterboden des Pflanzenblattes eine diverse Gestalt annehmen; vielmehr müssen dieselben von einem außerhalb des Blattes gelegenen Punkte her bewirkt werden.

3. Einzelne Teile dieser Tröpfchen-Gruppen können über den Blattrand hinaus auf andere Blätter, z. B. auf Stengelteile, ja sogar auf gar nicht zu der Pflanze selbst gehörige Dinge der Umgebung und zwar, was sehr wichtig ist, nicht in senkrechter Falllinie geschleudert werden.

4. Die Tröpfchen, deren Durchmesser höchstens einen Millimeter beträgt, können und müssen zufolge des Gesetzes der Adhäsion zusammenfließen und bilden dann eine zähe, klebrige Masse. Niemals sieht man aber unter der Lupe ein einzelnes Tröpfchen wachsen, was die causa efficiens des Zusammenfließens in dem Falle sein müßte, wenn die Ausscheidungen aus den Saftzellen der Pflanzen herrührten. Auch die kleinsten Tröpfchen sind verhältnismäßig schon ziemlich groß und behalten ihre Anfangs-Dimensionen unverändert bei.

Kurz, die Honigtau-Tröpfchen und der als Honigtau bekannte Zusammenfluß derselben ist das Produkt der Blattläuse, welche die Pflanzenwelt in zahllosen Milliarden von Kolonien bevölkern und deren größte Ausdehnung thatsächlich mit derjenigen Jahreszeit zusammenfällt, in welcher der Honigtau am meisten beobachtet wird. Darin hat der neueste Beobachter des Phänomens jedenfalls recht, daß das räumliche Nebeneinander von Honigtau und Blattläusen nicht für die letzteren ein post hoc ergo propter hoc bedeuten kann, das heißt es wäre irrig, mit Verschiedenen anzunehmen, daß der von den Pflanzen ausgeschiedene Honigtau als Nahrungsquelle die Blattläuse anziehe. Solches wäre physiologisch fast undenkbar, indem Tiere wie Blattläuse mit solch ausgesprochenem Stech- und Saugapparat (siehe die lithogr. Tafel II der gen. Abhandlung) die auf freier Oberfläche der Blätter in dünner Schicht ausgebreitete klebrige Honigtaumasse nur äußerst schwer aufnehmen können, während es denselben eine Spielerei ist, durch Anbohren der Pflanzenzellen die nährenden Zuckersäfte aufzusaugen.

Hiermit wäre die Honigtauhypothese, diese crux unserer Naturforscher, in ein letztes, im allgemeinen wohlbefriedigendes Stadium getreten, obwohl auch hier, wie uns scheint, nicht alle Bedenken gegen eine teilweise Berechtigung der vegetabilischen Entstehungsweise sich als stichhaltig erweisen dürften. Vielleicht liegt auch bei diesem Problem die Wahrheit in der Mitte der divergierenden Ansichten und der Honig-

tau ist bald mehr durch vegetabilische, bald mehr durch animalische Entstehungsursachen bedingt. Es ist zwar für den poetisch angeregten Beobachter des Naturlebens kein besonders anziehender Gedanke, daß der von den alten Dichtern als ätherisches Himmelsgeschenk besungene Honigtau zu guterletzt nichts weiter ist als das gewöhnliche Exkret der schmarotzenden Pflanzenläuse, indessen der Wahrheit gebührt, möge sie fallen wie sie will, in allewege die Ehre. Insofern wird dieser unser Exkurs über den Honigtau an dieser Stelle unseren Lesern, zumal er ganz neue Gesichtspunkte eröffnet, nicht unwillkommen sein.

Zu Vers 8 ff. Der Bienenstand (stabula V. 14, auch von Columella IX, 6 gebraucht) soll an einem dem Wohnhause nahen, ungestörten, sonnigen und windfreien Orte sich befinden, möglichst unten im Thale, nie auf freier Anhöhe, wo die rauhen, scharfen Winde beikommen können. Erwünscht ist der Schutz durch Bäume oder nachbarliche Gebäude. Die Lage soll gegen Osten und Süden sein, damit die Morgensonne die Bienen zum Ausflug reize und im Winter selbst einige Wärme nicht fehle. Die einzelnen Bienenwohnungen, kurzweg „Stöcke" bei uns genannt, standen bei den römischen Landwirten dreifach übereinander auf einer drei Fuß hoch gemauerten und, zum Schutz gegen kriechendes Gewürm (Eidechsen und Schlangen) glatt getünchten Bühne. Darüber wölbte sich zum Schutz gegen den Regen ein leicht gefügtes Dach. Das Ganze war mit einer mäßig hohen Mauer von locker gelegten Feldsteinen umgeben, welche in dem Falle, daß man Diebstähle befürchtete, fester und höher aufgeführt wurde und drei Fuß hoch vom Boden kleine Durchgänge erhielt. Wir haben also schon bei den Römern das Vorbild der sog. „Bienenlagd", wie sie mit Vorliebe im Lüneburgischen und Braunschweigischen heute noch in den Heidegegenden aufgeschlagen wird, allerdings aus leichterem Material, von Holz und Stroh. Im ganzen unmittelbaren Umkreis des Standes soll der vorsichtige Bienenzüchter die Nester der Wespen und Hornissen zerstören, schädliche Vögel töten oder durch Klappern und Schwenken von Tüchern fortscheuchen, die Eidechsen ausrotten und jegliche Störung durch das herumschweifende Weidevieh verhindern.

„Die an der Brust mit blutigen Händen gezeichnete Prokne" ist die Schwalbe, eine unserer Bienenzucht besonders bei trübem Wetter und lange anhaltendem Regen nicht ungefährliche Feindin. Am verderblichsten können die sog. Rauchschwalben werden, wenn sie in der Nähe der Bienenstände in altem Gemäuer in Kolonien sich aufhalten. Der mythologische Name, welchen der Dichter der Schwalbe hier giebt, rührt von einer athenischen Königstochter, Prokne, her. Dieselbe war mit dem thracischen Könige Tereus vermählt und rächte die Schändung

ihrer Schwester Philomela an dem Gatten dadurch, daß sie den eigenen Sohn Ithys ermordete und dem Vater zu essen gab. Alle wurden verwandelt, Prokne selbst als Schwalbe und behielt ihre blutige Brust.

Zu Vers 18 ff. Auch Varro verlangt, daß in der Nähe des Bienenstandes lauteres Wasser vorbeifließe oder in seichten Tümpeln, zwei bis drei Finger tief, sich sammle. Fehlte lebendiges Wasser, so leitete man solches aus Brunnen und Quellen in kleinen Kanälen herbei, worin ja die Römer im großen in ihren prächtigen Aquadacten Mustergiltiges leisteten. In das Wasser selbst legte man kleine Stäbe aus Weidenruten und Steinchen, die so weit über das Wasser hervorragten, daß die vom Sturm zu Boden geschleuderten Bienen darauf ausruhen und bequem trinken konnten. Diese Stäbe und Kiesel erscheinen den kleinen Wesen als ganze Stämme und Balken, sowie als mächtig ragende Felsblöcke, das Wässerlein selber als ein ganzer Ozean (vgl. Georg. I, 295).

Zu Vers 24. Der Baum soll nur dem Vorhofe des sonnigen Bienenstandes, dem Vestibulum des Hauses der Bienenfamilie, den Schatten entgegenwerfen, damit die Schwärme, die gern an schattigem Platze sich niederlassen, dort einen Anhaltspunkt finden.

Der Lenz der Schwärme dauert von der Frühlingsgleiche bis zum längsten Tage. Die Ausflüge beginnen nach Hyginus mit der Frühlingsgleiche und das Schwärmen währt vom Aufgang der Vergilien (11. Mai) bis zur Mitte des Sommers.

Zu Vers 30. Aus der großen Zahl der Honigpflanzen hebt der Dichter in schöngemessenen und mit flüssigen Konsonanten austönenden Versen die vorzüglicheren und bekannteren hervor: Casia, Daphne Gnidium Linn., Zeiland; Serpyllum, Thymus Serpyllum, Linn., Quendel, wilder Thymian; der lateinische Name der Thymbra war Cunila, wovon der Landmann den einheimischen auch Satureja nannte; daher der botanische Name Satureja Thymbra Linn., Saturei, Gartenysop. Die Violen, von denen Virgil ganze Beete angepflanzt wünscht, gehören dagegen zu den weniger ausgesprochenen Bienennährpflanzen.

Zu Vers 33 ff. Als beliebte Bienenwohnungen waren im Gebrauch solche aus der Rinde des Korkbaumes, weil diese weder zu kalt im Winter, noch zu warm im Sommer sind; nächstdem viereckige aus dickmarkigten Ferulstäben; dann geflochtene Körbe aus Weidenruten, die man innen und außen mit einer Schicht flüssigen Kuhmistes überzog; weiter Beuten aus hohlen Naturstämmen, also „Klotzbeuten", wie sie jetzt noch in Polen und Rußland vielfach Verwendung finden; auch aus Lehm wurden von den ärmeren Züchtern Wohnungen geformt, während die Reichen sich den Luxus eines durchsichtigen Stoffes erlaubten, um, wie bei unseren Observationsstöcken das Thun und Treiben der Bienen

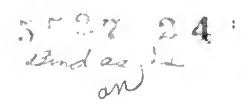
im Innern betrachten zu können. Gewiß eine schon recht ansehnliche Auswahl von Bienenwohnungen, deren Zahl die mobile neuere Technik allerdings längst überschritten hat. Doch ist auch unser vielgerühmter Mobilismus, d. h. die Bienenwohnung mit beweglichem Wabenbau, den Alten nicht ganz unbekannt gewesen, indem die alten Griechen Bienenkästchen mit ein- und ausstellbaren Waben im Gebrauch hatten.

Zu Vers 35. Die Römer scheinen demnach mehr als ein sog. Flugloch an ihren Bienenwohnungen angebracht zu haben. Ob sie damit der nötigen Luftregulierung im Innern Rechnung getragen haben oder ihren Völkern während der Volltracht eine größere Bewegungsmöglichkeit im Ein- und Ausfliegen verschaffen wollten, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Zu Vers 38 ff. Die Bienen verstopfen — und zwar nicht erst im Winter, wie ein sehr gelehrter Philologe in seinem Kommentare zu dieser Stelle meint — schon im Nachsommer, beziehungsweise sobald die eigentliche Tracht aufhört, die Fluglöcher mit dem bekannten Bienenharz, von Plinius melligo genannt. Dasselbe hat drei Schichten: zuerst commosis, Gummigrund, dann pissoceros, Pechwachs, endlich propolis, Vorbau. Der Gummigrund ist die erste Kruste, von bitterem Geschmack. Darüber folgt als eine Art luftdichte Verpichung das Pechwachs. Zuletzt folgt als eigentlicher Bau die massige Lage der propolis. Das Wachs, sagt Plinius, sammeln die Bienen aus Blumen, das Bienenharz dagegen aus „Thränen der Bäume", der Weide, Erle, Ulme und Fichte. Die Abweichungen des Aristoteles von dieser Definition sind unwesentlich; dagegen verwechselt Varro propolis, welches Wort auch überhaupt für Bienenharz gebraucht wird, mit Erithace, dem Bienenbrot oder, wie wir uns wissenschaftlicher ausdrücken, dem zu Pollen verarbeiteten Blütenstaub, welcher sonst Sandaracha und Cerinthus heißt.

Zu Vers 42 ff. Hier verwechselt der Dichter die Honigbienen mit ihren Verwandten aus dem Geschlecht der Apiden, den Erdbienen, die Aristoteles richtig unterscheidet und um den Thermodon fand, vielleicht auch mit einer kleineren Art von Hummeln, die ihre Nester mit Vorliebe in Erdlöchern und Steinritzen anlegen. Dagegen trifft es auf unsere Honigbienen gut zu, wenn Virgil sie „im Schlupfe des ausgemoderten Baumes" sich bergen läßt.

Zu Vers 45. So sorgfältig die Bienen auch ihrerseits sich gegen Kälte und unberufene Gäste verschanzen, muß der Bienenzüchter hier doch nachhelfen. Columella verlangt, daß die Bienenstöcke unter Schirmdächern stehen, die durch Schichten punischen Leimes wasserdicht gemacht werden sollen. Um die Zeit des Frühuntergangs der Plejaden (11. No-





Date Due

